HEYNE BÜCHER

Das Schwarze Auge

IM FARINDEL-WALD

INA KRAMER

DIE REISE NACH SALZA
1. TEIL

Schmidt Spiele

Aventurien heißt die phantastische Spielewelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels Das Schwarze Auge. Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

Werwesen aller Art, böse Feen und tückische Geister hausen im Farindelwald, und namenlose Gefahren warten auf den Wanderer, der sich verirrt.

Anselm Peckert, ein besonnener Medicus, der zu seinen Verwandten nach Salza reist, zieht es trotz aller Warnungen in den Wald, und das Verhängnis nimmt seinen Lauf.

Auch Sylphinja, eine junge Hexe, verschlägt es in den Farindelwald. Schicksalhafte Begegnungen erwarten die beiden ...

1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Túan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazonen* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019

Das Schwarze Auge

INA KRAMER

IM FARINDELWALD

DIE REISE NACH SALZA
TEIL 1

Sechzehnter Roman
aus der
aventurischen Spielewelt

herausgegeben
von
ULRICH KIESOW

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

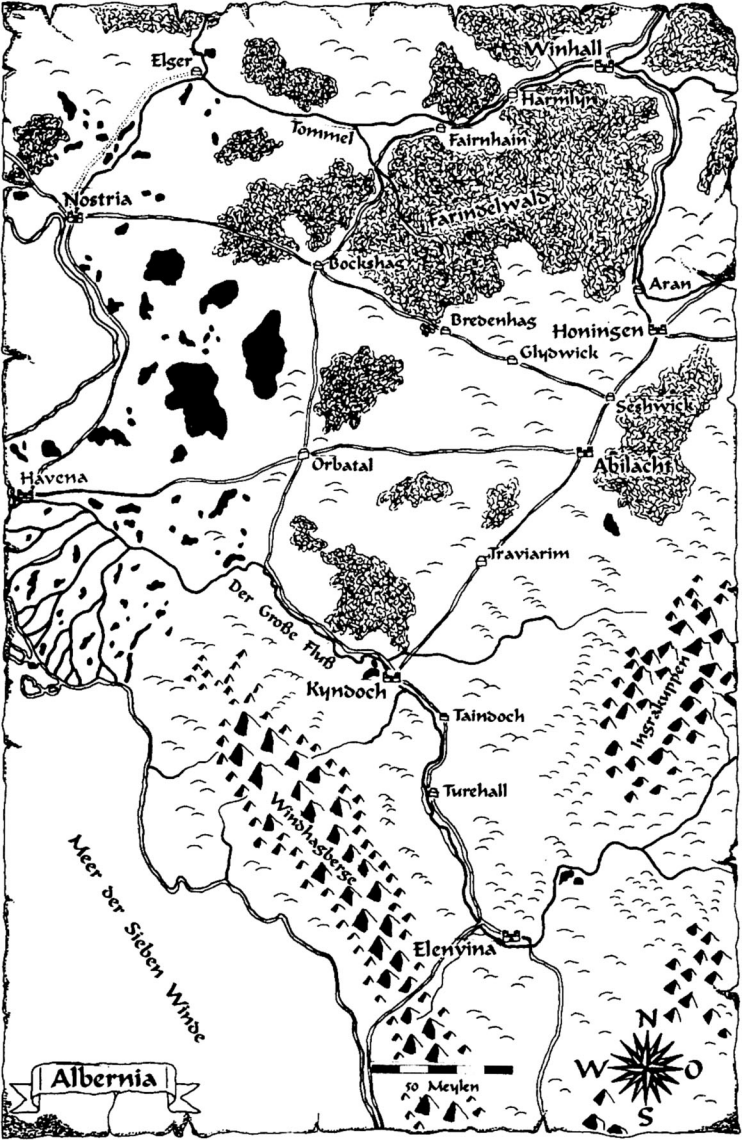
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6016

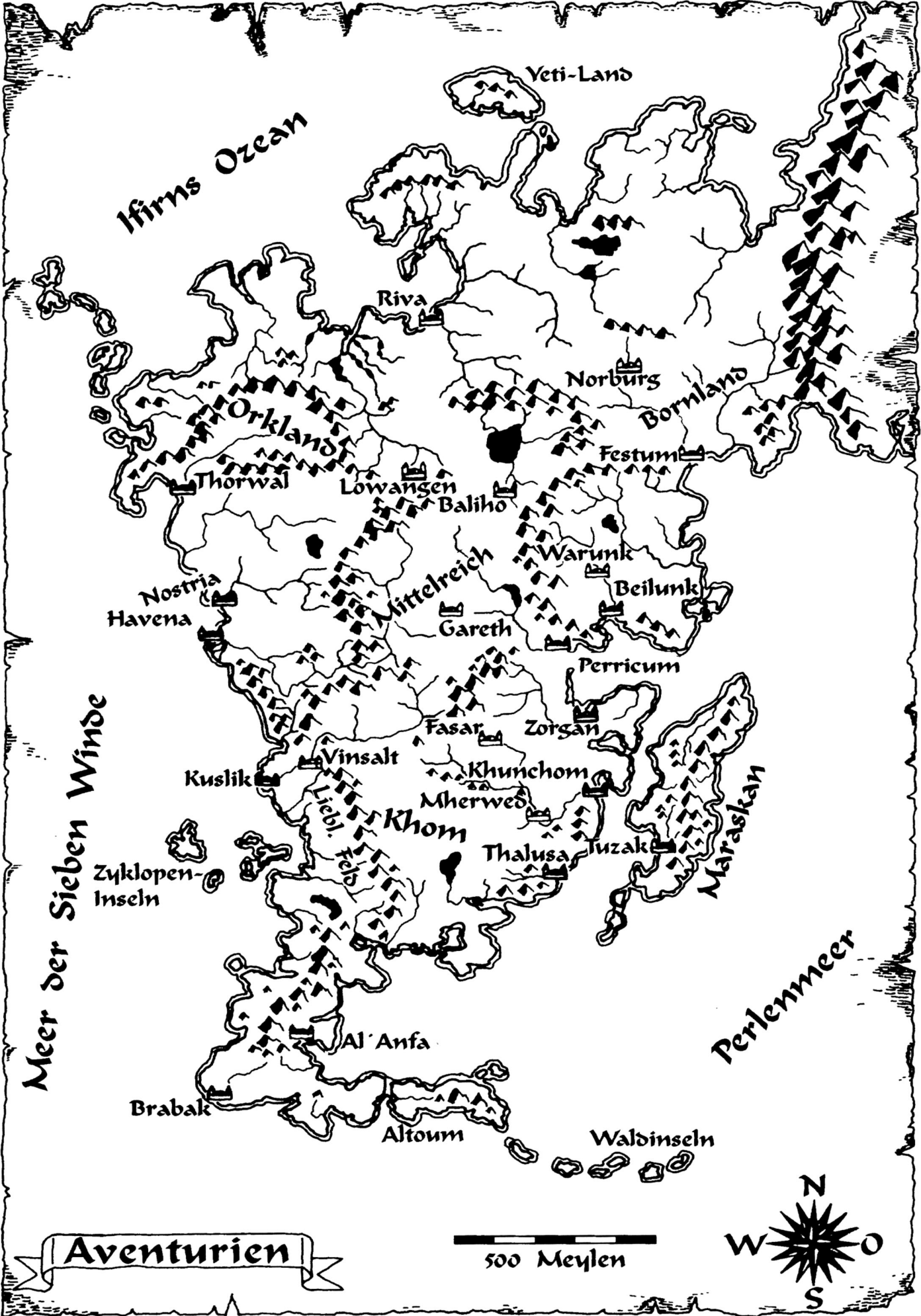
Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: F. Stanya
Copyright © 1996
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
und Schmidt Spiele + Freizeit GmbH Eching
Printed in Germany 1996
Umschlagbild: Krzysztof Wlodkowski
Kartenentwürfe (Seite 6/7): Ralf Hlawatsch
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-10964-3

Für A., die mir Lust aufs Schreiben gemacht hat,
und für Ralf der die Arbeit geduldig begleitete


Elger
Winhall
Harmilyn
Tommel
Fairnhain
Nostria
Farindelwald
Bockshag
Aran
Bredenhag
Honingen
Glydwick
Seshwick
Orbatal
Abilacht
Havena
Traviarim
Der Große Fluß
Kyndoch
Taindoch
Ingrakuppen
Turehall
Windhasberge
Meer der Sieben Winde
Elenvina
N
W
O
S
Albernia
50 Meilen


Yeti-Land
Ifirns Ozean
Riva
Norburg
Bornland
Orkland
Festum
Thorwal
Lowangen
Baliho
Warunk
Mittelreich
Nostria
Havena
Beilunk
Gareth
Perricum
Fasar
Zorgan
Vinsalt
Kuslik
Khunchom
Mherwed
Liebl. Feld
Khom
Thalusa
Tuzak
Maraskan
Zyklopen-Inseln
Meer der Sieben Winde
Perlenmeer
Al'Anfa
Brabak
Altoum
Waldinseln
Aventurien
500 Meylen
N
W
O
S

Nur wenige Wimpernschläge nachdem er das Stadttor von Abilacht passiert hatte, erfuhr Anselm vom großen Ereignis des Tages: Um die Praiosstunde würde auf dem Marktplatz eine Hexe verbrannt werden. So, so, eine Hexe, dachte er, als er die Nachricht hörte, und wußte selbst nicht, was er damit hätte sagen wollen, hätte er es laut ausgesprochen. Er kannte sich mit Hexen nicht aus und hatte sich um das Hexenwesen (oder -unwesen) nie sonderlich gekümmert. Ein Vers kam ihm in den Sinn – *Hexenblick und Hexenkuß / Hexenspeichel, Hexenschuß / Krötenschleim und Zaubernuß / Garst'ger Kater, schwarz wie Ruß* –, aber er entsann sich nicht, wo er ihn gehört oder gelesen hatte.

Es war Anselms erste Hinrichtung – oder vielmehr die erste, der er beiwohnen würde. Bis Mittag blieben ihm noch drei Stunden, Zeit genug, eine Herberge zu suchen und einen kräftigen Imbiß zu verzehren. Er wäre allemal rechtzeitig am Markt, um sich einen guten Platz zu sichern. Um seinen Magen machte er sich keine Sorgen – er würde das Frühstück schon bei sich behalten. Aber er spürte doch ein leises Kribbeln der

Erregung, als er seinen grauen Wallach in die Stadt lenkte.

Anselm Peckert oder Anselmo Pecarion aus Punin, wie er sich nannte, seit er die Grenzen seiner Heimatbaronie hinter sich gelassen hatte, stammte aus Cres, der Hauptstadt ebenjener Baronie, war aber immerhin viermal in seinem nunmehr zweiundzwanzigjährigen Leben in Punin gewesen und wußte damit genug über den Ort, um sich, sollte er jemals einem Puniner oder Punin-Kundigen begegnen (was er für eher unwahrscheinlich hielt), keine Blöße zu geben und nicht des Lügens überführen zu lassen. Cres selbst hatte er keine Träne nachgeweint, als er es verließ, denn auch wenn es seine Heimat war und sich Hauptstadt nannte, so war es doch nicht viel mehr als ein halbverlassenes Dorf, dessen größte Attraktionen das heruntergekommene Schlößchen aus Kaiser Pervals Zeiten und das seit Jahren verwaiste Imman-Stadion waren.

Der junge Mann war Medicus, und er hielt sich selbst für einen guten Diagnostiker und soliden Handwerker. Er hatte den Beruf von seinem Vater, Jucho Peckert, gelernt. Dieser stammte aus dem Bornland, aus einer Familie von teils seßhaften, teils reisenden Heilern, Viehärzten und Badern und hatte sich, fast vierzigjährig, drei Götterläufe vor Anselms

Geburt in Almada niedergelassen. Was ihn aus seiner Heimat vertrieben hatte, ob es Hunger, Mißgunst, enttäuschte Liebe oder Abenteuerlust war, wissen wir nicht mit Sicherheit, gewiß jedoch ist, daß er ein Jahr lang das Mittelreich bereiste, bevor er sich Cres im Herzen Almadas zur neuen Heimat erkor. Zwei Jahre später – Jucho hatte sich inzwischen als guter Zahnreißer, Furunkelstecher, Geburtshelfer und Apotheker einen Namen gemacht – schloß er mit der Bäckerstochter Dorine den Traviabund, und neun Monde später erblickte der kleine Anselm Deres Licht.

Vier Götterläufe lang lebte die Familie in Frieden und bescheidenem Wohlstand, dann starb Dorine im Wochenbett; das Kind, das sie zur Welt brachte, war schon im Mutterleibe abgestorben – erdrosselt von der eigenen Nabelschnur. Dieser Schicksalsschlag drückte nicht nur schwer auf Juchos Gemüt, er schädigte auch sein Ansehen als Medicus (was sollte man von einem Heiler halten, der seiner eigenen Frau nicht helfen konnte?), und erst viele karge Monde später, nachdem er zwei schwere Fälle von blauer Keuche erfolgreich kuriert hatte, faßten die Creser wieder Vertrauen zu ihm.

So gingen die Jahre dahin – mit Aderlässen, Schröpfköpfen, Egeln und Klistieren. Anselm lernte früh, Anblick und Geruch von Blut, Eiter, Brand, faulem Atem und anderen ungesunden Ausdünstungen

und Absonderungen zu ertragen, denn nach dem Tod seiner Frau ließ Jucho den Knaben nur selten allein; der Kleine begleitete ihn bei allen Hausbesuchen, und daheim im Behandlungs- und Beratungsstübchen des väterlichen Hauses saß er still auf einem Schemel, wenn Jucho die Patienten empfing. Es freute den Medicus, daß dem Kind vor den oft widerwärtigen Manifestationen dämonischen Wirkens oder göttlichen Strafens – den Ursprung der Krankheiten zu ergründen, sollte Jucho niemals gelingen, sosehr er es sich auch wünschte und sooft er auch darüber nachsann – nicht nur nicht graute, sondern daß es vielmehr ein nüchternes, nicht von Angst, Ekel oder Mitleid getrübtes Interesse für sie zeigte.

Als Anselm sieben Jahre zählte, begann Jucho, ihn zu unterweisen. In den ersten drei Götterläufen lehrte er ihn die Grundlagen jeder Wissenschaft: lesen, schreiben und rechnen, messen, wiegen, vergleichen und schätzen. In den folgenden drei Götterläufen lehrte er ihn, Pflanzen zu bestimmen, zu sammeln und sachgemäß zu trocknen, des weiteren das Kochen von Süden, die Herstellung von Salben und das Pillendrehen. Vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahr unterwies er ihn in Anatomie und Krankheitskunde, lehrte ihn die gebräuchlichen Behandlungsmethoden, das richtige Mischen der Arzneien, das Schienen von Brüchen und das Nähen von Wunden.

Einzig das Amputieren konnte Jucho seinem Sohn nur in der Theorie nahebringen, denn bis zu seinem Tode ergab sich in Cres keine Notwendigkeit für einen solchen Eingriff.

Mit knapp achtzehn Jahren besaß Anselm die gleichen Kenntnisse und Fertigkeiten wie sein Vater, und er konnte sich mit Fug und Recht Medicus nennen. Doch er ahnte, daß Juchos Wissen begrenzt sei, wie alles menschliche Wissen, und zu gerne wäre er in die Welt gezogen, um Dinge zu lernen, von deren bloßer Existenz er jetzt noch nichts ahnte. Doch Jucho, melancholisch seit seines treuen Weibes Tod, begann zu kränkeln und vergeßlich zu werden, und sein Augenlicht und Gehör ließen ihn immer häufiger im Stich. Da beschloß Anselm schweren Herzens, dem Vater weiterhin beizustehen und das Reisen bis auf weiteres zu verschieben.

Drei wenig ereignisreiche Jahre verstrichen. Anselm übernahm mehr und mehr die väterlichen Aufgaben, wurde vom Gehilfen allmählich zum selbständigen und geachteten Heiler, begann sich nach einer geeigneten Frau umzuschauen und hatte sich schon halb damit abgefunden, niemals mehr von der weiten Welt zu sehen als die zugegeben sehr schönen Straßen und Plätze von Punin. Da erkrankte vor nunmehr drei Monden der alte Jucho. Es war der Brabaker Schweiß, wie Anselm am hohen Fieber und

den wahnhaften Angstzuständen unschwer erkannte, noch bevor er die sieben Einstiche entdeckt hatte. Nun, der Brabaker Schweiß ist keine tödliche Krankheit, auch für einen gebeugten Alten nicht, und Anselm wußte, was er zu tun hatte. Er bereitete einen Brei aus getrockneten und zerstoßenen Donf Stengeln, mit dem er seinen Vater fütterte, und als er sich spät abends zur Ruhe legte, war das Fieber deutlich gesunken.

Doch Boron hatte andere Pläne: Er holte den guten Jucho noch in derselben Nacht zu sich – mitten in einem wohligen Traum ließ Er ihn sanft entschlafen –, und als Anselm früh am nächsten Morgen nach dem Vater schaute, fand er nur noch dessen leblosen, kalten und bereits erstarrten Körper.

Zu sagen, daß Anselm verzweifelt und im Grunde seiner Seele erschüttert gewesen wäre, entspräche nicht der Wahrheit. Aber er war traurig – traurig, weil er vom Vater nicht hatte Abschied nehmen können, weil ihm plötzlich bewußt wurde, daß ein Abschnitt seines Lebens, die Jugend, nun endgültig vorüber war, und weil er einen Menschen verloren hatte, mit dem er zweiundzwanzig Jahre lang fast ständig zusammengewesen war. Doch schon auf dem Ritt nach Ragath, wo er einen Boronpriester zu finden hoffte, der den Vater würdig und den Riten gemäß bestatten sollte, kam ihm der Gedanke, daß er nicht

nur einen Verlust erlitten hatte, sondern auch von einer Fessel befreit worden war. Endlich würden Pflicht und Gewohnheit ihn nicht mehr binden, und er könnte tun, was ihm beliebte; er könnte reisen, die Welt stünde ihm offen. Und die Creser machten es Anselm leicht, den Gedanken zum Entschluß reifen zu lassen.

Zum Begräbnis erschien die halbe Stadt, und sogar aus Schlehen waren ein paar Patienten angereist, um dem alten Medicus die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem der Sarg im Boden versenkt worden war und der Geweihte die Seele des Verstorbenen Borons Gnade anempfohlen hatte, sprachen die Leute Anselm ihr Beileid aus, und der eine oder andere wischte sich dabei eine Träne aus dem Auge, aber schon beim anschließenden Leichenschmaus mit Wein, weißen Fladen und geräucherten Gnitzen begannen die ersten scheel zu blicken und zu tuscheln. Und von diesem Tag an schienen sie allesamt von jedem Gebrechen befreit und gegen jede Krankheit gefeit zu sein.

Anselm merkte es in den ersten Tagen kaum, daß die Patienten ausblieben; er war damit beschäftigt, sein Leben zu überdenken und die Habe seines Vaters zu sichten und zu ordnen. Doch nach einer Woche begann er sich zu wundern und sich zu fragen, ob die Creser das Vertrauen in seine Heilkünste verloren

hätten. Nach einer weiteren Woche, in der er keinen Kreuzer einnahm, kam ihm zu Ohren – sehr vage, flüsternd vom einen zum anderen weitergegeben, kaum mehr als der Hauch eines Gerüchtes und mit der Beteuerung zugetragen, man selbst glaube solches selbstverständlich nicht –, daß man in Cres den Verdacht hege, er, Anselm, sei am Tod seines Vaters nicht ganz unschuldig, habe womöglich ein wenig nachgeholfen, um schneller das Erbe antreten und ein lustiges Leben führen zu können.

Auch wenn es in Cres nur einen einzigen Menschen geben sollte, der ihm die Ungeheuerlichkeit des Vatermordes zutraute, auch wenn die Wirren der letzten Jahre, die answinistische Pest und danach die Orkkriege, die Menschen mißtrauisch und böse gemacht hatten, so verbitterte es Anselm doch, daß man dem Verleumder lauschte und das Erlauschte weitertrug, statt ihm das Maul zu stopfen. An diesem Tag beschloß der junge Medicus, das Haus zu verkaufen und Cres für immer den Rücken zu kehren.

Drei Wochen suchte er vergebens nach einem Käufer, und als er in der vierten schließlich einen fand, mußte er sich mit weniger als der Hälfte des erhofften Gewinnes zufriedengeben. Und doch verfügte er nun über eine erkleckliche Barschaft, die es ihm ermöglichen würde, sollte ihm kein Unglück widerfahren, zwei Jahre lang sorglos die Welt zu bereisen. Doch

war es zunächst ein ganz bestimmter Ort der Welt, der sein nächstes Ziel sein sollte (denn ein Ziel braucht der Mensch, im Leben wie beim Reisen) – die große Stadt Salza am Meer der Sieben Winde, wo der rauhe Beleman blies und sich die Kulturen der ernsten, schweigsamen Nostrianer und der fröhlichen, trinkfesten und rauflustigen Thorwaler miteinander vermischten. Das jedenfalls war Anselms Vorstellung von Salza. Er war auf den Ort verfallen, als er beim Sichten der väterlichen Papiere einen alten, vergilbten Brief entdeckt hatte, der als Absender die Anschrift *Jasper Irjan Peckert, Medicus, wohnhaft in Salza im dritten Haus an der Hauptstraße links* trug. Das Schreiben stammte von einem Vetter zweiten Grades des Vaters oder einem Oheimskind mütterlicherseits – Anselm konnte sich auf die verzwickten verwandtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr besinnen –, doch waren es nicht die Familienbande, die ihn nach Salza zogen; es war jene Stelle in dem Schreiben, wo es hieß: *Neben der Arbeit als Arzt, die mich gut ernährt und zum größten Teil aus Routine besteht – die Nordmänner und -frauen sind von kerniger Gesundheit, aber sie raufen halt gern, und so gilt es fast jeden Tag eine Platzwunde zu nähen und zu verbinden –, beschäftige ich mich seit einiger Zeit damit, Ursprung und Wesen des Vampirismus und der Lykanthropie zu ergründen – ein hochinteressantes Feld, lieber Vetter, wenn auch sehr ungewiß und die Gefahr in*

sich bergend, den Forscher in Sphären zuführen, die keines Menschen Fuß je betreten sollte. Des weiteren studiere ich (in rationi nur, leider, leider, da ich, wie Du weißt, die Gabe nicht besitze) die Heilkünste der Hexen und Elfen.

Ja, das ist es, hatte Anselm gedacht – Lykanthropie und Vampirismus! Solche Worte kannte man in Almada gar nicht, und Fälle dieser Krankheiten hatte es, solange er lebte, im Umkreis von hundert Meilen nicht gegeben. Auch zog es ihn nach Norden. Jetzt, in seinem dreiundzwanzigsten Jahr, gestand er sich ein, daß das Leben im sonnigen Almada – die heißen Sommer und die milden Winter, der gute Wein und die üppigen Speisen, die belanglosen Krankheiten der Leute und ihre ebenso belanglose Behandlung – über kurz oder lang zu körperlicher und geistiger Trägheit führen mußte, wobei er die zweite weit mehr fürchtete als die erste. Im Grunde seines Herzens war er ein Nordmann, befand Anselm, war das bornische Erbe seines Vaters stärker durchgeschlagen als das südländische Naturell der Mutter, und wenn der Alte ihm gelegentlich von den bitterkalten Wintern seiner Heimat erzählt hatte, hatte er mehr Neid als Furcht oder Grausen empfunden.

Bis zu Anselms endgültigem Aufbruch sollten noch achtzehn Praiosläufe vergehen. Er gab bei der Sattlerin geräumige Packtaschen in Auftrag, die seine Kleidung, seine Bücher, das medizinische Gerät, die Tink-

turen, Salben und Kräuter fassen würden, beim Schneider bestellte er winterliche Kleidung (und das im Ingerimm), und er erstand die Dinge, die man nach seinem Dafürhalten zum Überleben in der Wildnis brauchte (obwohl er sich vornahm, die Wildnis nach Möglichkeit zu meiden). Viel Zeit und Sorgfalt verwandte er darauf, seine Dukaten und Silbermünzen an verschiedenen geheimen Stellen seiner Wämser, Joppen, Gürtel und Beinkleider einzunähen. Die Kleider seines Vaters und den Hausrat, den er nicht mehr benötigte, verschenkte er an ein Mütterchen, das eigens den weiten Weg von Schlehen gekommen war, um sich von ihm einen schmerzenden Zahn ziehen zu lassen – sie war die erste Patientin seit des Vaters Tod und blieb bis zu Anselms Abreise die einzige.

Und dann hieß es Abschied nehmen. Nur wenigen Cresern sagte der junge Medicus Lebewohl, und unter diesen war auch das Mädchen, das er als zukünftige Ehefrau in Erwägung gezogen hatte. Mehr als ein paar Gespräche, einige Abendspaziergänge und recht leidenschaftslose Küsse hatte es zwischen ihnen nicht gegeben (seine Unschuld hatte Anselm in Punin eingebüßt), und da beide wohl eher vom Verstand als vom Herzen dazu verleitet worden waren, über eine gemeinsame Zukunft zu reden, flossen beim Abschied auch keine Tränen.

Für die Reise von Cres bis Abilacht brauchte Anselm nur gut drei Wochen, denn es ging zügiger und problemloser voran, als er erwartet hatte. Er ritt zunächst nach Nordwesten, entlang der lichten, eben erwachenden Wälder der Amboß-Berge, bis er auf den Großen Fluß traf. Dort schiffte er sich und seinen guten Grauen ein, genoß die Frühlingssonne und die fremde Landschaft, die träge vorüberzog, beobachtete die Schiffer bei der Arbeit und erhielt in Elenvina, wo er das Schiff verließ, einen guten Teil des Fahrpreises zurück, weil er unterwegs die Kapitänin und die halbe Mannschaft vom flinken Difar befreit hatte. In Elenvina hielt er sich zwei Tage auf – es war die zweitgrößte Stadt, die er je gesehen hatte –, dann folgte er der Reichsstraße bis Abilacht, wo wir ihm gleich wiederbegegnen werden.

Am neunzehnten Ingerimm war Anselm aufgebrochen, und während er reiste, wurde der Frühling allmählich zum Sommer. Als er Abilacht erreichte, schrieb man den vierzehnten Rahja.

Das Frühstück hatte aus einer dünnen Rettichsuppe, geschlagenen Eiern mit Speck und Bohnen, würzigem Magerkäse (dem berühmten ›Abilachter Stinker‹, wie der Wirt stolz erklärt hatte), gesäuertem dunklen Brot und einem Krug kühlen Bieres bestanden. Ein typisches Frühstück der Nordleute, dachte Anselm befriedigt, während er in seinen Taschen

nach der alten, vom vielen Entfalten und Wiederzusammenlegen schon ganz brüchig gewordenen Karte suchte. Mit Bohnen, Eiern, Speck und Käse war er verpflegt worden, seit er die Grafschaft Honingen bereiste, und er hielt diese Speisen für kräftigender und wohlschmeckender als die aus Cres gewohnte Morgenkost, die wahlweise aus Hafermus mit Honig oder dünnen hellen Fladen mit Beerenkompott bestanden hatte. Heute mußte er sich entscheiden, auf welchem Weg er die Reise fortsetzen wollte. Er hatte zwar eine recht genaue Vorstellung von der Lage der wichtigsten Orte und Flüsse, den Verlauf der Straßen jedoch hatte er sich trotz des wiederholten Kartenstudiums vor und während der Reise nicht einprägen können. Von Abilacht führte eine Hauptstraße westwärts nach Havena, das wußte er. Aber gab es nicht auch eine, die nach Norden führte, geradewegs nach Winhall, wo der sagenhafte ›Schwertkönig‹ genannte Graf Raidri Conchobair residierte und wo vor vielen Jahren ein Werwolf sein Unwesen getrieben haben sollte, wie man ihm erzählt hatte?

Die Karte des Mittelreichs aus dem väterlichen Nachlaß befand sich in dem sorgfältig verschnürten Wachstuchbeutel, der auch Anselms Bücher barg. Als der Medicus den Beutel öffnete, fiel ihm als erstes ein kleinformatiges, aber recht dickes, in abgegriffenes braunes Leder gebundenes Buch in die Hände, und er

betrachtete es für einen Moment, bevor er es öffnete und zu blättern begann. *19. Efferd, 16 Hal* las er; die kleine, säuberliche, leicht nach links geneigte Schrift war Anselm so vertraut wie die eigene. Und auch die meisten der Aufzeichnungen aus Juchos medizinischem Tagebuch (wobei der Begriff ›Tagebuch‹ nicht zu wörtlich genommen werden durfte, denn oft lagen Wochen oder gar Monde zwischen zwei aufeinanderfolgenden Eintragungen) waren ihm bekannt, da er nach des Vaters Tod sämtliche seiner Aufzeichnungen und Korrespondenzen zumindest überflogen hatte.

Habe heute, auf dem Rückweg von Likan, auf der großen Sumpfwiese etliche Büschel blühender Tarnelen entdeckt, Peraine sei Dank! Den morgigen Tag werden Anselm und ich mit Ernten und Salben-Bereiten verbringen.

Anselm lächelte – er mußte an die zahlreichen Ausritte an des Vaters Seite denken, bei denen sie im Wald, in den Bachauen, auf trockenen und sumpfigen Wiesen Heilkräuter gesammelt und heilkräftige Wurzeln ausgegraben hatten. Und in welche Aufregung sie einmal der vermeintliche Fund des seltenen Pestsporenpilzes versetzt hatte, der sich, nachdem sie die kostbare Haut mit äußerster Vorsicht entfernt hatten, als ein etwas runzlig geratenes Exemplar des gemei-

nen Gurkenbovistes erwies. Anselm ließ die Seiten gedankenverloren durch die Finger gleiten und wollte eben das Büchlein schließen, als sein Blick auf einen Eintrag aus den frühen Jahren fiel:

23. Praios, 7 Hal.
Heute bin ich in den Wäldern östlich der Stadt bei der Suche nach Bäumen, auf denen Traschbart wächst, einer Person begegnet, die mir höchst seltsam erschien und die ich nie zuvor gesehen habe. Sie war von blendender Schönheit und schwer schätzbarem Alter, trug das flammendrote Haar offen, starrte mich aus grünen Augen – lauernd? interessiert? wie der Luchs das Rotpüschel? – an (es fällt mir schwer, ihren Blick zu beschreiben, aber er war mir nicht geheuer) und hatte außer einem Reisigbündel nur ein winziges Körbchen dabei – viel zu klein zum Beeren- oder Kräutersammeln. Ich kann mir schon vorstellen, was darinnen war und welcher Zunft die Dame angehört. Sie hatte mich wohl schon eine Weile beobachtet, doch als ich mich ihr zögernd näherte, verschwand sie urplötzlich zwischen den Bäumen. Ich weiß nicht, was ich von der Sache halten soll, und ob ich's dem Baron oder dem Büttel melden soll oder nicht. Sie ist gewiß nicht von hier, denn das liebliche Almada ist nicht der rechte Ort für die Töchter Satuarias. Was mag sie nach Cres verschlagen haben, und was mag sie im Schilde führen? Mögen die Götter verhüten, daß sie plant, sich in unseren Wäldern niederzulassen. Wenn's ei-

ne gute ist, so mag's hingehen (könnte allerdings mein Geschäft ein wenig mindern), doch wenn's eine böse ist ...

Seltsam, dachte Anselm, ›Töchter Satuarias‹ – so nannten sich die Hexen. Da war der Vater also vor vielen Jahren in Cres einer Hexe begegnet, und er, Anselm, hatte bis zum heutigen Tag nichts davon gewußt, hatte diesen Eintrag übersehen. Und just heute las er ihn, am selben Tag, an dem hier in Abilacht eine Hexe verbrannt werden sollte. Ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, befand er, doch dann fiel ihm ein, daß er sich bis vor wenigen Stunden nicht im geringsten für die Hexen und ihr Treiben interessiert hatte (es stimmte, was der Vater geschrieben hatte – das liebliche Almada war in der Tat nicht der rechte Ort für die Töchter Satuarias) und daß erst eben seine Sinne und Gedanken auf dies Phänomen gelenkt worden waren. Ähnlich erging es einem oft beim Pilzesammeln: Man durchstöberte das Laub oder durchkämmte das Gras und wollte die Suche schon aufgeben, als man den ersten Dotterhäubling entdeckte und dann, nach wenigen Augenblicken, feststellen mußte, daß man die ganze Zeit auf einer wahren Dotterhäublingplantage herumgeirrt war. Er blickte auf das Buch und fand in den folgenden Eintragungen – ohne sie zu lesen – das Wort Hexe gleich dreimal, so als wäre es größer geschrieben oder mit einer dickeren Feder gezogen wor-

den (was aber nicht der Fall war). Der nächste Eintrag war auf den siebenundzwanzigsten Praios datiert.

Heute ist ein Fremder in die Stadt gekommen, von dem es heißt, daß er im Auftrag des Barons Nemrod das Land bereist. Ich selbst habe ihn nicht gesehen und weiß nicht, wie die Leute darauf kommen, daß er ein Agent oder Inquisitor sei. Ob seine Anwesenheit in Cres mit der Frau im Wald in Verbindung steht? Sie geht mir nicht aus dem Sinn, ich muß immerzu an sie denken. Sie ist eine Hexe, da bin ich mir sicher.

Die beiden letzten Einträge waren von sonderbarer Privatheit, fand Anselm, sie entsprachen nicht dem Stil des Buches aus den letzten Jahren, wo der Vater Rezepte für Mixturen notiert oder die seltenen Fälle von Krankheiten beschrieben hatte, deren Verlauf von der gängigen Lehre und seinen eigenen Erfahrungen abwich. Ich sollte mich waschen und umkleiden, ging es ihm durch den Kopf, aber nun wollte er wissen, wie die Geschichte weiterging (falls sie weiterging), und so las er die nächsten Einträge:

1. Rondra, 7 Hal.
Heute morgen bin ich ins Gasthaus Vierwinden *gerufen worden, wo der Fremde abgestiegen ist. Die Magd, die mich holte und die ihm jeden Tag das Frühstück aufs*

Zimmer bringt, erzählte mir unterwegs, daß der Mann die Sprache verloren habe (er lalle wie der ärgste Trunkenbold, flüsterte sie, aber sein Blick sei nicht stier, sondern zornig und wild, und sein Auge sei nicht blutunterlaufen). Es stimmte, was sie erzählte: Er lallte und nuschelte, und es gelang mir beim besten Willen nicht, auch nur ein einziges Wort zu verstehen. Er hingegen schien alles zu begreifen, was ich sagte, wie ich aus Mimik und Gesten schloß. Er wirkte weder berauscht noch krank, doch kann ich beides nur vermuten, da er mir mit herrischen Gebärden verwehrte, seinen Körper zu untersuchen. Eine solch plötzliche Zungenlähmung ist mir bisher nicht untergekommen, und ich habe in meinen Büchern nichts darüber gefunden. Der Name des Mannes – jedenfalls der Name, den er den Wirtsleuten nannte, aber warum sollte er lügen? – lautet Irineius, Edler von Streitzig. Ich gab ihm Donf da dies Kraut krampflösend wirkt und niemals schadet. Beim Hinausgehen erkannte ich am Kragen seines Umhanges, der an einem Haken hing, eine goldene Sonnenscheibe. Also ist er tatsächlich ein Inquisitor oder Laienpriester des Herrn Praios. (Bisher habe ich niemandem von der Begegnung im Wald erzählt. Ihm hätte ich mich anvertrauen müssen; was mich davon abhielt, weiß ich nicht.)

2. Rondra, 7 Hal.
Der Donf hat nicht gewirkt (wie ich fast vermutet hatte). Die Magd berichtete es mir, denn Herr von Streitzig will

mich weder sehen noch meine Dienste ein zweites Mal in Anspruch nehmen. Von der Magd erfuhr ich auch, daß von Streitzig am Abend vor dem Unglück sehr spät noch ausgeritten ist. Die Lähmung seiner Zunge deutet auf keine uns bekannte Krankheit hin. Also ist sie magischen Ursprungs. (Göttlicher, menschlicher oder elfischer Magie? Eine Strafe? Ein Fluch?) Ob die Hexe dahintersteckt?

3. Rondra, 7 Hal.
Herr von Streitzig ist abgereist. Den ganzen gestrigen Tag habe er mit Schreiben verbracht, sagte man mir – eingeschlossen in seinem Zimmer und keine Störung duldend. Gestern abend habe er dem Wirt einen an den Baron adressierten Brief übergeben, den dieser sogleich zum Schloß gebracht habe, und heute in der Früh seien von dort vier Bewaffnete zum Gasthaus gekommen, um den Fremden nach Punin zu begleiten. Nun, vielleicht kann ihm im dortigen Hesindetempel oder in der Magierakademie geholfen werden.

Mitternacht.
Auch die Hexe ist fort. Vor kaum einer halben Stunde sah ich sie davonfliegen. Ich hatte um die zehnte Stunde, von innerer Unrast getrieben, noch einmal das Haus verlassen, um mich ein wenig in der frischen Abendluft zu ergehen. Unversehens (soll ich sagen, ohne es zu wollen, da ich doch keineswegs sicher bin, ob ich es wirklich nicht wollte?) gelangte ich zu dem Wäldchen, wo ich ihr vor elf Tagen be-

gegnet war. Aber mir graute, den Wald bei Nacht zu betreten. So blieb ich sinnend stehen und ließ meinen Blick über die schwarzen Wipfel der Bäume schweifen. Plötzlich hörte ich ein Brausen wie von einer heftigen Bö, und dann sah ich die Person, auf einem Reisigbesen reitend, sich rasch in die Höhe erheben und davonfliegen. Sie sang (oder lachte), und obwohl es sehr helle, liebliche Töne waren, schauderte mir. Sie ist nach Nordosten gezogen, dorthin, wo meine alte Heimat liegt und wo in hellen Efferdnächten die Töchter Satuarias ihre düster-wilden Feste feiern. Trotz der Dunkelheit sah ich sie deutlich: Ihr Antlitz und ihre Gestalt waren von überirdischer Schönheit, ihr Haar loderte wie Feuer, und ihr Gewand schimmerte grünlich wie Meeresleuchten. Ich bin erleichtert (seltsamerweise auch ein wenig enttäuscht). Hoffentlich habe ich das Rechte getan, die Anwesenheit der Dame zu verschweigen.

Das Blatt war hier zu Ende, und Anselm schlug die nächste Seite auf. Die Einträge vom vierten und fünften Efferd handelten von der nahenden Niederkunft einer Frau namens Traviane (Anselm fragte sich, ob es sich dabei um die Schmiedin Traviane Gnitzenbach handeln mochte, rechnete kurz nach und war sich gewiß) und dem ungewöhnlich starken Umfang ihres Leibes. Am siebten Efferd hatte der Vater nichts geschrieben, aber am achten war folgendes notiert:

Sie ist seit Tagen fort, aber ich höre nicht auf, an sie zu denken. Deshalb vermutlich (mir selbst sagte ich, daß es wohl wegen des Traschbartes sei, obwohl die Bündel der letzten Ernte noch nicht einmal gänzlich getrocknet, geschweige denn zu Pulver zerstoßen sind) bin ich noch einmal zum Wäldchen gewandert. Anselm wollte mich begleiten, aber ich erlaubte es nicht. Er schaute grimmig, sagte aber kein Wort. Im Wald machte ich zwei interessante Entdeckungen: eine verlassene Feuerstelle und, kaum fünfzig Schritt entfernt, etwa an der Stelle, wo ich die Hexe zum erstenmal sah, ein Binsenkörbchen, das sie, wie ich meinte, dort vergessen hatte. Es enthielt allerlei (inzwischen welke) Blumen und Kräuter, auf denen ein Nest(?) mit einem leuchtendgrünen, etwa walnußgroßen Ei darin ruhte. Da der Fund mir nicht recht geheuer war, zögerte ich zunächst, das Körbchen zu berühren. Schließlich schob ich es in den Beutel, der den Traschbart aufnehmen sollte, und trug es vorsichtig nach Hause. Meine Analyse des Inhaltes hat folgendes ergeben: Bei den Blumen handelt es sich um Löwenzahn, Immenglöckchen, Wegewarte, Kamille, Tarnele und Efferdtränen, das Nest ist tatsächlich ein Vogelnest, und das Ei ist hohl (ich kenne auch keinen Vogel, der solche Eier legt), aber etwas klappert darin. Auf dem Boden des Körbchens fand ich ein Stück Birkenrinde, mit blaßbräunlicher Tinte beschrieben. Ich werde den Vers abschreiben, bevor er völlig unlesbar geworden ist, obwohl ich nicht weiß, was er mir sagen soll (ich glaube nicht

mehr, daß sie das Körbchen vergessen hat – ich sollte es wohl finden).

Jeder kriegt, was ihm gebührt,
Haß erhält, wer Haß geschürt,
Löffelt aus, was er gerührt.
Doch wo Freundlichkeit regiert,
Bleibt Verrat unausgeführt.
Nimm, was man als Dank erkürt:
Süßen Traum das Ei gebiert.

Banalitäten, in Reime gefaßt, dachte Anselm. Einzig die Stelle mit dem Ei war ihm unklar, aber er hoffte, bald eine Antwort zu finden. Doch die Eintragungen der nächsten Wochen sagten nichts darüber. Traviane hatte am zwölften des Monats gesunde Zwillinge zur Welt gebracht – daher der ungewöhnlich dicke Bauch. Anselm kannte die beiden stämmigen Mädchen, die den Schmiedehammer inzwischen fast ebensogut führten wie die Mutter, aber da sie ihm nicht gefielen, hatte er ihre Freundschaft nie gesucht. Er blätterte weiter und befand sich unversehens im Jahre zehn. Als er verblüfft die Seiten wieder umwandte, stellte er fest, daß offenbar einige fehlten; fein säuberlich waren sie mit einem scharfen Messer herausgetrennt worden. Die letzte Notiz war interessant, sie lautete:

2. Efferd, 7 Hal.
Heute nacht ist das Ei geplatzt und hat eine kleine dunkelgrüne Kugel freigegeben – ausgestoßen? hervorgepreßt? geboren? Leider war ich nicht zugegen, als es geschah, aber als ich in der Früh ins Nest schaute, wie jeden Morgen, fand ich die Schalen faltig aufeinanderliegend, und das grüne Ding, das vorher nicht da war, ruhte beim spitzen Ende des früheren Eis. Es sieht aus wie eine Frucht, nicht wie ein Kern, und wenn ich nicht wüßte, wie ungeheuer selten und kostbar die Früchte des Wasserrausches sind, hielte ich es für eine solche. Nächste Woche muß ich nach Punin reisen, um mir beim Alchimisten ein paar wichtige Ingredienzen für meine Arzneien zu kaufen. Ich werde die Frucht von ihm prüfen lassen, und wenn sich meine Vermutung bestätigt, ist sie wohl der süße Traum, der mir versprochen wurde. Sie ist gewiß weit mehr als zehn Dukaten wert, aber ich weiß nicht, ob ich sie verkaufen soll. Vielleicht werde ich sie selber schlucken und dann in ein Haus gehen, wo man Entspannung findet – Dorine, vergib mir. Doch sind das müßige Überlegungen, solange ich keine Gewißheit habe.

Ärgerlich, ärgerlich, dachte Anselm, gerade jetzt, da es spannend wird, geht es nicht weiter. Er blätterte vor und zurück, aber daran gab es nichts zu deuteln: Die Seiten mit den Aufzeichnungen aus der Zeit zwischen Efferd, 7 Hal und Travia, 10 Hal fehlten. Und

die folgenden Einträge waren in dem knappen, sachlichen Stil verfaßt, den er vom Vater kannte. Er schloß das Buch und schaute sinnend zum geöffneten Fenster, hinter dem sich, da er am Boden kauerte und die Gaststube sich im dritten Stockwerk befand, nichts weiter zeigte als der wolkenlose blaue Himmel. Nun erführe er niemals, wie die Geschichte geendet war; er konnte den Vater nicht mehr fragen. Eine leise Wehmut wich dem Ärger, doch verflog sie rasch, als Anselm gewahrte, daß die Geräusche der Stadt – menschliche und tierische Stimmen, Hufgetrappel, das Rumpeln von Rädern – deutlich angeschwollen waren. Er legte das Buch in den Beutel zurück und trat zum Fenster.

Auf der Gasse herrschte reges Treiben: Männer, Frauen und Kinder im Praiostagsstaat wimmelten durcheinander, doch bemerkte man, wenn man sie ein Weilchen beobachtete, daß alle in dieselbe Richtung strebten. Anselm runzelte die Brauen; strömten die Leute etwa schon zum Richtplatz? War es schon so spät? Hatte er sich sosehr vertrödelt? Auf das Waschen und Umkleiden müßte er nun wohl verzichten, denn ein guter Platz war ihm allemal wichtiger als ein gepflegtes Erscheinungsbild. Er strich das Haar zurück, klopfte sich kurz auf die Schenkel, um die Beinkleider vom Staub zu befreien, zupfte Kragen und Manschetten zurecht, wischte mit einem Zipfel

des Flickenteppichs über die Schuhe und war, nachdem er Fenster, Taschen und Tür sorgfältig verschlossen hatte, bereit, sich ins Getümmel zu stürzen.

Kaum hatte Anselm die Straße betreten, als er auch die Burg wiedersah, die von jedem Punkt Abilachts aus zu erkennen war (nur eben von seiner Stube aus nicht, da deren Fenster zum Hof wies). Sie war ihm schon ein paar Meilen vor der Stadt aufgefallen, da sie die Stadtmauer und alle Häuser überragte – ein seltsam gedrungenes und kompaktes Bauwerk, das auf einem ebenso gedrungenen Sockel aus Fels thronte wie die Glucke auf dem Nest. Doch auch ohne dies respektgebietende Wahrzeichen, zu dessen Füßen sich der Markt befinden mußte, auch ohne dem Strom der Menschen zu folgen, hätte Anselm sich nicht verlaufen, denn Abilacht ist ein kleines Städtchen, das man in einer halben Stunde durchmessen hat.

Als der junge Medicus nach kaum zweihundert Schritt Weges den Marktplatz erreichte, war dort schon viel Volk versammelt – etwa fünfhundert Leute, schätzte er, und es wurden beständig mehr. Sein hoher Wuchs – immerhin ein Schritt und vierundvierzig Finger – gewährte ihm einen guten Überblick, und so blieb er zunächst am Rande der Menschentraube stehen, bereit, weiter nach vorn zu drängen, sobald sich eine Lücke auftäte.

Der Scheiterhaufen war schon aufgeschichtet, ein imposanter Holzstoß von fast zwei Schritt Höhe, mit einer kleinen Plattform auf dem Gipfel und einem Pfahl in der Mitte, an den offenbar die Delinquentin gefesselt werden sollte, doch von ihr selbst, dem Baron, dem Richter, dem Praiosgeweihten und dem Henker war weit und breit nichts zu sehen. Einzig sechs berittene Gardisten waren damit beschäftigt, die Leute zu Ruhe und Ordnung zu mahnen und sie hinter eine mit weißer Kreide rings um den Scheiterhaufen auf das Pflaster gezeichnete kreisförmige Linie zurückzudrängen. Der Durchmesser des Kreises mochte gut dreißig Schritt betragen, und somit war der Strich weit genug vom Feuer entfernt, um die Menschen vor Funkenflug zu schützen, und ebenfalls weit genug, um eine eventuelle überraschende Befreiung der Verurteilten zu vereiteln. Doch schien niemand in Abilacht solches zu planen. Es herrschte frohe Festtagsstimmung: Einige Leute hatten sich festen und flüssigen Proviant mitgenommen (wozu? fragte sich Anselm; er schätzte, daß von der ersten Berührung des Feuers bis zum Eintritt des Todes nur wenige Augenblicke vergehen würden), aber nur wenige hatten dem flüssigen schon so reichlich zugesprochen, daß sie grölten und krakeelten.

»Was hat sie verbrochen, schöne Dame?« wandte sich Anselm an die bäuerlich, aber adrett gekleidete

junge Frau neben ihm, weniger aus Neugierde, als um sich mit einer Plauderei die Zeit zu vertreiben (beim Frühstück in *Travias Nachtruh,* wo er abgestiegen war, hatte er schon allerlei über den Fall erfahren).

Die Frau wandte den Kopf und strich sich eine Strähne aus der Stirn. »Ihr seid nicht von hier, nicht wahr, mein Herr? Sonst wüßtet Ihr es. Das ist eine ganz Schlimme, schon seit Jahren treibt sie's so. Gut, daß sie endlich gefaßt worden ist! Der wird keiner eine Träne nachweinen. Wir werden jubeln und klatschen, wenn sie brennt. Mindestens fünf Bauern aus der Gegend hat sie das Vieh verzaubert, daß es erst keine Milch mehr gegeben hat und später elend verreckt ist, und wen sie nicht leiden konnte, dem hat sie sogleich einen Hexenschuß oder Hinkefuß angehext. Das sag ich Euch, das könnt Ihr mir glauben! Doch ist das alles nichts im Vergleich zu ihrer letzten Schandtat. Wißt Ihr, was sie getan hat? Ihr werdet es nicht für möglich halten. Sie hat das Brot und die Suppe im Traviatempel vergiftet! Könnt Ihr Euch so etwas Abscheuliches vorstellen? Wie kann ein Mensch – ein Mensch ist sie ja immerhin, aber vielleicht auch nicht – nur eine so widernatürliche Sünde begehen, die Speisen der guten Frau Travia zu vergiften! Alle, die davon gegessen haben, sind krank geworden, sehr krank sogar, nur das Gauklergesindel nicht, aber die

stecken mit dem Hexenpack ja unter einer Decke, und die arme Mutter Idra ist daran gestorben, Boron sei ihrer Seele gnädig. Mutter Idra war unsere Tempelvorsteherin, müßt Ihr wissen.« Die Frau hielt inne und nestelte wieder an ihrer Strähne. »Darf man fragen, wo Ihr herkommt und was Euch nach Abilacht führt? Geschäfte?«

Anselm machte eine knappe Verbeugung. »Gestatten, Anselmo Pecarion aus Punin«, sagte er.

»Punin?«

»Sagt nicht, daß Ihr Punin nicht kennt, das prächtige Punin, Hauptstadt des sonnigen Almada. Nun, dort komme ich her, aber ich werde mich, leider« – Anselm verneigte sich abermals ein wenig – »in Eurem entzückenden Abilacht nicht lange aufhalten können, denn ich befinde mich auf der Durchreise. Mein Ziel ist Salza im Königreich Nostria, und bis dorthin ist es noch ein weiter Weg.«

»Dacht ich es mir doch gleich, daß Ihr aus dem Süden kommt«, sagte die Bäuerin. »Man hört es. Aber mit dem schnellen Weiterreisen, das solltet Ihr Euch noch einmal überlegen. Wenn unser beschauliches Abilacht auch nicht so prächtig sein mag wie Euer Punin, so läßt es sich hier doch gut leben und ebensogut rasten.« Sie lächelte verschmitzt, denn der junge Mann gefiel ihr, obwohl er nicht eigentlich hübsch zu nennen war.

Daß Anselm von stattlicher Größe war, sagten wir bereits. Dennoch wirkte er nicht hünenhaft, da er eher schmal gebaut war und sich in seinem zweiundzwanzigjährigen Umgang mit den untersetzten Almadanern eine leicht vorgebeugte Haltung angewöhnt hatte. Sein Haar, das trotz der feinen Beschaffenheit (an Stirn und Schläfen war es gar ein wenig gelichtet) wie eine Mähne vom Kopfe abstand, war von einem verwaschenen rötlichen Braun, und auch die Farbe der Augen war schwer zu bestimmen – ein heller Ton, irgendwo zwischen braun, grün und bernsteinfarben angesiedelt. Die rundlichen Wangen, das rundliche Kinn, das jetzt, bedingt durch die Unbequemlichkeit des Reisens, von weichen, nicht allzu üppig sprießenden, rötlichbraunen Stoppeln bedeckt war, und die rundliche Nase verliehen Anselms Zügen einen fast kindlichen Ausdruck, der, im Zusammenspiel mit der lebhaften Mimik und Gestik, ein überaus charmantes Gesamtbild ergab. Er hatte den Ausführungen der Bäuerin mit leicht zur Seite geneigtem Kopf gelauscht. Nun runzelte er die Brauen, wiegte den Kopf, blickte in die Ferne, warf das Haar aus der Stirn, fixierte die Frau einen Augenblick lang und lächelte plötzlich.

»Woher weiß man, daß sie es war?« fragte er. »Hat man sie bei ihren Schandtaten beobachtet? Ist sie auf frischer Tat ertappt worden?«

»Wer soll es denn sonst gewesen sein, wenn nicht sie? frag ich Euch. Sie ist ja die einzige Hexe weit und breit, und eine ganz und gar schändliche noch dazu. Wenn sie durch die Straßen der Stadt schleicht, das Gesicht unter dem großen Kopftuch halb verborgen, damit man sie nicht erkennt, und wenn sie dich urplötzlich mit wildem Blicke anstarrt und dir gleich darauf ein dämonischer Schmerz ins Kreuz fährt – na, was sagt Ihr dazu? Ist das Beweis genug? Sie haust mit ihrer dicken schwarzen Krähe irgendwo in den Wäldern östlich der Stadt, und was sie dort treiben mag, darüber will ich in Praios' Gegenwart lieber nicht nachdenken, geschweige denn reden. Dort braut sie auch ihre Tränke, die schon so manchen hier liebestoll gemacht oder ihm auf andere Weise den Verstand geraubt haben. Ja, sie hat viel Unglück über die Stadt gebracht. Doch damit hat es, Praios sei Dank, ja nun ein Ende.« Die Frau schaute sinnend zur Burg hinüber und wies plötzlich aufgeregt in die Richtung ihres Blickes. »Schaut nur, da kommen sie!« rief sie.

Eine breite, in den Fels gehauene Treppe führte, zwei Zacken beschreibend, vom Burgtor zum Fuß des Sockels. Auf dieser bewegte sich langsam eine kleine Prozession abwärts; Anselm zählte zwölf Personen. Vorweg schritten zwei Gardisten, mit Schwertern und schimmernden Hellebarden bewaffnet und mit

im Licht der Mittagssonne blinkenden Helmen und Brünnen. Ihnen folgte ein Mann, in dem der Medicus unschwer den Baron erkannte, denn er war auf ganz ähnliche Weise gekleidet wie der Creser, wenn er Gerichtstag hielt: Das Haupt des Mannes zierte ein schmaler goldener Reif, und um die Schultern hatte er sich einen weiten, karmesinroten, mit weißem Pelz verbrämten Mantel gelegt. Hinter dem Baron stiegen zwei Priester die Stufen herab, links, von Anselm aus gesehen, ein Hochgeweihter des Praios, ganz in rotgoldenen Brokat gewandet, und rechts eine Gestalt in schwarzer Kutte, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen – ein Priester oder eine Priesterin des Boron (das Geschlecht des Menschen ließ sich auf die Entfernung nicht bestimmen). Die beiden mußten von weither angereist sein, vermutete der junge Mann, denn in Abilacht gab es weder einen Praios- noch einen Borontempel, wie er erfahren hatte. Den Priestern folgte eine Dame mit langem, wohlfrisiertem, äußerst üppigem, gelblich-weißem Lockenhaar, in einen grauen Mantel gehüllt, an dessen Kragen goldene Stickereien blinkten, und dieser wiederum zwei Bewaffnete. Hinter den Soldaten schritt, aufrecht und hocherhobenen Hauptes, eine Frau, offenbar die Delinquentin, denn sie trug einen schweren eisernen Ring um den Hals und hatte die Hände auf dem Rücken gefesselt. Anselm hatte ganz fest eine Rothaarige erwartet, und

deshalb war er nicht wenig überrascht, daß tiefschwarzes, fast bläulich schimmerndes Haar sich wild um Kopf und Schultern ringelte. Ob sie jung oder alt, schön oder häßlich war, konnte er auf die Entfernung nicht entscheiden, und doch war er sich gewiß, daß sie sich, aus der Nähe gesehen, als betörende Schönheit erweisen würde. Auch die Füße der Hexe waren gefesselt, wie er erst jetzt bemerkte, als ein kurzes, von Klirren begleitetes Straucheln an der Treppenkehre ihr stolzes Schreiten unterbrach. Sie müssen ja mächtig Angst haben, daß sie ihnen entwischt und davonfliegt, dachte der Medicus, daß sie sie in Eisen legen wie einen Oger ... Eisen ... Eisen ... wiederholte er in Gedanken. War da nicht etwas mit Eisen und Magie, daß das Metall die arkanen Kräfte binde? Oder betraf das nur Zauberer und Schelme – Hexen, Druiden und Schamanen aber nicht? Er wußte es nicht, und als sich schräg vor ihm eine Lücke auftat, interessierte ihn die Frage nicht weiter.

Die Lücke erwies sich als schmaler Pfad, der Anselm, ohne daß er viel rempeln mußte, bis dicht vor die weiße Linie führte. Die junge Bäuerin hatte er bereits vergessen, als er der Prozession ansichtig geworden war, und so vermißte er sie auch nicht an seiner Seite, denn es war ihr nicht gelungen, ihm zu folgen.

Hinter der Hexe schritten zwei Gardisten, deren

einer die Kette hielt, mit der ihre Hände gefesselt waren. Und den Schluß des Zuges bildete der Henker – oder richtiger: die Henkerin, denn die massige Gestalt trug außer der obligatorischen, das ganze Haupt verhüllenden roten Kapuze nichts weiter als lederne Stiefel, lederne Beinkleider und eine lederne Schürze, deren Latz die schweren Brüste nicht gänzlich zu bedecken vermochte. Die Frau hatte ein mächtiges Richtbeil geschultert, und in der Linken trug sie eine Fackel und einen Beutel, der wohl Zunder und Feuerstein enthielt. Seltsam, dachte Anselm, wozu das Beil? Sie soll ja verbrannt und nicht enthauptet werden. Und wozu die Schürze, da doch kein Blut fließen wird? Er hatte noch nie zuvor einen Henker oder eine Henkerin gesehen und fand die Erscheinung höchst merkwürdig. Und wenn die Kapuze nicht gewesen wäre, hätte er sich die Frau ebensogut als Feldscherin vorstellen können.

Vor dem Scheiterhaufen stand ein geschnitzter Armstuhl; Anselm fragte sich, ob er von Anfang an dort gestanden hatte oder in der Zwischenzeit auf den Platz getragen worden war, denn er war ihm vorher nicht aufgefallen. Die Gardisten hatten eben den Fuß der Treppe erreicht, und nun bewegte der Zug sich langsam zum Scheiterhaufen. Das Stimmengewirr ringsumher, das seit Erscheinen der Prozession immer heftigerem Rumoren gewichen war, ver-

stummte für einen Augenblick, und die Leute senkten die Köpfe und beugten ehrerbietig die Knie, als der Baron den Platz betrat, doch schwoll es sogleich wieder an, wurde zu Grölen, Kreischen und Pfeifen, als die Hexe ihre bloßen, weißen, mit Eisen gefesselten Füße auf das Pflaster setzte. Für wenige Augenblicke verlor der Medicus die kurze Menschenschlange aus den Augen, da der gewaltige Holzstoß ihm die Sicht versperrte, doch als sie wieder vollständig in seinem Blickfeld erschien, sah er, daß sie eben nicht vollzählig war. Drei Personen fehlten – die Hexe und ihre beiden Bewacher.

Wo mögen sie geblieben sein? ging es Anselm durch den Kopf. Ob es auf der anderen Seite des Haufens eine Treppe oder Leiter gibt? Doch kam er nicht dazu, den Gedanken weiterzuspinnen, denn nun war es an ihm und den ihm zunächst Stehenden, sich zu verbeugen, da der Baron samt seinem Gefolge eben die Stelle des Kreises passierte, wo der Medicus stand.

Als Anselm sich nach einer guten Weile langsam wieder erhob, es seinen Nachbarn gleichtuend und fast zögernder als jene – er hatte sich, seit er reiste, angewöhnt, die Sitten der fremden Orte übergenau zu befolgen –, war der Baron gerade dabei, sich in dem Armsessel niederzulassen. Sorgfältig breitete er seinen Mantel über die Knie, legte die Arme auf die

Lehnen des Stuhles und starrte mit unbewegter Miene in die Menge. Ihm zunächst plazierten sich auf der einen Seite die beiden Priester und auf der anderen die Henkerin und die Dame in Grau, die Anselm für die Richterin hielt. Außen bezogen die Gardisten Stellung.

Die Richterin trat vor, und im selben Augenblick sah Anselm auch die Hexe wieder. Sie taumelte, gezerrt und gestoßen und durch die Fesseln behindert, auf die Plattform und wäre wohl gestrauchelt, wenn einer der Bewacher sie nicht durch einen groben Griff in den Schopf am Stürzen gehindert hätte. Die graue Dame merkte am Geraune der Leute und an der Richtung der Blicke, daß hinter und über ihr sich etwas Interessantes ereignete, doch schaute sie sich nicht um, sondern verharrte schweigend und mit vor der Brust verschränkten Armen, bis wieder Ruhe eingekehrt war.

Auch Anselm starrte nach oben. Wie flink die Gardisten ihre Arbeit verrichten, dachte er. So als säße ihnen ein Siebengehörnter im Nacken. Mit schnellen Griffen lösten sie die Ketten, ersetzten sie durch Seile (oder Lederbänder – Anselm konnte es nicht erkennen, fand es jedoch sehr umsichtig, das kostbare Eisen zu retten und gegen ein minder wertvolles Material zu tauschen), mit denen sie die Delinquentin blitzgeschwind am Pfahl fixierten. Dabei hielten sie

die Köpfe gesenkt oder zur Seite gewandt, damit ihr Blick dem der Hexe nicht begegne, und als sie nach nur wenigen Augenblicken die Plattform verließen – offenbar lehnte tatsächlich eine Leiter an der anderen Seite des Scheiterhaufens –, hörte man sie förmlich vor Erleichterung aufatmen. Die Frau jedoch hatte keinen Laut von sich gegeben und keinen Widerstand geleistet.

Immer noch war die Entfernung zu groß, als daß Anselm die Züge der Hexe genau hätte erkennen können, aber sie war nicht so jung, wie er erwartet hatte, das sah er immerhin – Ende der Dreißig oder Anfang der Vierzig vielleicht. Warum er damit gerechnet hatte, daß sie jung wäre, hätte er nicht zu sagen gewußt. Das Gesicht der Frau war von fremdartigem Schnitt, zu seltsam, um als schön zu gelten: Die ausgeprägten hohen Wangenknochen und das spitze kleine Kinn ließen seine Form entfernt einem Lindenblatte gleichen. Und es war bleich wie Kalk. Beunruhigend aber waren vor allem die Augen. Als Anselm sie nun sah, als er einen kurzen Herzschlag lang den Blick der Hexe auf sich gerichtet glaubte, schien es ihm im ersten verwirrten Moment, als sei sie blind, denn die Iriskreise waren so hell, daß sie sich von dem umgebenden Weiß kaum unterschieden. Es mußte ein sehr blasses Blau oder Grün sein, eine beunruhigende Farbe, und schon spürte der junge

Mann, wie ihm ein feines Kribbeln das Rückgrat hinablief, und konnte nicht verhindern, daß sich augenblicklich die Muskeln der Lendenwirbel verspannten. Wer solche Augen hat, wer so zu schauen versteht, dem mag man wohl große Macht und große Bosheit zutrauen, dachte er. Die Wimpern jedoch waren schwarz wie das Haar – Brauen hingegen erkannte man nicht – und die Winkel der vollen Lippen ein wenig abwärts gezogen.

Die Richterin hob nun die Hand – eine große Hand für eine Dame –, und nach und nach verstummten die Leute. »Bürger von Abilacht«, sagte sie mit durchdringender Altstimme, »wir haben uns hier versammelt im Angesicht Praios', nicht um Recht zu sprechen, sondern um das Urteil zu vollstrecken, denn gerichtet ist diese bereits, die ihr dort oben seht. Sephyra aus dem Eschengrund, wie sie sich nennt, ist überführt der Hexerei und der schwarzen Magie, welche Verbrechen sie nach strenger Befragung auch gestand.«

Strenge Befragung – Anselm schauderte bei den Worten, und erst jetzt bemerkte er die roten und schwärzlichen Male auf den unbedeckten Armen der Frau. Vermutlich ist auch der Rest ihres Körpers mit solchen Malen bedeckt, dachte er mit einer Mischung aus Abscheu und Interesse. Doch stellte er sachkundig fest, daß die ihr beigebrachten Verletzungen nur

solche der Haut und des Fleisches waren und keine der Knochen oder Sehnen, denn in diesem Fall wäre es ihr nicht möglich gewesen, so stolz zu schreiten und so aufrecht zu stehen. Und aufrecht stand sie – unbewegt, fast teilnahmslos, und nur ihre Augen wanderten.

»Schwarze Magie und Hexerei, so sie zum Schaden anderer angewandt wird«, fuhr die Richterin fort, »wird mit dem Tode bestraft, und so wurde die Hexe Sephyra zum Tod durch die Flammen verurteilt. Die Untaten, deren sie überführt wurde, lauten im einzelnen ...« Und nun folgte eine lange Liste von Vergehen, mit genauer Angabe des Ortes, der Zeit und der Personen, zu deren Schaden sie begangen worden waren. Anselm konnte bei der Aufzählung ein gelegentliches Kopfschütteln oder Schmunzeln nicht unterdrücken, da die Untaten der Hexe bisweilen des Skurrilen nicht entbehrten: So hatte sie »am 16 Ingerimm des Jahres 21 der Jungfer Tilda Espelkamp, wohnhaft am Markt, eine dritte Brust wachsen lassen, hatte am 9. Efferd, 22 Hal, den Hühnern vom Schuster Matti, wohnhaft am Westtor, schnöde Hasenohren angehext und hatte im Peraine desselben Jahres für die Dauer von sieben mal sieben Stunden das Wasser des Gänseweihers in stinkende Pisse verwandelt.«

Sephyra hörte die Verlesung ihrer Taten ungerührt

und ohne mit der Wimper zu zucken, so laut die Menge auch die Richtigkeit aller Angaben bestätigte und so vehement sie den raschen Tod der Hexe forderte. »Sie soll brennen! Die Hexe soll brennen!« tönte es immer wieder, doch bis dahin hieß es noch, sich ein wenig gedulden.

Den Höhepunkt und Abschluß der Aufzählung bildete der Bericht über die Vergiftung der Speisen im Traviatempel und den anschließenden grausamen Tod der bedauernswerten Hochgeweihten. Und wenn die Leute auch begierig waren, die Hexe brennen zu sehen, so lauschten sie doch diesmal stumm, bis sich, als die Richterin geendet hatte, die ersten klagenden Stimmen erhoben: »Die arme Mutter Idra, die gute Mutter Idra!«

Die Strafen für alle diese Vergehen, so war es aus dem Mund der Richterin zu vernehmen, deren Lokkenpracht auf dem Haupte saß wie gemeißelt – das fiel Anselm auf, die Frisur faszinierte ihn geradezu –, betrügen, würde man sie einzeln verhängen, fünfhundertundsiebzig Stockschläge, zweimal Vierteilen und achtzig Jahre strenge Kerkerhaft, doch sei es der Milde des Barons und vor allem der Milde der Praioskirche zu verdanken, daß alle diese grausamen Strafen zu einer einzigen, dem Tod durch die Flammen, zusammengefaßt würde.

Welch Heuchelei! dachte Anselm. Wie kann man

jemanden ein zweites Mal vierteilen? Wie kann man jemanden, der nahe der Vierzig ist oder sie gar schon überschritten hat, achtzig Jahre in einen Kerker sperren? Er schaute Sephyra an und meinte, ein verächtliches Lächeln auf ihren Lippen zu erkennen, doch da nun der Praiospriester seinen Platz verließ, wandte er diesem seine Aufmerksamkeit zu.

Der Hochgeweihte, ein kleiner rundlicher Herr mit schütterem Bart und müdem Blick, reckte sein Sonnenszepter empor, und augenblicklich trat Ruhe ein – nur hier und da war leises Schniefen oder Weinen zu hören. Die Leute ließen sich auf die Knie nieder, und Anselm folgte ihrem Beispiel. »Herr Praios, Erhabener, Allwissender und Unendlicher, Fürst der Götter, Herrscher über das Licht und Verkünder des Rechtes«, begann der Priester seine Rede.

Anselm hoffte, daß die Predigt nicht zu lang ausfallen werde, denn der Boden war hart, und seine Knie waren dergleichen nicht gewohnt. Daß er versäumt hatte, seine Kleider zu wechseln, freute ihn nun, denn frischgewaschene Beinkleider zu beschmutzen, hätte ihn nicht wenig verdrossen. Er war noch nicht oft im Leben in einem Praiostempel gewesen, doch wußte er, daß die Predigten dort den Sinn hatten, die Menschen aufzurütteln und bis ins Mark zu erschüttern. Nun, ihm selbst war es niemals so ergangen – stets hatte er Aussehen, Stimme und Redegabe des Prie-

sters mehr Aufmerksamkeit geschenkt als dem Wortlaut der Predigt. Und auch diesmal konnte er nicht umhin, die Stimme des Geweihten allzu dünn und näselnd zu finden (im Gegensatz zur Stimme der Richterin, die ihm unangenehm durchdringend erschienen war), und auch mit dem Erscheinungsbild des Mannes war er nicht einverstanden. Man konnte schlecht die Größe und Erhabenheit der Gottheit verkündigen, wenn man selbst über so wenig Größe und Erhabenheit verfügte. Das war lächerlich. Auch haftete den Zügen des Priesters – den schwammigen Wangen, dem wulstlippigen breiten Mund, den müden, teilnahmslosen Augen – etwas Krötenhaftes an.

Anselm hatte nicht zugehört, doch plötzlich merkte er auf. Der Geweihte war vom Allgemeinen, der Lobpreisung Praios', der Offenbarung, daß Praios in Seiner göttlichen Güte Sein göttliches Recht und Seine göttlichen Gesetze über die Menschheit ausgegossen habe und daß darum in Wahrheit das menschliche Recht und die menschlichen Gesetze göttlich seien und ebenso unanfechtbar und unteilbar wie jene, zum Speziellen des vorliegenden Falles übergegangen und sagte gerade: »... und so haben wir der Delinquentin, der schändlichen Hexe Sephyra aus dem Eschengrund, nachdem sie ihre Sünden bekannt hatte, die Zunge entfernt, damit sie mit dieser bis zu ihrem Tode niemanden mehr verfluchen könne.«

Nun, das ist stark, dachte Anselm. Das entsprach, nach allem, was er wußte, nicht dem üblichen Verfahren. Einem zum Tode Verurteilten mußte in jedem Fall die Gnade eines letzten Wortes gewährt werden, gleichgültig, ob er es dazu nutzte, ein letztes Mal seine Unschuld zu beteuern, Menschen und Götter um Vergebung anzuflehen oder, schändlich, schändlich, Richter und Pfaffen in die Niederhöllen zu wünschen. Hier in Abilacht wurde es offenbar anders gehandhabt, ein wenig barbarisch, wie Anselm fand, aber es erklärte immerhin, warum die Hexe bisher keinen Laut von sich gegeben hatte. Verstohlen blickte er zum Scheiterhaufen hinauf und bemerkte, daß sie mit ihren unheimlichen Augen den Priester und dann die Richterin musterte.

»Im Namen unseres Herrn Praios und im Namen Seiner heiligen Kirche: Sie ist schuldig, und sie soll brennen, so sei es!« sagte der Geweihte.

»Im Namen der Reichsgerichtsbarkeit: Sie ist schuldig, und sie soll brennen, so sei es!« erklang die durchdringende Stimme der Richterin.

Es raschelte und scharrte, denn nun erhob sich auch der Baron. Er hob die Hand wie zum Schwur und sprach die rituellen Worte, leise, aber klar und deutlich: »Im Namen der heiligen Praioskirche und im Namen der Reichsgerichtsbarkeit: Sie ist schuldig, und sie soll brennen, so sei es! Henker, walte deines Amtes!«

Als die Worte gesprochen waren, erhoben sich auch die Leute wieder, teils mühsam, teils behende, und mit ihnen Anselm, sich verstohlen das Knie reibend. Nun also würde es endlich losgehen! Die Mittagsstunde ist gewiß längst angebrochen, dachte er. Als er den Blick zum Himmel lenkte, um am Stand der Praiosscheibe die Zeit zu ermitteln, bemerkte er einen schwarzen Vogel, der von Osten her geflogen kam. Ein Boronsvogel, ein Todesbote – wie passend, dachte er, doch wurde seine Aufmerksamkeit nun von den Vorgängen auf dem Markt in Anspruch genommen. Dort machte sich die Henkerin daran, Häufchen von Zunder rings um den Scheiterhaufen zu verteilen. Wie viele es waren, konnte Anselm nicht sehen, da sie in der Zwischenzeit seinem Blick entschwand, aber er vermutete, daß es zwölf sein müßten, und seine Vermutung sollte sich bestätigen. Denn als die Frau ihre Runde beendet hatte, hob sie das Richtbeil, das sie, bevor sie den Zunder verteilte, zu Füßen des Barons niedergelegt hatte, hielt es mit beiden Händen über den Kopf und rief mit dröhnender Stimme: »Zwölf Feuer, den Zwölfgöttern zu Ehren, sollen die Sünde verbrennen, das Unrecht tilgen, die Schandtat vernichten, auf daß nichts übrigbleibe von ihnen und der, die sie begangen. So soll aus Finsternis Licht werden. Herr Praios, vergib mir, daß ich töten werde. Ich tue, was meines Amtes und was meine Pflicht ist.«

Dafür also hat die Henkerin das Beil gebraucht, dachte Anselm, um das Ritual der Ordnung und Überlieferung gemäß zu vollziehen. Nun übergab sie es dem Praiosgeweihten und entzündete die Fackel. Ein Raunen ging durch die Menge, das zum Kreischen wurde, als das erste Feuer entzündet war und die ersten schüchternen Flammen prüfend das Holz beleckten. Anselm schaute die Hexe an, ob sie nun eine Regung zeige, da ihre letzten Augenblicke angebrochen waren und der Lauf des Schicksals unabwendbar war, doch Sephyra achtete nicht auf das Geschehen ringsumher und hatte die Augen zum Himmel gerichtet. Ob sie betet? fragte sich der Medicus. Zu der dunklen Satuaria, die sie als Göttin verehren? Aber er konnte sich eine betende Hexe beim besten Willen nicht vorstellen, und auf ein Gebet ließ ihre Miene auch nicht schließen.

Rasch fraßen die Flammen sich voran, angefeuert vom Geschrei der Leute. Zwar raubte das gleißende Mittagslicht ihnen viel von ihrer Pracht, ihre Gier vermochte es nicht zu verringern. Anselm vermutete, daß man Stroh zwischen die Scheite und Äste gemengt hatte, damit der Stoß sich schnell, sicher und ohne großes Qualmen entzünde.

Der Lärm auf dem Marktplatz schwoll und schwoll, je weiter die Flammen nach oben züngelten. Bald würden sie die Plattform erreichen. Einmal

glaubte Anselm zwischen dem vielstimmigen Gekreisch einen einzelnen, langgezogenen, fremden und unendlich wehen Ton zu vernehmen, aber als er zu Sephyra hochblickte, sah er, daß sie es nicht gewesen war, die geschrien hatte, denn ihre Lippen waren fest geschlossen, und sie hielt, ungeachtet des Rauches, die bleichen Augen starr auf den Hochgeweihten gerichtet.

Und dann überschlugen sich die Ereignisse, von denen man in Abilacht noch lange reden sollte. Kaum hatten die Flammen die Plattform erreicht, kaum schoben sie sich züngelnd über den Rand und haschten nach den weißen Füßen, kaum ließen die sengende Hitze und der grausame Schmerz die Hexe Sephyra erbeben, als sich ein grauenhafter, kaum menschlicher Schrei ihrer mißhandelten Kehle entrang. Es war kein Schmerzensschrei, kein Wehgeheul – eher klang er nach brüllender Wut, nach wildem Triumph. Doch bevor Anselm die Natur des Schreis ergründen konnte, schoß ein blitzender Speichelstrahl aus dem Mund der Frau, flog zischend durch das Feuer und traf den rotgoldenen Priester im Kreuz. Für den Bruchteil eines Augenblickes, so lange, wie Anselm brauchte, um zu denken: Hat sie ihm nun etwas angehext, oder hat sie nur seinen Kopf verfehlt?, geschah gar nichts, doch dann riß der Geweihte den breiten Mund und die müden Augen weit auf, ließ ein paar gurgelnde

Laute vernehmen und brach, einen Ausdruck unendlicher Pein und unsäglichen Schreckens im Gesicht, auf dem Pflaster zusammen wie gefällt.

Fast gleichzeitig – und deshalb können wir uns um das Befinden des Priesters im Moment nicht weiter bekümmern – stieß ein riesiger schwarzer Rabe vom Himmel herab, direkt auf die Richterin zu. Bevor die Frau begriff, was geschah, bevor sie Zeit hatte, die Hände vors Gesicht zu reißen, war der Vogel schon heran und hackte mit seinem gewaltigen Schnabel nach ihrem Auge. Ein gräßlicher Schrei erklang, übertönt von schrillem Lachen, und Blut quoll zwischen den Fingern hervor, die sich nun verzweifelt vor die Augen preßten; die Richterin taumelte brüllend und wie trunken im Kreise und sank schließlich zu Boden wie kurz zuvor der Geweihte.

Der Vogel aber gab sich nicht weiter mit seinem Opfer ab, attackierte es kein zweites Mal, als er sah, daß sein Angriff erfolgreich gewesen war. Er flog direkt zum Scheiterhaufen, wo die Hexe sich lachend am Pfahle wand. Ja, sie lachte, ein schrilles Lachen, irr vor Schmerzen. Denn die Flammen hatten sie nun erreicht, beleckten ihre Beine und griffen nach dem Saum ihres meergrünen Gewandes.

Anselm ahnte, was der Rabe vorhatte, als das Tier sich in die Flammenhölle stürzte und krächzend die brennende Frau umkreiste, und er wußte, daß es ver-

gebens war. Mit wildem Flügelschlagen versuchte der Vogel sich in der Luft zu halten (oder des Feuers zu erwehren) und hackte dabei immer wieder nach den Fesseln, die die Hexe am Pfahle hielten. Es gelang ihm auch, die eine oder andere zu lösen, denn die Hitze hatte sie spröde gemacht, aber Sephyra war nicht mehr zu helfen. Sie stand in Flammen. Und auch der Rabe hatte Feuer gefangen. Mit brennenden Flügeln, verzweifelt flatternd, versuchte er, sein Werk zu vollenden, und ein grauenhaftes Krächzen übertönte das Prasseln und Zischen des Feuers. Bald war er nur noch ein Feuerball, und während sein Leib von den Flammen verschlungen wurde, gellte das Lachen der Hexe ein letztes Mal. Dann stieg schwarzer Rauch auf, der die Luft von Abilacht mit dem Gestank brennender Federn, brennenden Haars und brennenden Fleisches erfüllte.

Anselm kniff die Augen zusammen, schluckte, hielt die Hand vor Mund und Nase und wandte den Blick ab. Nur wenige Augenblicke waren vergangen, seit die Hexe gespien hatte und der Rabe vom Himmel herabgestürzt war, und die Verletzten lagen am Boden wie zuvor. Nein, nicht ganz, etwas war anders: Das Haar der Richterin saß nicht mehr auf ihrem Kopf; es lag neben ihr – gelblich-weiß, üppig und wohlfrisiert. Und es war auch keine Richterin, sondern ein Richter, denn wo zuvor das Haar gewesen

war, erkannte man nun einen blanken männlichen Schädel, den ein schütterer Haarkranz umgab.

Helfer eilten herbei, Tumult und Unordnung entstanden, als nun alle zu den Verletzten drängten. Aber es gab nicht viel zu helfen: Das Auge des Richters war dahin, und der Priester würde nie wieder gehen können. Das erkannte Anselm, als der Baron und zwei Gardisten versuchten, dem Mann auf die Beine zu helfen. Schlaff und leblos wie unnütze Anhängsel schleiften die Glieder über den Boden.

Plötzlich war Anselm alles zuwider: Hexen, Priester, Richter, Barone, der Sonnenschein und vor allem Abilacht und die Abilachter. Er stapfte zur Herberge zurück, sich mit Schultern und Ellbogen einen Weg durch die Menge bahnend, die in die entgegengesetzte Richtung strömte. Er wollte hier nicht länger bleiben, wollte in dieser Stadt nicht die Nacht verbringen! Und so verließ er Abilacht vier Stunden nachdem er es betreten hatte.

Wir verlassen an dieser Stelle den Medicus Anselm Peckert, der, einer plötzlichen Eingebung folgend, den Weg nach Honingen eingeschlagen hatte und nun seinen Grauen, einen kräftigen Wallach mit Namen Danilo, nachdenklich (auch das Tier schien in Gedanken versunken) die hell schimmernde Straße entlang nach Nordosten lenkte, um sich außerhalb der Stadt eine Unterkunft zu suchen. So als hätten wir Flügel (oder ritten auf einem Besen), schwingen wir uns in die Luft: Wir sehen die Häuser und Straßen von Abilacht kleiner und immer kleiner werden, erkennen den unvollkommenen Kreis der Stadtmauer und das dunkle Massiv der trutzigen Burg und beobachten mit entzücktem Erstaunen, wie Gebäude, Höfe, Wege und Plätze sich in ein hübsches Muster aus Grau, Rot, Grün und Ocker verwandeln. Doch trübt ein schwarzer Nebel, der in der Mitte des Ortes entspringt, das liebliche Bild, und deshalb wollen auch wir die Stadt hinter uns lassen. Nach Südosten geht unser Flug, nicht in entgegengesetzter Richtung zu Anselms Weg, sondern im stumpfen Winkel zu diesem. Gelbe Rechtecke und Trapeze künden uns

davon, daß der Raps in Blüte steht, und an den verschiedenartigen Tönen des Grüns unterscheiden wir Roggen-, Gersten- und Rübenäcker, Obstgärten, Weiden, Wiesen und braches Land. Bald weichen die lichten Farben schattigeren Tönen – wir fliegen schnell und überwinden sieben Meilen in wenigen Augenblicken –, denn vor uns erstreckt sich ein gewaltiger Wald. Zwar erkennen wir den Pfad, der sich als dunkles Band nach Osten windet, ein Ende des Waldes aber sehen wir nicht. Wir fliegen tiefer, um zu ergründen, welche Baumarten wohl in dem Walde wachsen (es sind Buchen, Stechpalmen, Steineichen, Holunder, Erlen, Espen und Eschen mit vereinzelten uralten Eiben dazwischen; das erkennen wir, während wir tiefer schweben und falls wir in der Lage sind, Bäume einzig an ihrem Wuchs und der Farbe ihrer Blätter zu unterscheiden), als ein schwärzlicher, fast kreisrunder Fleck unsere Aufmerksamkeit erregt. Mag der Kreis eine Lichtung sein? Doch ist er so dunkel und gar nicht licht. Wir entscheiden, dies Fleckchen Erde genauer zu untersuchen, schweben sacht hinab und befinden uns just an der Stelle, wo unsere Geschichte ihren Fortgang nimmt.

Inmitten verkohlter Bretter und Balken und rußgeschwärzter Mauerreste, die einmal, das erkennt man an der Form, ein kleines dreizimmriges Haus samt

Anbau gewesen waren, stand ratlos (denn das blanke Entsetzen bei der Ankunft vor einer Nacht und einem halben Tag war inzwischen tiefer Ratlosigkeit gewichen) ein junges Mädchen. Es zählte sechzehn Götterläufe, konnte aber getrost für vierzehn durchgehen, da der Wuchs klein und zierlich und der Körper wenig entwickelt war. Rotes Haar von der Farbe schweren Weines war zu einem Zopf geflochten, der bis zur Hüfte reichte. Nun allerdings war er in Auflösung begriffen, und auch vorn hatten sich Strähnen aus der Frisur gelöst und klebten feucht im rußverschmutzten blassen Antlitz.

Das Mädchen hieß Sylphinja. Doch hätte man sie nach ihrem Namen gefragt, so hätte sie womöglich kurz gezaudert, da ihr als erstes ›Töchterchen‹ in den Sinn gekommen wäre. Denn Töchterchen war sie genannt worden, solange sie zurückdenken konnte.

Es war Sylphinjas Heim, das dort in Schutt und Asche lag. Sie kannte kein anderes und wünschte, kein anderes zu haben. Acht Tage war sie fortgewesen, in Seshwick, wo Gwynnel wohnte, die Muhme der Mutter, ein verschmitztes Kräuterweiblein. Es war keineswegs ihr erster Besuch bei der alten Gwynnel gewesen; sie mochte das Muhmchen – anders als die Mutter, die stets nur verächtlichen Spott für die Alte übrig hatte –, und so hatte sie die Reise frohen Mutes angetreten und war, sechs Tage später,

ebenso guter Dinge von Seshwick aufgebrochen. Den Rat der Mutter, sich, wenn sie ›unter die Menschen‹ gehe – Sylphinja hatte die Wendung stets etwas seltsam gefunden, da sie selbst ja auch Menschen waren und keine Feen, Goblins, Werwölfe, Orks oder Elfen –, recht unauffällig zu benehmen, hatte sie befolgt wie auf jeder ihrer kleinen und größeren Reisen. Und sie hatte auch das Haar unter einem Kopftuch verborgen, obwohl sie es für völlig unnötig hielt, denn allein in Seshwick lebten sechs Rothaarige – deren Haar war allerdings von etwas hellerem Ton, mehr ins Gelbliche spielend und nicht ins Purpurfarbene wie bei ihr – und in Abilacht gewiß dreimal so viele. Doch war sie nur einmal bisher in Abilacht gewesen, und die vielen Häuser, die vielen Menschen (vor allem die bärtigen Männer) und der Lärm hatten ihr angst gemacht. Wie konnten die Leute es nur ertragen, in einer Stadt zu leben – ständig von Steinen, Staub, Gestank, Geschrei und Unrat umgeben? Auch die Reichsstraße war ihr nicht geheuer: Unablässig rumpelten Fuhrwerke dort entlang, man sah Soldaten und Söldner auf ihr reiten oder marschieren, Kutschen rollten über sie dahin, doch waren alle Soldaten, Ritter, Bauern und Reisende zusammen nicht halb so gefährlich wie ein einzelner Praiospfaffe oder Bannstrahlritter. Einen Bannstrahler hatte sie in ihrem bisherigen Leben noch nicht gesehen (würde ihn aber

auf der Stelle erkennen, denn die Beschreibung der Mutter hatte Sylphinja sich bis ins letzte Detail eingeprägt), Praiospfaffen hingegen schon so manches Mal. Mindestens einmal im Mond ritt einer von ihnen (manchmal waren es auch zwei oder drei) nach Abilacht und zwei Tage später wieder nach Honingen zurück; denn dort hatten sie ihren Tempel, wie die Mutter ihr erzählt hatte. Deshalb hatte sie die Straße bis kurz vor Seshwick auch gemieden und den Umweg durch den Wald genommen. Doch war es im Grunde gar kein Umweg, auch wenn die Strecke länger sein mochte, da sie auf dem weichen Waldboden schneller und müheloser vorankam als auf dem harten Pflaster der Straße. Fliegen konnte sie nicht – oder besser gesagt: Sie hatte es niemals getan (ihr erster großer Flug war für den kommenden Efferd geplant, zum großen Fest im Wald bei Ouvenmas, aber spätestens Anfang Rondra hätte sie mit dem Üben begonnen), doch ob sie es nun konnte oder nicht, die Mutter hätte ihr ohnehin niemals erlaubt, für den Besuch bei der Muhme den Besen zu nehmen. »Was du zu Fuß in zwei Tagen erreichen kannst, das erreiche auch zu Fuß, Töchterchen«, pflegte sie zu sagen. »Der Besen ist keine Kutsche.« Wie gesagt, munter und guter Dinge war Sylphinja am gestrigen Morgen aufgebrochen, von der alten Gwynnel reichlich mit Proviant und kleinen Geschenken ausgestattet, die die Alte in

bunten Beutelchen verstaut hatte – ein Teil der Gaben war für die Mutter bestimmt –, doch wie groß war ihr Entsetzen gewesen, als sie um die sechste Stunde nach Mittag die heimatliche Lichtung erreichte und Haus und Habe niedergebrannt und verwüstet fand. Sylphinja hatte sogleich gewußt, daß etwas Schreckliches passiert sein mußte, viel grauenhafter als ein bloßer Brand, der ja schon furchtbar genug war. Zuerst war sie wie gelähmt gewesen, hatte einfach nur dagestanden, unfähig, zu denken und auch nur ein Glied zu regen. Dann war das Zittern gekommen, die Angst, die Verzweiflung, und schließlich hatte sie geschrien, hatte den Namen der Mutter immer wieder in den Wald und in den Himmel gerufen. Aber die Mutter war nicht gekommen und hatte auch keine Antwort gegeben. Auch nach Kuanjuk hatte sie gerufen, obwohl es wenig Sinn hatte, da er kaum auf sie hörte, aber sie hatte nur einmal ein fernes Krächzen vernommen, zu fern, um es als seine Stimme zu erkennen. Und dann hatte sie die Mutter mit ihrem Geist gesucht, hatte zarte durchsichtige Fühler nach ihr ausgestreckt, die lang und immer länger wurden und schließlich etwas ertasteten. Die Mutter lebte! Aber sie litt, sie litt unendliche Qualen – Sylphinja hatte geschaudert, eisiges Grausen war in ihre Glieder gefahren –, und sie hatte Angst, ein Gefühl, das Sylphinja noch niemals bei ihr wahrgenommen hatte

(Vorsicht, Zurückhaltung, Mißtrauen, ja – Angst, niemals!). Doch waren Angst und Pein überlagert von grenzenlosem Haß; auch dies Gefühl war dem Mädchen fremd in solch lodernder Heftigkeit. Die Mutter liebte die Menschen nicht sonderlich, viele verachtete sie, und einige verabscheute sie gar, und sie war stets darauf bedacht gewesen, ein erlittenes Unrecht zu rächen. Niemand, der ihr etwas zuleide getan hatte, war je ungeschoren davongekommen, aber ihre Rache war selten von Haß bestimmt, eher von grausam glitzernder, schelmischer Bosheit. Doch davon war nichts übriggeblieben – nur Haß!

Sylphinja dachte nicht in den oben erwähnten Begriffen, das sei angemerkt, da sie weniger gelernt hatte zu benennen, als zu erkennen. (Selbstverständlich kannte sie alle Tiere und Pflanzen des Waldes beim Namen – ihr fehlte nicht die Sprache –, aber in den Bereichen des Gefühls, in unsichtbaren, luft- und erdhaften Regionen dachte sie nicht in Worten und mit zergliederndem Verstand, sondern tastete und erkannte mit den Fühlern, die ihr in Bauch und Hirn wuchsen – die Macht, die Kraft, die Gabe oder wie immer wir es nennen mögen.) Das Mädchen wußte um seine Kräfte, beherrschte sie jedoch nur unvollkommen. »Du lernst langsam, Töchterchen«, sagte die Mutter bisweilen, aber es war kein Tadel, nur eine Feststellung.

Während Sylphinja in den Ruinen ihres Heimes gekauert hatte, war sie sich ihrer mangelnden Fähigkeiten nur zu schmerzlich bewußt geworden. Warum konnte sie keine Brücke zum Geist der Mutter schlagen, keine Botschaft zu ihr senden, keine Nachricht von ihr empfangen? Alles, was sie fühlte, war Wirrwarr, leidvolles und mitleiderweckendes Wirrwarr, in dem Angst, Schmerz, Sorge, Panik, Hoffnung sich gegen den Haß zu behaupten versuchten. Sie wußte, die Mutter war in Gefahr, in tödlicher Gefahr, aber sie wußte nicht, wo sie sich befand, noch wie sie ihr hätte helfen können. Als sie dies erkannte, hatte sie die Fühler eingezogen, denn das Erkunden strengte sie an, zehrte an ihr. So war die Nacht vorübergegangen, schlaflos, tränenlos, mit stetig schwindenden Kräften. Noch dreimal hatte sie versucht, die Mutter zu erreichen, aber die Empfindungen, die sie aufnahm, waren schwächer geworden, so als ob ein Panzer sie umgebe. Für einen winzigen Augenblick hatte sie drei Panzer unterschieden – Eisen, Stein und eine willentlich gezogene Wand. Die Mutter war gefangen, in einem steinernen Verlies, in Eisen gefesselt, um ihre Kräfte zu bannen! Sie war den Menschen in die Hände gefallen, und sie würden ihr nun antun, womit sie oft genug gedroht hatten. Sylphinja kannte die Drohung – jede Schwester kannte sie. Sie war Gegenstand sowohl grausiger Geschichten als auch lustiger Lieder, je

nachdem, wo eine der Ihren lebte. Denn nicht überall auf der Welt hatten die Praios-Pfaffen soviel Macht wie hier im Honinger Land. Aber die Mutter hatte ihren Wald nicht verlassen wollen, genausowenig wie Sylphinja sich vorstellen mochte, in einem anderen Landstrich zu leben. »Hier lebe ich nun seit zwanzig Jahren«, pflegte die Mutter zu sagen. »Hier habe ich meine Kundschaft und meine offenen Rechnungen.« Der Morgen war gekommen und vorübergegangen; dunkle Verzweiflung hatte sich Sylphinjas bemächtigt. Als die Sonne ihren höchsten Stand erreichte, hatte sie ein letztes Mal ihre Kräfte gesammelt, gebündelt und einen lautlosen Schrei zur Mutter gesandt: »Hilf mir! Wo bist du? Hilf mir, daß ich dir helfen kann!« Der Schrei war gehört worden, doch die Antwort auf ihn war so ungeheuerlich gewesen, daß Sylphinja sich zunächst weigerte zu glauben, was sie doch deutlich empfangen hatte. »Ich vergehe«, hatte die Botschaft gelautet, der eisige Leere gefolgt war. Ich vergehe – zwei schlichte Worte, und dennoch war es unmöglich, ihren Sinn zu fassen. Selbst als ihre gepeinigten Fühler immer wieder ins Nichts griffen, qualvoll zuckten unter der Wucht der Leere, selbst als sie die dünne, ferne, fast senkrecht aufsteigende schwarze Rauchsäule erkannte, wollte es Sylphinja nicht gelingen, die Bedeutung der beiden Worte zu begreifen, und tiefe Ratlosigkeit ergriff Besitz von ihr.

So treffen wir sie an, im Zustand tiefster Ratlosigkeit.

Sie ist vergangen, und ich bin allein ... allein ... allein ... allein, so drang es wie unablässiges Tropfen in Sylphinjas Bewußtsein – Tropfen von Säure, Salpeter, Goldleim ...

Auch Kuanjuk würde vergehen, wenn er nicht schon tot war, denn ohne Sephyra hatte sein Leben den Sinn verloren – allein ... allein ... allein ...

Sylphinja versuchte, sich ein Leben ohne die Mutter vorzustellen, aber sie konnte es nicht. Sie hatte immer mit der Mutter zusammengelebt, die Mutter war immer dagewesen, bei ihr gewesen, auch wenn sie nicht im Häuschen, sondern Hunderte von Meilen in der Ferne geweilt hatte. Das Mädchen kannte das Wort Einsamkeit. Aber es hatte für sie stets eine andere Bedeutung gehabt als die, welche die ätzenden Regentropfen sie zu lehren versuchten. Im Wald war es einsam, ihr Häuschen stand auf einer einsamen Lichtung. Einsamkeit hieß für sie Abgeschiedenheit, Geborgenheit, Heimlichkeit und Heimeligkeit, Schutz vor den Gefahren der Welt. Daß Einsamkeit auch Verlassensein, Trostlosigkeit und Leere bedeutete, wollte und wollte ihr nicht ins Hirn dringen. Sie kannte die Worte, konnte sie mit den Lippen formen und mit der Zunge sprechen, aber es waren sinnlose Worte, die mit ihr selbst nichts zu tun hatten.

Allein ... allein ... allein, tropfte es, unaufhaltsam, grub sich ein, fraß sich hindurch und war schließlich dort, wo es hingelangen wollte. Allein ... allein ... allein ...

Um die vierte Stunde nach Mittag hatte Sylphinja die Botschaft verstanden und brach zusammen. Sie stürzte zu Boden wie vom Blitz getroffen, lag eine Weile starr wie ein gefällter Baum und begann schließlich, sich lautlos zu winden. Ihre Finger suchten Halt, wollten greifen, kratzen, zerfetzen und krallten nur sinnlos in schwarzen Schutt. Ihre Zähne wollten beißen, reißen, verschlingen und fanden nichts weiter als verkohltes Gras. Und ihr Magen spie Schleim und Galle, schnürte sich zusammen, als wolle er nie wieder Nahrung aufnehmen.

Mutter! schrie Sylphinja mit allen Fasern ihres Leibes und ihres Wesens. Warum hast du das Töchterchen verlassen?! Warum hast du dich fangen lassen?! Warum hast du dich verbrennen lassen?! Warum hast du das getan?! Warum hast du mir das angetan?! Du warst doch die Mächtigste, die Größte, die Unbesiegbare! Ich kann ohne dich nicht sein, ohne dich bin ich verloren! Ich weiß nichts, ich vermag nichts, ohne dich bin ich nichts! Was soll ich nur tun?

Sylphinja erwartete keine Antwort auf die Fragen – sie hatte verstanden (es stimmte im übrigen nicht, daß sie nichts wußte oder konnte – sie wußte und

konnte viel, im Vergleich zu manch gleichaltrigem Bauernkind, sie hatte ein anderes Wissen als ein Bürgertöchterlein, aber kein geringeres, und ihre arkanen Kräfte waren zwar wenig geformt, aber doch vorhanden). Mühsam erhob sie sich, wischte den Speichel vom Mund und starrte nach Nordosten. Dort wohnten die bösen Menschen, die die Mutter verbrannt hatten, die dummen Abilachter, die sich leicht foppen und piesacken ließen. Aber so dumm waren sie eben doch nicht – sie hatten die Mutter gefangen! Und die Mutter war auch nicht die Mächtigste gewesen, nicht unbesiegbar, denn sie hatte sich fangen lassen!

Kein Rauch war mehr zu sehen, nur ein strahlendblauer Nachmittagshimmel. Sylphinja schüttelte den Kopf – es paßte nicht zusammen. Wie konnte weiterhin die Sonne scheinen, wie konnten die Vögel singen, als wäre nichts geschehen? Wie konnten die Blätter so lieblich rauschen, obwohl nichts mehr so war wie zuvor?

»Was dir widerfahren ist, ist uns *gleichgültig*«, sangen die Vögel. »Dein Schicksal ist uns *gleichgültig*«, raunten die Blätter. »Wir nehmen keinen Anteil an dir«, wisperte das Gras. »Wir leben, und alles andere ist für uns ohne Belang.«

Diese Erkenntnis traf Sylphinja wie ein Hieb. Ganz schlaff wurde sie, und fast wäre sie wieder zu Boden

gestürzt. Aber sie schwankte nur, ließ Kopf und Schultern hängen und die Arme baumeln. Sie schloß die Augen und überließ ihren Körper sich selbst, zog ihren Willen aus ihm zurück. Auch ihr seid mir gleichgültig, dachte sie. Alles ist mir gleichgültig. Sie überließ sich dem Schwanken, das bald stärker, bald schwächer wurde, spürte, wie der Wind ihre Arme und Finger bewegte, ihren Kopf schaukeln und von der einen auf die andere Seite pendeln ließ, ihr Knie dazu brachte, sich zu beugen und zu strecken, und ihre Hüften seitwärts, vorwärts und rückwärts bog. Ich bin ein Schilfhalm, der sich im Winde biegt, dachte sie. Und rings um mich her sind andere Schilfhalme. Aber sie sind mir gleichgültig. Sie sind mir so gleichgültig, daß ich nicht einmal weiß, daß sie dort sind. Ich weiß auch nicht, daß ich ein Schilfhalm bin. Ich bin etwas, das schwankt. Der Wind wird stärker. Nun muß ich mich weich machen, damit er mich nicht knickt. Aber er knickt mich nicht, denn ich bin weich und biegsam. Meine Fasern dehnen sich und ziehen sich zusammen. Es ist schön. Ich werde von außen bewegt und von innen. Ich wachse. Auch unten, im Grund, dort, wo ich Halt habe und wo ich herstamme, spüre ich es wachsen. Meine hundert Füße, die mir sicheren Stand verschaffen, werden immer länger. Sie bohren sich tiefer in den Boden auf der Suche nach Nahrung und Wasser. Ohne Wasser kann

ich nicht leben, ohne Wasser werde ich verdorren. Und ohne Nahrung werde ich aufhören zu wachsen und verhungern ... verhungern ... verdursten ...

Sylphinja erwachte, und es war noch ebenso windstill wie zuvor, nur die Sonnenscheibe stand ein wenig tiefer. Sie hatte an Wasser und Nahrung gedacht, fiel ihr ein, aber sie wußte zunächst nicht, warum. Erst nach und nach wurde sie sich ihrer vor Trockenheit schmerzenden Kehle bewußt und ihrer Zunge, die wie ein dicker verdorrter Moosballen die Mundhöhle füllte. Und am Ende des Schlundes schmerzte es auch. Sie überlegte einen Moment lang und entschied, daß es ihr Magen sein mußte. Ich habe Hunger und Durst, stellte sie fest (und das war auch nicht weiter verwunderlich, da sie den letzten Bissen am Mittag des vergangenen Tages und den letzten Schluck aus dem Wasserschlauch zwei Stunden vor ihrer Ankunft zu sich genommen hatte). Wenn ich nun einfach nichts esse und nichts trinke, wenn ich mich hier auf den Waldboden lege, nein, nicht hier, ein wenig weiter abseits, dort, wo es grün ist, wenn ich mich also dort niederlege und nichts esse und nichts trinke, dann werde ich verhungern und verdursten. Dann werde ich sterben. Sie dachte eine Weile nach. Und wenn ich tot bin, werde ich den Tieren und Pflanzen als Nahrung dienen ... Aber warum sollte ich das tun? Ich bin ihnen gleichgültig, warum

sollte ich sie mit meinem Körper ernähren? Plötzlich spie sie aus, trocken und schmerzhaft, da sie keinen Speichel zur Verfügung hatte. Nein, ich will nicht sterben! Ich will leben! Das wußte sie mit einem Mal, und bei dieser Erkenntnis rann es ihr warm aus den Augen.

Sylphinja sah sich um, und obwohl die Tränen ihr die Sicht verschleierten, entdeckte sie ihren Beutel rasch; sie hatte ihn beim Betreten der Lichtung fallen lassen, und dort, am Rand des versengten Grases, lag er noch, unverändert und unberührt. Als sie den Inhalt untersuchte und alles so vorfand, wie die alte Gwynnel es zusammengepackt hatte (bis auf das Brot, von dem sie unterwegs gegessen hatte) – all die bunten Säckchen mit den kleinen Gaben für die Mutter und das Töchterchen –, tropfte es heftiger und heißer, doch ließ sie sich davon nicht beirren. Sie nahm den Beutel, schob den Gurt über die Schulter und ging davon.

Nun mag der Leser denken, daß Sylphinja ziellos durch den Wald irrte, einsam, verloren und heimatlos, und er hat recht, was die drei letzten Worte betrifft, ziellos jedoch war sie nicht. Sie wußte sehr wohl, wohin sie ihre Schritte lenkte, denn der Ort war einmal ihr Lieblingsplätzchen gewesen. Nach kaum einer halben Stunde hatte sie ihn erreicht.

Es war eine Quelle, umgeben von Moos, weichem

Gras, Farnen mit mächtigen blassen Wedeln und schneckenartig eingerollten jungen Trieben, zierlichen Espen und Erlen – ein lauschiger, heimeliger Ort. Die Buchen mit ihren mächtigen Kronen, die kaum einen Lichtstrahl auf den Boden dringen ließen, hatten sich hier ein wenig zurückgezogen, und so fiel goldenes und grünliches Sonnenlicht auf Pflanzen, Steine und Wasser. Das Rinnsal, so schwächlich es zwischen den moosbewachsenen Steinen auch hervorquoll, hatte doch genug Kraft und Ausdauer besessen, den Boden auszuwaschen, bis es auf kiesigen Grund stieß, und sich ein Becken zu schaffen, von wo aus es als wisperndes Bächlein davonfloß, um sich später mit seinen Brüdern und Schwestern zu vereinigen, die mit ihren Wassern den großen See im Süden speisten. Das Becken maß etwa einen und einen halben Schritt in der Länge und etwas weniger in der Breite und mochte dreißig oder fünfunddreißig Finger tief sein. Winzige durchscheinende Krebse, gläserne Polypen von der Größe eines Hanfsamens und haarfeine rote Würmchen tummelten sich darin, doch Sylphinja beachtete sie nicht. Kaum hatte sie das leise Glucksen gehört und das Wasser gerochen, da beschleunigte sie ihren Schritt, begann zu laufen, rannte, warf den Beutel fort und ließ sich bäuchlings auf Moos und Farne fallen. Den Kopf halb im Wasser, unterbrochen von pfeifendem Atemholen, trank sie gie-

rig und lang, rollte sich, als sie genug hatte, auf den Rücken und dann auf die Seite, um die Hälfte des Genossenen wieder von sich zu geben. Doch reichte der Rest, sie fühlen zu lassen, wie neue Lebenskraft sie durchströmte; sie spürte das Blut durch die Adern fließen, spürte, wie die Lungen sich mit Luft füllten und sie wieder entließen, und spürte ihr Herz schnell, aber gleichmäßig schlagen.

Nach einer Weile richtete Sylphinja sich auf. Ihr Magen war mit Wasser gefüllt, und das hatte den Hunger fürs erste vertrieben. Dennoch holte sie den Beutel und klaubte das Brot hervor. Sie hatte unterwegs kaum den halben Laib verzehrt, und von dem übrigen würde sie sich, wenn sie es gut einteilte, zwei Tage ernähren können. Sie würde es gut einteilen müssen, denn es stand nicht zu erwarten, daß sie in den Trümmern des Hauses unversehrte Vorräte fände. Nein, Mehl, Käse, Wein, Speck, Bohnen, eingelegte und getrocknete Pilze – sie alle waren verbrannt und vernichtet, denn warum hätten die Flammen sie schonen sollen, nachdem sie gar vor Steinen nicht haltgemacht hatten? Sie wollte auch nicht zu dem Ort der Zerstörung zurückkehren. Es war zu schmerzlich, völlig sinnlos und gefährlich überdies. Wonach sollte sie auch suchen? Was würde sie finden außer Asche und zur Unkenntlichkeit verkohlten Dingen? Während sie das Brot zwischen den Fingern drehte, wur-

de ihr unvermittelt bewußt, wie schwarz und rußig diese waren. Auch ihre Arme wiesen schwärzliche Flecken auf, genauso wie das Kleid. Ihr ekelte vor dem Anblick, fast graute ihr, denn es waren keine Flecken des Lebens, wie Erde und Gras sie hinterließen, sondern solche der Vernichtung, des Todes. Ich muß mich waschen, muß all das abwaschen! dachte sie, und schon streifte sie Kleid und Hemd über den Kopf, löste den Zopf und stieg ins Wasser.

Sylphinja wusch sich gründlich; zwischen den Steinen am Grund des Beckens suchte sie nach Sand, fand ihn und scheuerte damit so lange über Stirn, Wangen und Arme, bis sie die Haut fast wundgerieben hatte. Dann kauerte sie sich zusammen, legte den Kopf in den Nacken und ließ ihr Haar im Wasser treiben. Es tat gut, sich dem klaren Element zu überlassen, doch nach einer Weile fröstelte sie, und so verließ sie ihr kühles Bad.

Der Tag neigte sich zum Abend, aber die schrägen rotgoldenen Strahlen wärmten noch immer, und Sylphinja ließ sich so lange von ihnen bescheinen, bis sie trocken war. Dann zog sie das Hemd über, wusch das Kleid, so gut es möglich war, und breitete es zum Trocknen über einen rundlichen Ilexstrauch. Sie war bereit, ihr Abendbrot zu verzehren und die Nacht zu erwarten.

Als sie gegessen hatte – wenig, doch langsam und

mit Bedacht –, trat sie noch einmal zu dem winzigen Teich, um sich die Hände zu benetzen und den Wasserschlauch zu füllen. Sie verharrte am Ufer, kauernd, und starrte gedankenverloren ins Wasser. Nach einer Weile hatte es sich geglättet, und nur dort, wo das Rinnsal ins Becken floß, kräuselten halbkreisförmige Wellen die Oberfläche, der Rest schimmerte silbrig und dunkel wie ein Spiegel. Das Silbrige war das Abbild des fahlen Abendhimmels, in dem funkelnd die ersten Sterne erstrahlten, und vor diesen zeichneten Blätter, Zweige und Farne ein schwarzes Muster.

Inmitten des Musters und eingerahmt von Wellen dunklen Haars, erblickte Sylphinja ein blasses Oval, ein Gesicht. Es war das Antlitz eines Mädchens, eines sehr jungen Mädchens, fast noch eines Kindes. Sylphinja hätte nicht sagen können, ob das Gesicht ihr gefiel oder ob sie es hübsch fand. Diese Frage hatte sich ihr nie gestellt, denn es war ihr eigenes; sie kannte es, hatte es immer besessen, und es war ihr vertraut. Auch jetzt betrachtete sie die noch ein wenig unentschiedenen Züge mit einer gewissen Teilnahmslosigkeit. Sie sah die kurze Nase mit der leichten Rundung an der Spitze, sie sah die etwas vorgewölbte obere Lippe, die in weichem Bogen auf der weniger vollen unteren ruhte, sie sah das rundlich abgesetzte Kinn mit der winzigen Kerbe in der Mitte und die Stellen rechts und links des Mundes, wo die Grüb-

chen entstanden, wenn sie lachte. Sie sah die Wölbung über den Augen, dort wo die Stirn begann, deren oberem Rand der Ansatz des Haars die Form zweier Bogen verlieh, die ihre Entsprechung in den blassen Sicheln der Brauen fanden, Brauen, die ein wenig höher saßen als bei den meisten Menschen. Sie sah die leicht schräggestellten großen Augen, von gebogenen hellen Wimpern umrahmt.

Sylphinjas Augen hatten die Farbe von Drosseleiern, ein helles bläuliches Grün (oder grünliches Blau), wie es auch der rundlich geschliffene Stein besaß, der an einer Kette aus Mondsilber an ihrem Hals baumelte. Diese Farbe war die einzige, die man im schwächer werdenden Licht deutlich erkannte – sie schien zu leuchten, und vielleicht lag es daran, daß das Mädchen den Blick nicht vom Abbild seiner eigenen Augen wenden konnte. Sie starrte in die schwarzen Löcher der Pupillen, die sich mit zunehmender Dämmerung langsam weiteten, und auf einmal spürte sie, daß *es* sich regte. Manchmal geschah ihr das, nicht oft, aber hin und wieder. Dann wirkte es aus eigenem Antrieb, ohne daß sie es mit ihrem Willen geformt hätte. Denn sie konnte *es* beherrschen, diese dunkle, nicht zu benennende Kraft, die auf der Suche nach der Mutter zu einem vielarmigen gläsernen Fluß des Tastens geworden war, zu körperlosen, beseelten Fühlern: Sie konnte eine harmlose Gestalt annehmen,

wenn Gefahr drohte, konnte mit ihrem Speichel kleine Wunden heilen, konnte für eine Weile auch bei schwärzester Dunkelheit sehen, konnte in Bedrängnis drei Krähen zu Hilfe rufen, konnte wilde Tiere besänftigen, und ein paarmal war es ihr bereits gelungen, ein totes Holzstück zu beleben und allein kraft ihres Willens zu bewegen. Einzig ob sie fluchen konnte, war nicht gewiß, denn auch wenn sie wußte, wie man die Kräfte bündeln und lenken mußte, um einen Hexenschuß zu wirken, hatte sie es niemals getan – gegen wen hätte sie den Fluch auch richten sollen?

Die Augen hinter der Wasseroberfläche wurden dunkler, verfärbten sich ins Purpurne und dann ins Violette. Sylphinja kannte die Erscheinung; sie hatte sie oft genug bei der Mutter wahrgenommen. Dieser Blick, der geheime Blick oder Blick der Erkenntnis, war das erste gewesen, das die Mutter sie gelehrt hatte. »Daran siehst du, ob du eine der Unsrigen vor dir hast, Töchterchen, und sie erkennt es auch«, hatte sie erklärt.

Bei sich selbst, wenn sie ihr Antlitz im Spiegel betrachtete, hatte Sylphinja die Verfärbung noch niemals beobachtet – es wäre ihr auch nicht in den Sinn gekommen, *den Blick* gegen sich selbst zu richten. Und auch jetzt hatte sie ihn nicht willentlich erzeugt. Es war geschehen, und ihr war mit einem Mal, als sehe sie sich zugleich von innen und von außen. »Ich

bin eine von euch«, flüsterte es in ihrem Kopf und ihrem Körper. »Ja, du bist eine von uns«, antwortete es. »Du gehörst zu uns, wir erkennen dich. Komm her, damit wir dich sehen und anfassen können. Du bist schön. Komm nur, wir sind hier ... und hier ... und hier ...«

So vielstimmig, nah und fern, waren das Wispern und Raunen, das Zirpen und Kichern, daß Sylphinja schwindlig davon wurde und fast übel vor Wirrnis und Mattigkeit. Sie ließ sich aufs Moos sinken und schlief auf der Stelle ein.

Viele Traumbilder suchten das Mädchen heim in den sechs Stunden, die sein Schlaf währte. Zumeist sah sie die Mutter. Es waren flüchtige Gesichte, rasch wechselnd und nicht zu fassen. Sie sah die Mutter bei der Arbeit im Haus, beim Kochen und Nähen, und im Wald, beim Beeren-, Reisig- oder Kräutersammeln. Sie sah die verächtlich herabgezogenen Mundwinkel und das boshafte Glitzern in den bleichen Augen, wenn sie das Kopftuch umband, um in die Stadt zu gehen. Sie sah dieselben Augen tief purpurn werden, wenn sie sagte: »Du erkennst mich, Töchterchen, und ich erkenne dich.« Sie sah sie nächtens beim Feuer sitzen und in einem großen kupfernen Kessel rühren, in dem es blasig brodelte. Sie sah die bleichen Augen von wächsernen Lidern bedeckt und die Schläfen von weißen Fingerspitzen berührt, wenn die Mutter ihre

Kräfte bündelte, um einer fernen Schwester ein Bild oder eine Botschaft zu senden. Sie sah sie mit Kuanjuk, den sie streichelte, den sie mit kleinen Stücken roher Leber fütterte, mit dem sie lautlos sprach. Sie sah die Mutter einen Stein aus der Schlinge zweier Baumwurzeln klauben, den diese fest zu umklammern schienen, und einen kleinen irdenen Tiegel in der Höhlung verbergen. Sie sah sie mit den Schwestern, seltenen Gästen, kichern und tuscheln und seltsame Blicke tauschen. Sie sah sie mit dem Besen aus dem Wald treten, gemessenen, fast feierlichen Schrittes, sie sah die Mutter sich herausputzen für das große Fest. Sie sah die Mutter tanzen. Sie sah die Mutter davonfliegen. Und dazwischen sah sie immer wieder das mit hundert Runzeln lächelnde Gesicht der alten Gwynnel.

Als Sylphinja erwachte, war die fünfte Stunde nach Mitternacht eben angebrochen. Das Mädchen fror, und glitzernder Tau bedeckte seine Glieder. Noch war die Sonne nicht über den Horizont gestiegen, aber die Schwärze der Nacht hatte sich in bläuliches, dunstiges Frühlicht verwandelt. Die nächtlichen Tiere huschten und flatterten in ihre Schlupfwinkel, Höhlen oder Baue zurück. Die ersten Vögel sangen ihr Morgenlied – tragend und süß die zänkische Amsel, schüchtern schwatzend der schillernde Star.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis sie wußte, wo sie war, und bis ihr klar wurde, daß sie die Nacht unbeschadet überstanden hatte. Sie zitterte vor Kälte, und ihr Magen knurrte. Rasch sprang sie auf, rieb sich die gänsehautbedeckten Arme und Beine, reckte und streckte sich und streifte das klamme Kleidchen über. Dann riß sie ein Stück von dem Brot ab, und während sie kaute, dachte sie nach: Jemand hat nach mir gerufen, bevor ich eingeschlafen bin. Es waren viele, so viele, daß mir schwindelte. Waren es die Schwestern? Ich weiß es nicht. Und wenn sie es gewesen wären – wo sind sie? Wie finde ich sie? Mutter, warum hast du mir nicht gesagt, wo sie wohnen? Warum hast du mich nicht gelehrt, sie zu rufen und zu finden? Ich muß sie finden, da du mich verlassen hast! Wenigstens eine von ihnen – ich ertrage es nicht, allein zu sein! Allein ... allein ... Bin ich wirklich ganz allein? Ich habe die alte Gwynnel gesehen, die gute alte Gwynnel. Sie hat mich angelächelt, sie ist mir zugetan. Ob ich zu ihr gehen soll? Ist sie mir deshalb im Traum erschienen? Ja, ich werde zu ihr gehen. Sie wird mir helfen und kann mir raten.

Sobald Sylphinja den Entschluß gefaßt hatte, zu Gwynnel zurückzukehren, fühlte sie sich ein wenig wohler. Die alte Muhme würde sie aufnehmen, sie trösten und füttern. Und dann, wenn sie getröstet, satt und ausgeruht wäre, würde die Alte ihr sagen,

was sie als nächstes tun sollte, aber so weit mochte sie im Augenblick noch nicht denken. Sie riß zwei weitere Stücke aus dem Brotlaib, denn nun war es nicht mehr nötig, ihn zu schonen. Nach dem Mahl wusch sie sich die Hände, rieb sich mit nassen Fingern über Augen und Wangen, schulterte den Beutel und machte sich auf den Weg.

Es war kaum heller geworden, denn Sinnen und Essen hatten nicht länger als eine Viertelstunde gedauert. Aber Sylphinja brauchte kein Licht. Sie kannte den Wald und hätte den Pfad fast mit geschlossenen Augen gefunden. Daß ihr kein Leid geschehen war, während sie wehrlos und fast nackt auf dem Moospolster geschlafen hatte, wunderte sie, jetzt, da es ihr bewußt wurde. Bären, Wölfe, Luchse und andere gefährliche Tiere zogen in dieser Jahreszeit ihre Jungen groß, und oft reichte die Beute nicht aus, die hungrigen Mäuler zu stopfen. Sie wäre eine leichte Beute gewesen, und doch war sie unversehrt geblieben. Etwas mußte sie behütet und geschützt haben. Es waren die Kräfte, die dem Boden und den Tausenden von Pflanzen und den unsichtbaren Wesen innewohnten, die zwischen ihnen lebten. Sylphinja empfand tiefe Dankbarkeit und ließ sie nach außen strömen.

Das Mädchen huschte durch den Wald. (Anders als huschen können wir die Art ihrer Fortbewegung

nicht nennen, denn hier hielt sie inne und lauschte, dort setzte sie vorsichtig einen Fuß vor den anderen, dann wieder sprang und hüpfte sie oder lief ein paar Schritt weit, leichtfüßig und lautlos wie eine Katze.) Plötzlich erschien ein Bild vor ihrem Auge, ein Bild, das sie auch im Traume gesehen, jedoch beim Erwachen vergessen hatte: Die Mutter kauerte bei einem Baum mit mächtigen verschlungenen Wurzeln. Mit weißen Fingern griff sie einen Stein, den die Wurzeln fest umklammert hielten, entfernte ihn mühelos und schob einen kaum apfelgroßen blauglasierten Tiegel in eine Höhle unter den Wurzeln. Dann legte sie den Stein, ihn mit wenigen sicheren Griffen drehend, wieder so an seinen Ursprungsort zurück, daß es aussah, als wäre er nie bewegt worden.

Die Salbe! dachte Sylphinja. Natürlich! Warum fällt es mir erst jetzt ein!? In dem Tiegel ist die Salbe, die den Besen zum Fliegen bringt! Nun erinnerte sie sich wieder an das Töpfchen, das die Mutter vom letzten Fest mitgebracht hatte; es war größer als die aus früheren Jahren, denn diesmal sollte die Salbe für zwei Besen reichen. »Sie muß an einem sicheren Ort verwahrt werden, Töchterchen«, hatte die Mutter ihr erklärt, als sie aufgebrochen waren. »Denn auch wenn sie dir alles nehmen, auch wenn sie deine Hütte niederbrennen, bist du nicht verloren, solange du ausreichend wirksame Salbe hast, um zur nächsten Schwe-

ster zu fliegen. Und um ihre Wirksamkeit recht lange zu erhalten, verwahr sie an einem Ort, wo Satuarias Kräfte in sie eindringen können.«

Das war im letzten Efferd gewesen, dennoch entsann sich Sylphinja der Stelle ganz genau: Fünf junge Buchen mit glatter silbergrauer Rinde bildeten einen Kreis, in dessen Mitte eine knorrige Eiche wuchs. Sie schloß die Augen, um den Weg, den sie damals an der Mutter Seite gewandert war, vor ihrem inneren Auge entstehen zu lassen: Von den drei Pfaden, auf denen man die heimatliche Lichtung erreichen konnte, hatten sie den mittleren gewählt, denselben, der zur Quelle führte. Doch nach ... siebzig ... nein, dreiundsiebzig Schritten hatten sie ihn verlassen und sich in nordöstlicher Richtung durch ein Farndickicht gekämpft, das nach sechsundachtzig Schritten einen Weg freigab, der, hier und dort markiert von jungen Eichen, nach hundertundelf Schritten vor einer undurchdringlichen Hecke aus Holunder und jungen Hainbuchen endete. Doch wie jede Hecke hatte auch diese ein Schlupfloch, und dahinter ...

Sylphinja klatschte in die Hände – jetzt sah sie alles deutlich vor sich, und als sie sich an den Weg erinnerte, der vom Häuschen zum Baum führte, wußte sie auch, wie sie ihn von ihrem jetzigen Standort aus erreichen konnte. Es war nicht sehr weit bis dorthin, und sie mußte nicht einmal umkehren.

Die alte Eiche inmitten der fünf jungen Buchen sah aus wie eine Gouvernante im Kreis ihrer Schützlinge, aber vielleicht war es auch umgekehrt, und die fünf jugendlichen Wächter schützten sie. Sylphinja jedenfalls machte sich keine Gedanken darüber, wer wen bewachte. Sie war froh, als sie den Wall ineinanderverschlungener Büsche endlich überwunden hatte, denn bis zu dem Schlupfloch auf der anderen Seite hatte sie nicht wandern wollen und sich statt dessen zwischen widerspenstigen Ästen und Zweigen hindurchgezwängt. Den Rissen im Kleid und den blutigen Schrammen auf Armen und Beinen maß sie keine Bedeutung bei, denn kaum sah sie den knorrigen Baum, als ihr seltsame Gedanken kamen. Was wäre, wenn die Mutter das Versteck mit einem Zauber gesichert hätte? Es war sehr unwahrscheinlich, ganz und gar unwahrscheinlich sogar, und doch wurde ihr ein wenig beklommen zumute. Die Entschlüsse der Mutter waren oft rasch wechselnden Launen und Stimmungen unterworfen gewesen, und Mißtrauen gegen alles und jeden war ihr beherrschender Wesenszug gewesen. Was würde geschehen, wenn sie unbefugt den Stein berührte? Würde die Wurzel sie packen und nicht mehr loslassen? Oder nach ihr schlagen? Würde ein heißer Schmerz ihr in die Glieder fahren und den Arm lähmen? Sie wußte nicht, ob es Zauber gab, die über den Tod hinaus wirkten, weigerte sich

auch, dieser Frage weiter nachzuspüren. Statt dessen überlegte sie, was der Mutter wichtiger gewesen wäre: daß das Töchterchen die Salbe im Falle eines furchtbaren Unglücks, wie es ja nun eingetreten war, fände oder daß es, da ein solcher Unglücksfall auszuschließen sei, nicht unerlaubt mit ihr herumexperimentiere? Sylphinja konnte die Frage nicht mit Gewißheit beantworten, aber sie hatte ohnehin keine Wahl, sie mußte die Salbe haben! Vorsichtig berührte sie den Stein mit der Fingerspitze. Nichts geschah, es war ein ganz gewöhnlicher Stein. Und dann griff sie beherzt zu.

Der Stein löste sich fast wie von selbst aus seiner Verankerung, und auch die Höhle dahinter barg keine unliebsamen Überraschungen. Sylphinja ertastete etwas Kühles, Glattes, und schon hielt sie den Tiegel in der Hand. Das rundliche Gefäß glich eher einer Flasche mit weitem Hals als einer Dose, und es war mit einer schillernden bläulichen Glasur überzogen, mit einem Korken verschlossen und mit Wachs versiegelt.

Sylphinja zögerte, das Siegel zu erbrechen, nicht aus Angst diesmal, sondern aus Scheu, aus Ehrfurcht vor der Verstorbenen. War es recht, einen so *intimen* Besitz der Mutter zu betrachten, zu berühren, zu riechen und zu schmecken? Denn genau das zu tun, drängte es sie. Stets hatte sie die unterschiedlich ge-

formten und bemalten Döschen, Tiegel und Flakons, die die Mutter zweimal im Jahr vom großen Fest heimgebracht hatte, nur in geschlossenem Zustand betrachten dürfen, und niemals war ihr erlaubt worden, die Mutter zu begleiten, wenn diese den Besen in den Wald getragen hatte, um ihn zu salben, und erst am nächsten oder übernächsten Tag zurückgekehrt war. Sylphinja kannte das Ritual – die Mutter hatte es ihr oft und eindringlich geschildert –, und sie hatte alle Schritte in der rechten Reihenfolge in ihrem Kopf gespeichert, daher wußte sie auch, daß keine Schwester einen menschlichen Zeugen beim Ritual der Besensalbung duldete; einzig die große Satuaria, der wilde göttliche Levthan und der Vertraute waren willkommen ... Sie rang mit sich, doch schließlich obsiegte die Neugierde. Die Hälfte der Salbe war mir zugedacht, rechtfertigte sie sich, während sie das Wachs vom Korken kratzte. Und sie ist gemischt und gerührt, und mein Anteil unterscheidet sich nicht von dem der Mutter. Was kann unrecht daran sein, wenn ich mir das Meinige einmal ansehe? Außerdem werde ich sie irgendwann benutzen ... benutzen müssen ... Doch dauerte es eine Weile, bis sie den Korken gelöst hatte.

Die Salbe hatte die Farbe frischen Gänseschmalzes und glich diesem auch in der Konsistenz, doch schmolz sie augenblicklich, als Sylphinja die glatte

Oberfläche berührte. Sie führte den Finger zur Nase. Nein, nach Schmalz roch sie nicht, weder dem vom Schwein noch dem von der Gans, ganz schwach nach Katzenfett allenfalls. Doch war das nicht der einzige Geruch, den das Mädchen wahrnahm: Waldmeister erkannte sie deutlich, Ilmen- und Eschenrinde, Unkengift, Mibelrohr, vierblättrige Einbeere, Honig, Sumpf- und Quellwasser und etwas, das zu bestimmen ihr zunächst nicht leichtfiel, obwohl sie es schon oft gerochen hatte. Doch dann wußte sie es plötzlich: Es roch nach Frühlingsbeginn, nach Brunftzeit, nach sich öffnenden Blüten mit sumselnden Tierchen darin, nach Froschlaich, nach aufbrechender warmer Erde, nach den Duftzeichen werbender Tiere und nach ihrem Paarungsschleim ...

Der Finger kribbelte leicht, und als sie mit der Zunge darüberfuhr, spürte sie das Prickeln auch dort. Es war, als ob alle Fasern des Gaumens sich regten, um dem Geschmack nachzuspüren. Sylphinja hätte nicht sagen können, daß sie ihn angenehm fand, eklig jedoch war er ihr nicht. Er war seltsam und interessant, genau wie der Geruch, und sie fühlte sich, seit sie die Salbe berührt und gekostet hatte, ein wenig leichter als zuvor, so wenig, daß es auch Einbildung sein mochte. Einen Herzschlag lang glaubte sie wieder, schwach und fern, das lockende Lachen der Schwestern zu hören, und in diesem winzigen Au-

genblick fühlte sie sich *erwachsen,* so als ob ihre Lehrzeit mit einem Mal vorüber sei, und sie ein vollwertiges Glied im großen Kreis. Sie zog die Brauen noch höher, als sie ohnehin schon waren, krauste die Nase und nieste.

Um die Mittagsstunde hatte Sylphinja Seshwick erreicht, aber sie wartete in einem Versteck am Waldesrand, bis es dämmrig geworden war, denn sie hatte ihr Kopftuch auf der verbrannten Lichtung zurückgelassen, und der ungewöhnlich rege Verkehr auf der Straße beunruhigte sie. Sie vertrieb sich die Zeit damit, die ihr zugedachten Beutelchen der alten Gwynnel zu untersuchen. Sie enthielten Zuckerkekse, ein paar kandierte Kirschen, ein glänzendes grünes Haarband und eine aus gewachster Seide gefertigte Rosenblüte. Sylphinja breitete die Gaben auf dem Moos aus und betrachtete sie, doch waren Kirschen und Kekse zu verlockend, um lange betrachtet zu werden. Und auch wenn etwas in einem Winkel ihres Hirnes mahnte, daß es Vergeudung sei, den Hunger mit Naschwerk zu stillen, so verschlang sie es doch innerhalb weniger Augenblicke. Dann nahm sie das Band, ließ es durch die Finger gleiten und wand es zur Schleife. Die alte Gwynnel ist immer so gut zu mir, dachte sie. Ich möchte ihr auch etwas schenken. Aber was könnte sie ihr geben, da sie doch nichts be-

saß außer dem zerrissenen Kleidchen und dem Stein am Hals? Nein, ihn durfte sie nicht verschenken, denn er war ihr Glücksbringer, den sie zur Geburt von einer mächtigen Schwester erhalten hatte. Das hatte die Mutter ihr erzählt. Nachdenklich strich sie sich das Haar aus der Stirn und wußte mit einem Mal, was sie der Großmuhme verehren konnte: ein aus dem eigenen Haar geflochtenes Armband. Rasch war eine lange Strähne abgetrennt – ein Messer immerhin war ihr geblieben –, und dann machte Sylphinja sich mit flinken, geschickten Fingern an die Arbeit.

Das Flechten und Knüpfen war hilfreich in mancherlei Hinsicht: Es verschaffte Sylphinja das befriedigende Gefühl, eine schwierige, sinnvolle Arbeit gut zu verrichten, es lenkte sie von ihren düsteren Gedanken ab, und es hinderte sie daran, der Müdigkeit nachzugeben. Denn sie mußte wachsam sein, mußte die Straße im Auge behalten!

Am Nachmittag ritten vier Praios-Pfaffen vorüber, von Honingen kommend nach Süden, gen Abilacht. Einer von ihnen wandte im Vorbeireiten den Kopf in ihre Richtung, hielt sein Pferd an und starrte etliche bange Herzschläge lang zu dem Gebüsch herüber, in dem sie sich verborgen hielt, so daß sie sich schon entdeckt glaubte und ihr vor Grauen ganz heiß im Bauch wurde. Doch als sie sich eben anschickte, das

Versteck zu verlassen und tiefer in den Wald zu fliehen, gab er seinem Pferd die Sporen und sprengte davon.

Um die neunte Stunde – es war noch immer hell, aber die Seshwicker hatten sich nun in ihre Hütten und Häuser, die Reisenden in die Herberge zurückgezogen – huschte Sylphinja zu Gwynnels Haus. Die Alte empfing sie mit kummervoller Miene. »Töchterchen, Töchterchen, mein armes Kind!« sagte sie und schloß das Mädchen in die Arme. »Ich habe dich erwartet, ich habe von deinem Unglück erfahren, ach, ach, mein armes, gutes Kind.« Und dann spürte Sylphinja, wie warme Tropfen auf ihren Kopf fielen, und auch sie weinte ein wenig, obwohl es nicht nötig war, da sie sich an Gwynnels Busen so geborgen fühlte wie seit unendlich langer Zeit nicht mehr.

Trotz der achtundsiebzig Jahre, die ihren Rücken gebeugt hatten, überragte die Alte das Mädchen fast um Haupteslänge. Stumm streichelte sie das weiche rote Haar, denn was hätte sie sagen sollen? Daß sie schon vor sechs Praiosläufen von Sephyras Verhaftung erfahren hatte? Daß sie schon, als die Kleine bei ihr weilte, gewußt hatte, daß Sephyra im Burgverlies von Abilacht gefangengehalten wurde und sich in tödlicher Gefahr befand? Daß sie Sephyra immer wieder gepredigt hatte, Rachsucht und Mutwille würden sie eines Tages auf den Scheiterhaufen brin-

gen? Daß sie bis zum letzten Augenblick fest darauf vertraut hatte, die mächtige Sephyra werde sich schon auf irgendeine Weise und mit Hilfe des treuen Kuanjuk aus den Klauen der Priester und Richter befreien? Und daß sich nun auch die Kleine in großer Gefahr befand? »Du mußt ja halb verhungert sein! Rate, was ich für dich gekocht habe!« sagte sie statt dessen und schob das Mädchen zu einem Tisch bei der Feuerstelle.

Es gab Hirsebrei mit Zwiebeln und den ersten jungen Möhrchen, Sylphinjas Leibgericht, und sie aß mit großem Appetit. Doch plötzlich spürte sie, wie müde sie war. Mit jedem Löffel, den sie zum Mund führte, wurde sie schläfriger, und als sie ihre Schüssel geleert hatte, konnte sie kaum noch die Augen offenhalten. Gwynnel bemerkte es mit Genugtuung und führte das Mädchen zur Kammer, wo ein Bett, mit Laub und frischem Stroh gefüllt, auf sie wartete.

Es war tiefe Nacht, als Sylphinja erwachte, jedoch nicht völlig dunkel. Eine Kerze brannte, und in ihrem Schein erkannte sie Gwynnels besorgte Miene. »Bist du wach, ausgeschlafen? Fühlst du dich erquickt?« fragte die Alte.

Sie hatte vier Stunden am Bett des Mädchens gewacht, um zu sehen, ob das Kräutlein, von dem sie ein wenig unter den Brei gemengt hatte, auch seine

Wirkung tat. Es hatte gewirkt – Sylphinja hatte ruhig geschlafen, und ihre leuchtenden Augen verrieten, daß der kurze Schlaf ihr die verlorenen Kräfte zurückgegeben hatte.

»Ich fühle mich, als hätte ich eine Woche lang geschlafen«, erwiderte das Mädchen erstaunt. »Dabei können es kaum mehr als vier Stunden gewesen sein. Sag, was hast du mir ins Essen gemischt? Wie heißt das Kraut? Und warum hast du es getan?«

»Das Kraut heißt *Bittersüßer Boronsschatten,* doch tut das nichts zur Sache, da du keinen finden wirst. Er ist sehr selten, blüht nur an einem einzigen Tag, und seine Wirkung verflüchtigt sich zwölf Stunden, nachdem man ihn gepflückt hat. Und das ist auch gut so, und Frau Peraine hat es weise eingerichtet, denn wenn man zuviel oder zu oft davon nimmt, verkehrt sich die Wirkung in ihr Gegenteil. Damit habe ich deine erste Frage ausreichend beantwortet, denke ich.« Gwynnel hielt inne, seufzte schwer und fuhr fort: »Und nun komme ich zur Antwort auf deine zweite Frage. Töchterchen, du weißt, daß ich dich liebe, nicht wahr? Du weißt, daß es mir eine Freude ist, dich um mich zu haben, du weißt, daß ich dich gern aufnähme ...«

»Aber?« erklang es leise vom Bett.

»Aber ich kann dich nicht aufnehmen. Du mußt Seshwick noch heute nacht verlassen! Du bist in Ge-

fahr, Töchterchen. Sie wissen, daß Sephyra eine Tochter hatte. Sie wissen auch, trotz all eurer Vorsicht, wie diese Tochter aussieht, sie wissen, daß du es bist. Sie suchen schon nach dir und werden weiter suchen. Und wenn sie dich im Wald und in Abilacht nicht finden, dann werden sie dich in Seshwick suchen, wo jeder dich kennt und jeder weiß, wen du besuchst. Vielleicht werden sie dir nichts antun, vielleicht wollen sie dir nur ein paar Fragen stellen ... aber ... Nein! Das bin ich Sephyras Andenken schuldig, daß ich dich keinem Praios-Priester in die Hände fallen lasse, auch wenn er bei Praios dem Allmächtigen hundert heilige Eide schwört, dir kein Haar zu krümmen. Hierbleiben also kannst du nicht, aber was wirst du tun?«

»Das hatte ich dich fragen wollen.« Sylphinja versuchte zu lächeln, doch es wollte nicht recht gelingen.

»Nun, völlig ratlos siehst du mich nicht. Ich wüßte jemanden, der dich aufnehmen wird – meine Base, die in Bockshag eine Zuckerbäckerei betreibt. Sie ist eine gute Frau. Doch ist es ein gefährlicher und weiter Weg bis Bockshag, auch weiß ich nicht, ob die Zuckerbäckerei das Rechte für dich ist ... Obwohl, es wäre ja nicht für lange Zeit – für ein paar Monde oder Jahre nur, bis Gras über die Sache gewachsen ist.«

»Es wird kein Gras wachsen, vielleicht niemals mehr. Das Feuer hat alles Leben vernichtet und eine

schwarze Wunde in den Wald gebrannt. Auch ist die Zuckerbäckerei nicht das Rechte für mich. Ich muß eine meiner Art finden, das weiß ich nun, sonst werde ich ewig einsam sein. Ich werde mir einen Besen binden, ihn salben und davonfliegen, zu den Schwestern.«

»Du hast Salbe?« Sylphinja nickte. »Und du weißt, wo eine der Euren wohnt?«

Sylphinja schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, daß der Besen mir den Weg weist. Und wenn nicht – irgendwohin wird er mich führen.« Sie erhob sich, ergriff den Beutel und holte das Armband hervor, das sie für Gwynnel geflochten hatte. »Leb wohl, Gwynnel, ich danke dir für deine Güte. Ich habe, während ich auf die Dunkelheit wartete, etwas für dich gemacht, das dich an mich erinnern soll.« Bei diesen Worten ergriff sie die Hand der Alten und streifte das Armband darüber. »Die Geschenke für meine Mutter gebe ich dir zurück.« Sie legte vier ungeöffnete bunte Beutelchen aufs Bett. »Satuaria und deine Götter mögen dich beschützen.« Sylphinja reckte sich, drückte der Alten einen Kuß auf die Wange und wandte sich zum Gehen.

»Halt, halt, Töchterchen! Auch wenn es eilt – so kommst du mir nicht davon! Du brauchst Nahrung. Ich habe dir Brot und Käse eingepackt; für zwei Tage müßte es reichen, wenn du sparsam bist. Du brauchst

Geld, wenigstens ein paar Heller – sie liegen schon bereit –, und du brauchst ein Kleid und einen Umhang. In dem roten Säckchen ist ein Kleid, das ich für deine Mutter genäht habe als Dank für ... Nun, wie dem auch sei, es ist aus Feenseide gefertigt – frag nicht, wie ich darangekommen bin –, deshalb läßt es sich so klein zusammenfalten, und deshalb wird es dir passen, obwohl Sephyra viel größer und stattlicher war als du. Trag es, wenn du auf dem Besen reitest. Sie würde es wollen.« Dessen war sich Gwynnel allerdings keineswegs sicher, und so legte sie den Beutel mit einer fast unwirschen Geste in Sylphinjas Tasche zurück. Dann stopfte sie die bereitliegenden Lebensmittel und das Geld hinein und breitete einen schlichten erdfarbenen Umhang über die Schultern des Mädchens. Sie schloß Sylphinja ein letztes Mal in die Arme, hielt sie eine lange Weile und küßte sie zum Abschied auf Stirn und Scheitel. »Satuaria sei mit dir«, flüsterte sie, als sie die junge Hexe in die Finsternis entließ.

Der Wald war schwarz, viel schwärzer als der Nachthimmel, an dem unzählbar die Sterne funkelten, doch Sylphinja sah alles klar und deutlich. Es hatte sich wieder geregt – ein wenig hatte sie wohl nachgeholfen –, und sie war es zufrieden. Sie mied Holunder, Steineichen und Hainbuchen, da diese für ihr Vorha-

ben unbrauchbar waren. Erlen und Eschen gab es genug, und sie sah es mit Befriedigung. Doch noch berührte sie keinen der Bäume, nicht absichtsvoll jedenfalls, aber wenn ihr Arm oder ihr Haar im Vorüberhuschen Stamm oder Äste streifte, so nahm sie es mit einem Anflug wohliger Erregung wahr. Sie war noch nicht dort, wo sie hinwollte, und erst an diesem Ort würde sie die Kräfte erkunden und wirken lassen.

Nach einer halben Stunde – eben begann die dritte nach Mitternacht, und somit blieben ihr noch zwei bis zum Tagesanbruch, genug also – hatte sie den Ort erreicht, einen lichten Haselhain am Rand eines erlengesäumten Weihers, beschirmt von einer gewaltigen Esche. Das war *ihr* Platz – kein lauschiges Lieblingsplätzchen wie die Quelle, sondern der Ort, an dem sie das Ritual vollziehen würde, von dem aus sie fortfliegen würde, mit dessen Suche sie ihr bewußtes Leben verbracht hatte und den sie im eben vergangenen Frühjahr endlich gefunden hatte. Haseln waren ihr zugetan, obwohl mit dem Wort Zuneigung das schwer faßbare Verhältnis zwischen der Pflanze und dem Mädchen nicht wirklich erklärt wird. Sie hatte diese ›Zuneigung‹ schon früh erfahren, erkannt, erwidert, und so hatten die im Wald zwischen Seshwick und Abilacht recht seltenen Haseln sie schließlich zu dem Ort geführt.

Mit Eschen verhielt es sich anders: Die Esche mit

ihren gewaltigen, weitverzweigten Wurzeln drang tief ein in Sumus Leib, um von dort die Kräfte der Erdriesin und ihrer Tochter Satuaria aufzunehmen. Und ihr Wipfel ragte hoch ins luftige Element, und das Rauschen ihrer gefiederten Blätter zog die Geister an. Die Esche war der Baum der Schwestern, und keine, die einen Besen zum Fliegen verwandte, versäumte es, Eschenzweige hineinzuflechten. Das hatte die Mutter ihr erzählt.

Die Erle würde den Stiel des Besens liefern. Ihre deutlich gerippten rundlichen Blätter glichen denen des Haselstrauches, waren aber dunkler, kleiner, glatter und fester, und an der Spitze, wo jene einen kleinen Zipfel bildeten, waren diese sanft eingekerbt. Auch bei Erlenbäumen hatte Sylphinja stets das mit Sympathie oder Anziehung nur unvollkommen beschriebene Phänomen wahrgenommen. Und daneben hatte sie noch etwas anderes erspürt: Stärke, Festigkeit, Willenskraft. Dem Erlenbesen würde sie sich anvertrauen können, er würde sie tragen, vielleicht auch leiten, wie sie insgeheim hoffte.

Sylphinja ließ den Umhang von den Schultern gleiten und streifte Kleid und Hemd über den Kopf. Zwar war die Nacht kühl, doch war sie zu erregt, um das fröstelnde Zusammenziehen der Haut zu bemerken. Sie kramte nach dem Messer, und dann begann sie ihre Suche. Winzige unsichtbare Partikel von Sal-

be klebten noch an ihren Fingern, und diese müßten genügen. Zunächst wandte sie sich der Esche zu: Sie wählte die Zweige nach dem Wuchs, schlanke und ebenmäßig gebildete, und als sie stumm fragte, ob sie das Messer ansetzen dürfe (eine Frage, auf die sie keine Antwort erwartete), vernahm sie mit freudigem Staunen eine zustimmende Regung. Fünf Zweige schnitt sie, dann begann sie den Haselhain zu durchstreifen.

Die Haseln, hier zu rundlichen Dickichten von fünf oder mehr Sträuchern verschlungen, dort lichte oder dichte gewundene Hecken bildend, die sich mancherorts zu schwarzen Lauben öffneten, ließen den Hain entfernt einem Labyrinth ähneln, doch Sylphinja durchmaß ihn mit träumerischer Sicherheit (auch kannte sie das Wort nicht und hatte nie ein Beispiel höfischer Vinsalter Gartenkunst gesehen, so daß ihr der Vergleich nicht in den Sinn kam). Sie streckte Arme und Finger aus, um die Büsche rechts und links zu berühren. Sie spürte, wie es knisterte und bebte und wie die Blätter sich regten. Doch plötzlich bog ein Zweig sich nach oben, schnellte in ihre Hand, und diesen schnitt sie – fast schien es ihr, als glitte das Messer durch Luft, als schnitte es, ohne zu verletzen.

Als sie neunzehn Zweige beisammenhatte – fünf von der Esche und zweimal sieben von der Hasel –, trug sie sie zu dem Platz, wo ihre Kleider und der

Beutel lagen, kürzte sie auf etwa gleiche Länge und streifte die Blätter von den unteren Enden. Dann ging sie zum Ufer des Weihers, um dort den rechten Erlenast zu finden. Sie mußte drei Bäume erklimmen, sich in manche Astgabel schmiegen, die Festigkeit, Biegsamkeit und Tragfähigkeit etlicher Äste erkunden, bis sie, rittlings auf ihm sitzend, den richtigen erkannte. Obwohl ihr Messer nicht dafür geschaffen war, Äste von Stämmen zu trennen, brauchte es nur kurze Zeit, bis sie ihn in der Hand hielt. Am Weiher fand sie auch die Binsen, die sie zum Binden des Besens benötigte.

Nun hatte Sylphinja alles beisammen, und mit froher Erregung machte sie sich an die Arbeit. Ein Liedchen kam ihr in den Sinn, das die Mutter sie vor langer, langer Zeit gelehrt hatte – kein Teil des Rituales, weder notwendig noch störend –, und mit silbriger zarter Stimme sang sie es in die Nacht.

Du, die aus dem Ei geboren,
Sumus Tod mit Leben krönend,
Kraft der Erde, Geist der Sterne,

Fülle mich, wenn ich erkoren,
Mache meine Stimme tönend,
Führe mich zur nahen Ferne!

Gib dem Ast, was er verloren,
Mit dem Zweige ihn versöhnend,
Also, daß er fliegen lerne!

Rasch waren der glatte Ast und die biegsamen Zweige zum Besen gebunden, und Sylphinja preßte ihn kurz gegen den nackten Körper, bevor sie sich daranmachte, die Grube auszuheben. Denn der Besen sollte vor dem ersten Flug einen Tag und eine halbe Nacht lang in der Erde ruhen, sich in Sumus Leib mit Kräften füllend, so lehrten es Erfahrung und Überlieferung.

Und nun galt es, den Besen zu salben. Sylphinja streifte die erdigen Finger an Gras und Schenkeln ab, aber sie wusch sich nicht, denn die lebendige Erde empfand sie nicht als Schmutz. Vorsichtig tunkte sie den Finger in die Salbe, die im Licht der Sterne grünlich leuchtete, und strich zärtlich über das Holz. Es regte sich unter der Berührung, seine Fasern pochten, sogen die Kräfte ein und gaben sie rieselnd und pulsierend an andere Fasern weiter.

Wieviel Zeit verging, während ihr Finger Zweig um Zweig und Blatt um Blatt benetzte, hätte Sylphinja nicht zu sagen vermocht, denn sie verlor über dem Salben jedes Gefühl für ihre Umgebung, zu der auch die Zeit gehörte. Ihr Geist und ihre Sinne waren auf den Besen gerichtet, der unter ihren Händen allmäh-

lich zum Leben erwachte. Und als er gesalbt war und vibrierte, als könne er es kaum erwarten, sie in die Lüfte zu heben, da preßte sie ihn noch einmal an sich – lang, innig und leidenschaftlich wie einen Geliebten. Sie drehte sich im Kreise, und der Besen wurde zu ihrem Galan, der sie führte und verführte zum wirbelnden Tanz, und ihre Glieder wurden so leicht, und ihr Geist würde so frei, daß sie hell perlend kicherte in Vorfreude auf den kommenden Flug.

Fast widerstrebte es Sylphinja, den Besen im Boden zu versenken, und auch er schien unwillig, die dunkle Kammer seines reglosen, kraftspendenden Schlafes zu betreten, doch wußten beide, daß es sein mußte, und fügten sich. Sorgsam schichtete das Mädchen lockere Erde in die Höhlung und bedeckte sie mit weichen Moosballen, dann griff sie noch einmal zum Tiegel, um nun auch sich selbst zu salben. Sie benetzte beide Zeigefinger und zeichnete, am Gewölbe der Füße beginnend, zwei Linien die Beine hinauf, den Wölbungen und Höhlungen von Waden und Knien folgend, über die zarten Innenseiten der Schenkel bis zu dem Punkt, wo diese sich trafen und die Linien zu einer einzigen verschmolzen. Diese bahnte sich ihren Weg durch das seidige rote Dickicht, glitt weiter nach oben über den Bauch, hielt inne beim Nabel, wanderte höher über Weiches, bis sie auf das Brustbein traf, dem sie folgte, um in der Grube zwischen den

Schlüsselbeinen ein letztes Mal zu rasten. Von dort ging es nun zügig über Kehle, Kinn, Lippen, Nase und Stirn bis zum höchsten Punkt des Scheitels.

Sylphinja seufzte. Ihr war leicht und schwer zugleich, und sie fühlte sowohl Mattigkeit als auch Belebung. Und als sie sich nun auf dem Schlafgemach des Besens niederließ, Wange, Brust und Bauch aufs Moos pressend, die Arme zum Halbkreis geformt und die Schenkel leicht geöffnet, vertrieb eben das erste fahle Zwielicht die Nacht.

Einen Tag und eine halbe Nacht lang ruhte Sylphinja fast reglos auf ihrem Polster aus Moos. Ihre Brust hob sich kaum merklich unter den flachen Atemzügen, Wimpern und Nasenflügel zuckten und flatterten gelegentlich, und die Finger gruben sich bisweilen ein wenig fester in den Grund, ansonsten aber lag sie still. Sie schlief nicht, und sie wachte nicht – sie schwebte in einer Region zwischen Schlaf und Wachen, in der sie ihre Kräfte an Erde, Luft, Pflanzen, Tiere und Geister verströmte und sie verwandelt zurückerhielt. Und sie ließ den Besen teilhaben am Geben und Empfangen, stärkte ihn und wurde von ihm gestärkt. Sie spürte das Prickeln der heißen Sonnenstrahlen auf dem nackten Körper und das Kribbeln winziger Füßchen, die eilig oder geruhsam über sie hinliefen, sie fühlte den samtig-grünen Schatten der

Blätter, als die Sonne tiefer sank, und dann, später, wie der hauchfeine Mantel aus kühlem Tau über sie gebreitet wurde, doch nichts von alledem war ihr lästig, denn es gehörte alles zusammen, und alles war eins.

Um Mitternacht erwachte Sylphinja und wußte: Nun ist es soweit. Sie müßte alles richten, bevor sie den Besen aus seinem Schlafgemach entließ, denn sie wußte auch: Nun war er ungeduldig, nun wollte er in die Lüfte. Sie aß und trank ein wenig, denn ihr schien es gleich, ob die Last der Speisen in ihrem Bauch oder ihrem Beutel wäre, und dann, nachdem sie das Haar mit den Fingern gerichtet und sich ein letztes Mal ihrer hellen Nacktheit gefreut hatte, öffnete sie den Beutel, der Sephyras Festgewand barg.

Kaskaden tiefgrünen Gespinstes quollen Sylphinja entgegen (seltsamerweise erkannte sie diese Farbe, denn Bäume, Sträucher, Gras und Blumen nahm sie nur in grauen Tönen wahr), und sie wußte zunächst nicht, wo oben und unten war. Doch dann schlüpfte das Kleid fast wie von selbst über Kopf und Arme, schmiegte sich weich und warm an ihren Körper, so als wäre es ihr vom allerbesten Schneider angemessen worden. Es reichte an den längsten Stellen bis wenig über die Knie hinab, doch war es zipfelig geschnitten, und manche der Schlitze entblößten die helle Haut der Schenkel. Auch die Ärmel und der

Ausschnitt waren mit Zacken und Zipfeln versehen und das Grün mit rot schimmernden Punkten und Perlen gesprenkelt, so daß der Farbklang an ein Eibendickicht gemahnte, wo im Dunkel der giftigen weichen Nadeln harmlos die roten Beeren leuchten.

»Du bist schön, komm zu mir! Nein, zu mir! Komm! Komm!« raunte es nah und fern. »Wir wollen dich sehen und anfassen, du bist eine von uns, du bist eine Hexe, komm nur, komm, komm!«

»Ja, ich bin eine Hexe, bin eine von euch, ich komme, ich werde euch finden.«

Ihren Beutel geschultert und den Umhang am Hals geschlossen, klaubte Sylphinja mit fliegenden Fingern die Moosballen vom Schlafgemach des Besens. Sie war genauso ungeduldig wie er – sie wollte fliegen! Noch bevor sie die Erdschicht darunter restlos entfernt hatte, spürte sie schon, wie der Besen sich regte, wie er zu ihr strebte. Und dann hielt sie ihn in der Hand, mußte fest zupacken, denn er wollte sogleich nach oben. Er wirkte hölzerner als zuvor, wilder, knorriger, erwachsener, und er hatte alle Blätter verloren.

Hitzige Freude erfüllte Sylphinja, als sie den Besen bestieg wie ein Reittier und seine lebendige Kraft sich mit der ihren vereinigen fühlte. Fest umschloß sie ihn mit Händen und Schenkeln, dann befahl sie: »Flieg!«

Ein Zittern durchlief den Besen, dann wurde er fest

und hart, so als spanne er seine Muskeln an oder ducke sich wie zum Sprung. Auch Sylphinjas Muskeln waren so gespannt, daß sie zitterten, und sie selbst bebte vor Erwartung und banger Vorfreude. Ob sie mit den Füßen nachgeholfen hatte, wußte sie nachher nicht mehr zu sagen, aber plötzlich befand sie sich ein paar Schritt in der Luft, so unvermittelt, daß ein heller Schreckensschrei ihrer Kehle entfuhr. Wie soll ich mich nur auf dem Besen halten, und wie lenke ich ihn? dachte sie, doch bevor sie eine Antwort auf die Fragen wußte, ging es wieder abwärts, und um ein Haar wäre sie höchst unsanft auf dem Boden gelandet. Gerade noch rechtzeitig gelang es ihr »Halt ein! Nicht so schnell!« zu rufen. Da bremste der Besen den Sturz und kam hopsend zum Stehen.

Nein, zum Stehen kam er nicht – er stand nur, weil das Mädchen ihn hielt, und zwar mit aller Kraft. Er wollte wieder empor, strebte nach oben, das spürte sie ganz genau. So gelingt es nicht, dachte sie. Wir müssen erst üben und uns aneinander gewöhnen. Doch wußte sie nicht, wie sie es anstellen sollte, da sie über keinerlei Erfahrung im Reiten verfügte, weder auf Besen noch auf Pferden. Sie versuchte sich an die Worte der Mutter zu erinnern, aber diese hatte sich stets nur vage zum Thema Fliegen geäußert, hatte gesagt, daß es gelte, mit dem Besen zur Einheit zu verschmelzen, daß man ihn lenken, aber nicht zwingen

solle und daß allen Besen der Übermut im Leibe stekke und daß sie diese Eigenschaft auch bei ihrer Reiterin schätzten.

Nun gut, dachte Sylphinja, versuchen wir es noch einmal. Sie drehte sich so, den zitternden Besen nicht aus dem festen Griff ihrer Schenkel und Hände entlassend, daß der Stiel nach Osten wies, erschuf in ihrem Geist das Bild der lieblichen Wiese am östlichen Ufer des Weihers, erzählte dem Besen stumm von dieser Wiese und daß es ihr Wunsch sei, dorthin zu fliegen, aber nicht zu rasch und nicht zu hoch. Dann lockerte sie den Griff. Wieder ging es mit einem Satz empor, aber diesmal war Sylphinja vorbereitet, und das plötzliche Steigen machte ihr keine Angst. Im Gegenteil, sie spürte einen winzigen Anflug von Lust, aber da sah sie auch schon den Weiher, erkannte die Wiese dahinter und bat den Besen, sie sanft dort abzusetzen.

Wirklich sanft war die Landung nicht, aber immerhin war Sylphinja dort gelandet, wo sie landen wollte. Als sie sich aufrappelte, entglitt ihr der Besen, und für den Bruchteil eines Herzschlages fürchtete sie, nun werde er ohne sie davonfliegen. Doch das tat er nicht: Er lag reglos im Gras und unterschied sich in nichts von einem gewöhnlichen Reisigbesen. Also erhält er die Kraft zum Fliegen durch mich, dachte die Hexe, und ohne mich ist er ebenso unfähig zu fliegen,

wie ich es ohne ihn bin. Die Erkenntnis war beruhigend, aber das war auch das einzig Ruhige in Sylphinjas Geist und Körper. Der kurze Flug hatte ihr eine Ahnung vermittelt, welche Lust und welch Rausch es sein müsse, durch die Lüfte zu brausen. Nun mußte sie es tun, konnte sich nicht länger bezwingen. Nur brauchte sie ein Ziel, das war ihr jetzt klar. Als sie über dieses nachsann, glaubte sie wieder eine ferne Stimme zu hören: »Komm zu mir, du bist schön, ich will dich sehen und anfassen!« Die Stimme kam aus Nordwesten, und zu ihr würde sie eilen, sie sollte das Ziel sein. Sylphinja nahm den Besen, bestieg ihn und schmiegte sich eng an das warme Holz. »Wir wollen nach Nordwesten. Man hat uns gerufen. Hast du Lust, dann flieg mit mir!«

Da rauschte und brauste es wie zur Antwort, der Besen zitterte und tänzelte, tat einen Hüpfer und hob sich in die Lüfte. Er stieg und stieg, Wiese und Hain wurden kleiner, und bald glich der Weiher nur noch einem winzigen Taschenspiegel. Und nun ging es immer schneller voran. Schon hatten sie den Wald hinter sich gelassen und flogen über graue Felder, durch die sich die hellen Bänder der Straßen und Wege wanden. Der Wind blies Sylphinja ins Gesicht, liebkoste sie und zerrte neckend an Haaren und Gewändern.

Sylphinja lachte, denn sie war so glücklich wie nie

zuvor. Sie lachte und lachte und konnte nicht mehr aufhören zu lachen. Und wer in jener Nacht nicht schlief und im Freien wachte, statt in stickiger Stube zu ruhen, der hörte es hoch oben in den Lüften hell girren und zwitschern, und er fragte sich wohl, welch seltenen Vogel er soeben belauschte.

Anselm erwachte, weil süße Klänge in sein Ohr drangen (der Leser möge verzeihen, daß wir schon wieder und so abrupt den Schauplatz wechseln, aber er sei versichert, daß wir Sylphinjas weiteres Schicksal nicht aus den Augen verlieren und zur gegebenen Zeit davon berichten werden). Welche Stunde des Tages man zählte, wußte er nicht, und er mochte auch die Augen nicht öffnen, um es zu überprüfen. Er wußte noch nicht einmal mit Gewißheit, ob die Töne ihn geweckt hatten oder ob sie der Nachhall eines Traumes waren. Doch waren es wirkliche Klänge; die Spanne Zeit zwischen Erwachen und Wachsein war bei Anselm so gering, daß schon der dritte Akkord – denn es waren Akkorde, auf einer Laute geschlagen – ihn in die Wirklichkeit seines Herbergszimmers zurückbrachte. Er war am frühen Abend des gestrigen Tages in *Travias Suppenkelle* abgestiegen, einem schmucken kleinen Gasthaus am Marktplatz von Seshwick (daß man im Honinger Land der Göttin Travia offensichtlich besondere Verehrung entgegenbrachte, beruhigte Anselm ungemein, denn dort, so sagte er sich, wo man die Gastfreundschaft pflegte

und Treue und eheliche Tugend in Ehren hielt, triebe sich schon kein Gelichter herum; und das Wort ›Suppenkelle‹ hatte ihn sogleich an einen nahrhaften Eintopf erinnert, nach dem sein leerer Magen dringend verlangte).

Jemand schlug im Nebenzimmer die Laute, leise, doch waren die Töne gut zu vernehmen, da nur eine dünne Bretterwand die Kammern voneinander trennte. Anselm konnte sich an keinen Barden oder Musicus unter den Gästen erinnern, doch wollte das nicht viel besagen, da er sich recht früh auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, um des Vaters Tagebuch in Ruhe zu studieren (das Studium hatte nichts Neues ergeben). Die Akkorde formten sich zur Melodie, die Anselm vage bekannt erschien und doch auch wieder nicht. Während er noch darüber nachsann, was die Töne von der Weise unterschied, die er im Kopf hatte, begann nebenan eine dunkle Stimme zu singen, halblaut und ohne Worte. Es war eine weibliche Stimme – ein wenig rauh, aber angenehm –, und das Lied erwies sich als ein dem Medicus gänzlich unbekanntes. Es hatte eine schlichte, heitere Melodie, nur zwei Töne irritierten das Ohr, verliehen dem Liedchen unvermittelt etwas Herbes oder Widerspenstiges. Anselm lauschte aufmerksam, denn er war ebenso gespannt auf den Wortlaut der Weise wie auf den vollen Klang der Stimme (er fragte sich, wie die Person

im Nachbarzimmer wohl aussehen möchte, aber er konnte sich kein Bild von ihr machen – noch nicht –, nur ihre langen schlanken Finger sah er schon deutlich vor Augen). Und nun sang sie tatsächlich, dunkel und ein wenig rauh.

Hört, Leute, was ich euch bericht
Wohl aus dem schönen Abilacht:
Dort ward ein Hexlein hingericht,
Ich hab ein Lied davon gemacht.

Im Jahre vierundzwanzig Hal,
Im wonnig-holden Rahjamond –
Tausendsiebzehn nach Bosp'rans Fall
Sagt der, der mehr im Süden wohnt –,

Da brannte sie zur Praiosstund
Wohl auf dem Marktplatz lichterloh.
Das fromme Volk, es stand im Rund,
Und jeder war von Herzen froh.

Das Lied war hier fürs erste zu Ende; abrupt brachen Gesang und Lautenspiel ab. Und erst in diesem Moment wurde Anselm bewußt, daß in dem Lied die Ereignisse des vergangenen Tages besungen wurden – die Hexenverbrennung in Abilacht. Da hatte er also gerade ein ganz neues Lied vernommen, vielleicht

das jüngste der Welt, ging es ihm durch den Kopf. Oder besser gesagt, den Anfang des Liedes, denn das Wichtigste fehlte ja noch. Er lauschte, aber nebenan war es still. Nein, nicht völlig still – Anselm glaubte, ein leises Schaben oder Rascheln zu hören. Was treibt sie nur? Sie soll weitersingen! dachte er, immer noch mit geschlossenen Augen und die Decke bis zum Kinn gezogen, denn die Nacht war überraschend kühl gewesen. Ich könnte aufstehen und das Ohr an die Wand legen ... Aber das war nicht nötig (er hätte das warme weiche Bett im Augenblick auch höchst ungern verlassen), denn plötzlich wußte er, was seine Nachbarin tat – sie schrieb. Und sie murmelte beim Schreiben, ein seltsam rhythmisches Murmeln, in dem Anselm die Wörter ›sprach‹ und ›Schmach‹ zu erkennen glaubte. Ob sie aufschreibt, was sie gerade gesungen hat oder als nächstes singen wird? fragte er sich. Ob sie just dabei ist, die Ballade zu dichten? Er hatte sich niemals viele Gedanken über Barden und Bänkelsänger und deren Handwerk gemacht, doch faszinierte ihn jetzt die Vorstellung, womöglich Zeuge zu sein bei der Erschaffung eines völlig neuen Liedes. Und die Erkenntnis, daß die Unbekannte sich gestern, zur gleichen Zeit wie er selbst und vielleicht ganz in seiner Nähe, auf dem Marktplatz von Abilacht aufgehalten haben mußte, verursachte ihm ein leises Prickeln. Wieder versuchte er, sie sich vorzu-

stellen – dunkelblondes Haar, geflochten und hochgesteckt ... ein Schritt achtunddreißig Finger ... stattliche Figur ... blaue Augen –, als ein lautes, fröhliches »Genau!« ihn aus seinen Träumen riß. Und dann folgte die nächste Strophe.

Was tat sie Schlimmes, fragt ihr nun,
Daß man solch hartes Urteil sprach?
Oh, hört: Gar schändlich war ihr Tun.
Sie bracht den Leuten Fluch und Schmach.

Die nächste Strophe war offenbar noch nicht fertig, denn die Bardin summte wieder leise, und Anselm konnte kein Wort verstehen. Um so überraschter war er, als es gleich darauf klar und deutlich weiterging:

Die spröde Jungfer trägt seitdem
Ein seltsamlich geschnitt'nes Kleid,
Denn wo's vormals für zwei bequem,
Schwillt's nun in trauter Dreisamkeit.

Traute Dreisamkeit! Anselm erinnerte sich an die schändliche und doch so vergnügliche Tat der Hexe, und fast hätte er laut gelacht. Er konnte kein Mitleid für die arme Jungfer Espelkamp aufbringen – das Bild der drei fröhlich wippenden Brüste war einfach zu spaßig! Und dazu erschuf er einen altjüngferlichen

Kopf mit grämlichen Zügen, messerscharf gescheiteltem Haar und strengem Nackenknoten. Ein Kichern schüttelte ihn bei der Vorstellung, und er preßte die Decke vor den Mund, um es zu ersticken. Er wollte nicht, daß die Bardin ihr unsichtbares kleines Publikum gewahrte, denn daß sie sich offenbar allein und unbelauscht wähnte, steigerte sein Vergnügen. Im Moment schien die Arbeit zu stocken; Anselm hörte unwirsches Murmeln und leises Fluchen. Und dann erklangen zwei Strophen, die nur wenig zu der vorhergehenden paßten.

Wie sah sie aus, wollt ihr erfahr'n,
War schön sie oder runzlig-alt?
Sie zahlte dreißig wohl an Jahr'n
Und war von lieblicher Gestalt.

Ihr Haar, so schwarz wie tiefste Nacht,
Umfloß ein Antlitz kreideweiß,
In dem ein Paar von Augen wacht,
Des' Blick ließ schaudern, kalt und heiß.

Schade, dachte Anselm. Zwar fand er das Aussehen der Hexe recht gut beschrieben (dreißig Jahre waren allerdings ein wenig geschmeichelt, und lieblich hätte er ihre Gestalt auch nicht genannt – eher königlich), aber er war doch enttäuscht, daß die Bardin nur eine einzige

Schandtat besungen hatte. Zu gern hätte er auch die Strophen über die Hühner mit den Hasenohren und den verzauberten Weiher gehört. Aber darüber trug die Unbekannte nichts vor, und sie ließ sich auch nicht weiter über Kleidung und Gebaren der Übeltäterin aus. Anselm hörte es wieder kritzeln und kratzen und dann ganz deutlich: »Nein, so geht das nicht!« Nach einer kurzen Pause erklang abermals der inzwischen vertraute Grundakkord, und die Fremde sang:

Ein flinker silberheller Speuz
Durch Qualm und Rauch geflogen kam,
Der traf den Pfaffen hart im Kreuz,
Und seitdem ist der Pfaffe lahm.

Zur gleichen Zeit mit Sturmgebraus
Ihr schwarzes Untier schoß herab,
Und hackt des Richters Augen aus
Und biß ihm auch die Nase ab.

Das war der Hexe letzte Tat,
Ihr allerletztes Schelmenstück.
Zerbrochen ist des Lebens Rad,
Nur Asche blieb von ihr zurück.

Offenbar war das Lied, oder vielmehr das Fragment des Liedes, mit dieser Strophe zu Ende. Doch dann

griff die Bardin erneut in die Saiten, zupfte eine Strophe lang die Begleitung, wobei Anselm sie halblaut sprechen hörte, und sang schließlich:

Das war der Hexe letzte Tat,
Ihr allerletztes Schelmenstück,
Und nach Herrn Praios' strengem Rat
Blieb Asche nur von ihr zurück.

Zwei verschiedene Enden – wie merkwürdig, dachte Anselm. Ihm gefiel die erste Version besser, denn sie war auf subtile Weise *unmoralisch,* aber für die Abilachter, Seshwicker und Honinger war es wohl angemessener, das Lied mit dem Hinweis auf Herrn Praios und Seine strengen Ratschlüsse ausklingen zu lassen (Schuld und Strafe, Herrn Praios' strenges Gericht – das verstanden die Leute, es hatte etwas *Befriedigendes).*

Zwar fehlten dem Lied, so schätzte Anselm, noch mindestens zehn Strophen, aber nach den Geräuschen zu urteilen, die aus dem Nebenzimmer drangen – Klappern und leises Rumoren, schnelle energische Schritte, das Öffnen einer Tür und das Drehen eines Schlüssels im Schloß –, hatte es nicht den Anschein, daß die Unbekannte ihre Arbeit in absehbarer Zeit vollenden werde. Sie hatte soeben ihre Kammer verlassen, und nun sprang auch Anselm aus dem

Bett. Er mußte sich sputen, wollte sie auf keinen Fall verpassen! Wie so oft in den letzten Wochen verzichtete er darauf, sich die Wangen zu schaben, obwohl die Wirtin ausdrücklich darauf hingewiesen hatte, daß sie dem Herrn auf Wunsch gern warmes Wasser bereiten werde, schlüpfte, nachdem er Gesicht und Achselhöhlen flüchtig benetzt hatte, in Hemd, Hose und Stiefel, fuhr sich mit dem Kamm durchs Haar, schüttelte es und begab sich, nach einem prüfenden Blick in seinen winzigen Taschenspiegel, eilig in die Schankstube.

Der Raum war gut gefüllt – an den sechs großen Tischen gab es nur wenige freie Plätze –, und Anselm ließ die Augen eine Weile über die Versammelten schweifen, bevor er sich entschied, welchen Tisch er ansteuern sollte. Etwa die Hälfte der Gäste war weiblichen Geschlechtes – Fuhrfrauen, Händlerinnen, Handwerkerinnen, eine Travia-Geweihte (Wieso war sie im Gasthaus und nicht im Tempel abgestiegen? fragte sich Anselm) –, aber weder entsprach eine von ihnen dem Bild, das er entworfen hatte, noch war eine so gekleidet, wie er es von einer Bardin oder Bänkelsängerin erwartete. Bis auf die Travia-Geweihte trugen alle dünnes Leder, leichtes Sommertuch, Leinen oder Bausch in schlichten hellen Farben, und nirgends waren auffällig gemusterte Beinkleider, ein leuchtendbuntes Wams oder ein kühner Federhut zu

entdecken. Sollte er die Wirtin nach der unbekannten Dame fragen? Nein, entschied er, es wäre zu aufdringlich, und außerdem wollte er es selbst herausfinden. Daß sie schon abgereist war, hielt er für unmöglich, denn die Geräusche im Nebenzimmer hatten nicht nach Aufbruch geklungen, und außerdem hatte sie ihre Kammer verriegelt.

Links neben der Travia-Geweihten war ein Platz frei, und Anselm wählte diesen. »Travia zum Gruße, Ehrwürden«, grüßte er mit einer Verbeugung. »Anselmo Pecarion mein Name. Ist es gestattet, Platz zu nehmen?«

Die Priesterin, eine junge Person mit blassem Mondgesicht, lächelte verbindlich. »Travia zum Gruße, guter Mann«, erwiderte sie. »Setzt Euch getrost an meine Seite.«

Und nun saß Anselm und konnte nicht mehr fort. Denn seine Wahl des Platzes war äußerst ungünstig, wie er sogleich erkannte, da drei der Tische in seinem Rücken standen. Er begann ein lustloses Gespräch über das Wetter, den seit Tagen anhaltenden Sonnenschein und die ungewöhnlich kühlen Nächte (die Geweihte bestätigte seine Beobachtungen), lobte die kräftige, schmackhafte Küche des Landstrichs (auch in diesem Punkt stimmte die Priesterin ihm zu), fragte zu guter Letzt nach dem Grund ihrer Anwesenheit im Gasthaus und erhielt die überraschende, in ihrer

umständlichen Langatmigkeit und Indirektheit auch wieder langweilige Erklärung, daß die Priesterin keineswegs ein Gast des Hauses sei (tatsächlich stand weder Becher noch Teller auf ihrem Platz), sondern daß sie die *Suppenkelle* in kirchlichem, gewissermaßen missionarischem Auftrag besuche und daß sie hoffe, recht bald mit der Wirtin ein ernstes Gespräch unter vier Augen führen zu können. Doch sei die Frau im Moment noch zu beschäftigt, und so wolle sie abwarten, bis die Gäste gespeist hätten.

Wie auf das Stichwort hin erschien in diesem Augenblick ein junger Bursche, der einen Teller dampfender Bohnen, einen Krug Bier und einen Korb mit einem halben Brotlaib vor Anselm auf den Tisch stellte. So war der Medicus fürs erste der Konversation enthoben. Das Frühstück war zwar reichlich bemessen, aber nicht so gut wie das in Abilacht, stellte er fest; das Bier schmeckte säuerlich, und er vermißte die Eier und die Speckwürfel zwischen den Bohnen. Er widmete dem Essen ohnehin nur seine halbe Aufmerksamkeit. Die andere Hälfte brauchte er dazu, die gelegentlichen Bemerkungen der Geweihten mit einem Kopfnicken oder einem »Das ist wohl wahr, Ehrwürden« zu beantworten und verstohlen nach der Bardin Ausschau zu halten.

Als er seinen Teller halb geleert hatte, hörte Anselm hinter sich eine vertraute dunkle Stimme: »Ich

muß mich nun eilen. Lebt wohl. Ich wünsche eine gute Reise und den Segen der Zwölf.« Ein Stuhl wurde zurückgeschoben, und schnelle feste Schritte entfernten sich. Anselm wandte den Kopf, aber er hatte zu lange gezaudert; die Frau war bereits auf dem Weg zur Hintertür, von wo eine enge Stiege zu den drei Einzelkammern des Hauses führte, und so sah er sie nur von hinten. Und er sah sie nur kurz – klein und schlank, langes, offenes, dunkelbraunes Haar, weißes Hemd, enge Beinkleider –, da die blasse Priesterin erneut seine Aufmerksamkeit beanspruchte. Sie fragte nach seinem Woher und Wohin, und als sie erfuhr, daß ihres Nachbarn letzte Station Abilacht gewesen war, wollte sie alles über die gestrige Hinrichtung wissen. Die Fragen waren Anselm in zweierlei Hinsicht lästig: Zum einen hielten sie ihn vom Essen ab und hinderten ihn somit, der Fremden möglichst rasch zu folgen, zum anderen stand ihm an diesem sonnigen Morgen nicht im mindesten der Sinn danach, die düsteren Bilder des Vortages heraufzubeschwören (seltsamerweise hatte der Gesang der Bardin, der denselben Gegenstand behandelte, keine Erinnerungen an die brennende Hexe und ihr grauenhaftes Lachen geweckt), und so erzählte er, unterbrochen von hastigem Kauen und Schlucken und so knapp es die Höflichkeit erlaubte, was sich in Abilacht zugetragen hatte. »Mehr weiß ich nicht zu be-

richten, Ehrwürden, und da es mich drängt weiterzureisen, bitte ich Euch, mich nun zu entschuldigen. Lebt wohl, und Travia sei mit Euch.«

»Auch mit Euch sei Sie, guter Mann. Die Zwölf mögen Eure Reise und Euren weiteren Lebensweg segnen. Nach Salza soll es gehen? Da werdet Ihr wohl zuerst nach Nostria reiten, nicht wahr? Es ist ein weiter und gefährlicher Weg, darum hört meinen Rat: Verlaßt niemals die Straße und hütet Euch vor dem großen Wald im Norden; wir nennen ihn Farindelwald, nach der Fee Farindel, die darin haust – ein böses Wesen von großer Macht. Dort lauern weit größere Gefahren als aller Hexenspuk. Also gebt acht und laßt Euch von den heilkräftigen Kräutern, die Ihr zuhauf am Waldesrand finden werdet, nicht dazu verleiten, tiefer ins Ungewisse einzudringen.«

Dumme Gans, dachte Anselm, während er mit großen Schritten zur Hintertür stapfte. Plappert, obwohl ich es eilig habe, und erteilt ungefragt guten Rat. Wer sagt ihr, daß ich nach Nostria ziehe? Niemand. Vielleicht sehe ich mir erst einmal Honingen und Winhall an ... Farindelwald – nie gehört, klingt aber, finde ich, nicht sehr gefährlich, läßt mich an Wirselkraut denken ... oder an Findelkind ... Er hatte die Stiege erreicht, erklomm sie und mußte, oben angelangt, mit Bedauern feststellen, daß die Tür der Nachbarkammer offenstand. Also war die Bardin ab-

gereist, während er neugierige Fragen hatte beantworten und unnützen Ratschlägen hatte lauschen müssen. Verärgert packte er seine Taschen, zahlte (der Preis von vier Silbertalern und drei Hellern für Übernachtung, Abendmahl und Frühstück war nicht dazu angetan, seinen Ärger zu mindern), sattelte den guten Danilo und verließ schlechtgelaunt *Travias Suppenkelle.*

An der Straßengabelung, die Anselm nach wenigen Augenblicken erreichte, stand ein Wegweiser. Auf dem Pfeil, der nach Nordosten wies, las er die Orte Honingen und Winhall, auf dem, der nach Südwesten zeigte, Abilacht, Traviarim und Elenvina, doch auf dem dritten, der die Richtung der nach Nordwesten führenden schmalen Straße beschrieb, fand er nicht Nostria, wie er erwartete, da er seine Karte am gestrigen Abend ausführlich studiert hatte, sondern die Orte Glydwick, Bredenhag und Bockshag. Vermutlich ist Nostria nicht ausgewiesen, weil es zu einem anderen Land gehört, dachte er. Der junge Mann war in der Hoffnung zu dem Wegweiser geritten, auf einer der beiden in nördliche Richtung führenden Straßen die Bardin zu entdecken. Nach Abilacht würde sie nicht reisen, da sie, genau wie er selbst, gerade von dort gekommen war. Diesen Weg hätte er dann eingeschlagen und es somit ihr überlassen, ob es nach Winhall oder Nostria gehen sollte. Was ihn zu der

Unbekannten hinzog, wußte er nicht – er wußte ja nicht einmal, ob sie ansehnlich war, und außer ihrer Stimme kannte er nichts von ihr. Vermutlich waren es das Fremde und die Tatsache, daß er sie am Morgen belauscht und sich ein Bild von ihr gemacht hatte (dem sie nicht entsprach, wie er bereits feststellen konnte). Doch kein Reiter oder Wanderer, der ihr glich, war zu entdecken, und Anselm zuckte die Schultern.

Im Grunde war es ihm ganz recht, daß er sie nirgends sah, denn dann wäre er ihr womöglich auf der Stelle nachgeritten und hätte versäumt, sich mit Proviant einzudecken. Die nächsten Orte, nach seiner Karte jedenfalls, waren Glydwick im Westen und Honingen im Norden – beide über vierzig Meilen entfernt. Bis dahin wäre er verhungert, und eine Fremde, gleichgültig, ob sie eine angenehme oder unangenehme Begleitung wäre, konnte er schlecht um Brot und Käse anbetteln. Also ritt er noch einmal zum Tempelvorplatz zurück, wo Bauern, Bäcker, Händler und Handwerker ihre Waren auf kleinen Ständen feilboten.

Am Stand eines beleibten Bauern, der lauthals und in spaßigen Wendungen sein Pökelfleisch, Griebenschmalz, seine Schinken und die Würste aus eigener Schlachtung pries, herrschte Gedränge. »Hört, hört, ihr Herren und hehren Damen, Honinger Honig-

wurst ist hier zu haben!« rief der Mann in dröhnendem Singsang. Dabei klopfte er mit dem Knöchel der Linken an die appetitlich aussehende Hartwurst, die er mit der Rechten hoch über den Kopf hielt, wie an einen Gong und legte das Ohr an die Wurst, als lausche er. Die Leute lachten. »Und ist ihr Klang auch süß und rein, so muß sie doch in' Bauch hinein«, fuhr er fort, lachte selbst schallend über seinen Scherz – bei den Worten *süß und rein* hatte er die Augen gen Himmel verdreht, und bei den Worten *in' Bauch hinein* hatte er sich genüßlich über den Magen gerieben –, so daß sein Publikum begeistert einfiel. Und nun wollten alle die leckeren Würste kaufen und fingen an zu rempeln und sich nach vorn zu drängen.

Anselm saß ab, band sein Pferd an die dafür vorgesehene Stange und mischte sich unter die Leute. Auch ihn gelüstete nach einer Honinger Honigwurst. Wurst mit Honig fand er zwar reichlich Thorwalsch – selbst in Almada wußte man, daß die Thorwalschen alles, aber auch alles, selbst Fische, mit Honig zubereiten –, aber erstens hatte er sich vorgenommen, jede noch so seltsame Speise, die ihm serviert würde, zu kosten (wie sollte man sonst die Welt kennenlernen?), und außerdem sahen die Würste dämonisch gut aus.

»Au!« erklang es neben ihm, just in dem Moment, da ihm bewußt wurde, daß er soeben jemandem mit seinem derben Stiefel auf den Fuß getreten hatte. Es

war eine Dame, und er erkannte sie sofort: klein, aber nicht so klein, wie sie ihm zunächst erschienen war, zierlicher, knabenhafter Wuchs, lange braune Haare, weiße Bluse, enggeschnittene graue Beinkleider – nicht jung.

Anselm, der dies alles zugleich registrierte, der anhand der feinen Runzeln unterhalb der Augen und in ihren Winkeln und der tiefer eingegrabenen Linien, die von den Nasenflügeln zum Mund führten, das Alter der Frau auf Mitte oder Ende dreißig schätzte, der zugleich fand, daß die braunen Koboldaugen und die ausgeprägte Stupsnase sie jünger machten, der seinen Fuß hastig zurückzog, bemüht, keinen anderen versehentlich zu rempeln oder zu treten, und darauf bedacht, bei der Fremden keinen gar zu tölpelhaften Eindruck zu erwecken, war ein wenig überfordert. »Oh, verzeiht ... Pardon ... Verzeiht, schöne Dame, es war nicht meine Absicht, ich wollte Euch nicht ... Gestatten, Pecarion mein Name, Anselmo Pecarion aus Punin.«

Die Frau lachte. »Schon gut, junger Mann, es ist ja nichts passiert, und nun kauft Euch Eure Wurst, bevor nichts mehr übrig ist.«

Anselm war hin- und hergerissen. Aus den Augenwinkeln sah er, daß die Honinger Würste reißenden Absatz fanden und er sich sputen müßte, um sich die seine zu sichern, andererseits wollte er nicht, daß

die Fremde ihm abermals entwischte. »Soll ich für Euch auch eine kaufen?« fragte er kurz entschlossen, während er sich zielstrebig zum Stand vorarbeitete. »Sie scheinen eine gefragte Spezialität zu sein.«

»Nein, nein, das ist nicht nötig«, erwiderte die Frau. »Doch seht nur zu, daß Ihr noch eine abbekommt.«

Es gelang Anselm tatsächlich, eine der letzten Würste zu erstehen, und als er, um sieben Heller ärmer und seinen Besitz fest an sich pressend, das Gewühl verließ, war er überrascht und erfreut zugleich, die Fremde unweit der Stelle anzutreffen, wo er sie zurückgelassen hatte. Sie stand dort, die Arme vor der Brust verschränkt, und beobachtete das Treiben. Sie lächelte Anselm an. »Nun, wie ich sehe, habt Ihr Erfolg gehabt. Das freut mich. Kann es sein, daß ich Euch heute morgen in der *Suppenkelle* sah?«

»Gewiß, das ist möglich, auch ich glaube mich an Euch zu erinnern. Doch sagt, was zieht Euch zu diesem Stand? Wie ich sehe, habt Ihr nichts erworben und habt offenkundig auch nicht vor, es zu tun.«

»Ich versäume niemals, einen Zunftgenossen bei der Arbeit zu beobachten«, erwiderte die Frau, und als ihr Lächeln nun breiter wurde, vertieften sich die Fältchen in ihren Augenwinkeln.

Zunftgenosse? dachte Anselm. Sie ist doch Bardin und keine Bäuerin oder Schlachterin! Sollte ich sie

verwechseln? Ist sie gar nicht meine unbekannte Nachbarin aus der Herberge? Eben wollte er nachfragen, als er, gerade noch rechtzeitig, merkte, was sie meinte, und die Frage hinunterschluckte. Natürlich, der Bauer pries seine Waren an wie ein Spaßmacher auf dem Jahrmarkt, wie ein Schwänke-Erzähler, und die Leute dankten ihm für das Vergnügen, indem sie emsig kauften. Doch nun war die Vorstellung offenkundig zu Ende, Würste und Pökelfleisch waren verkauft, und die Kunden zerstreuten sich allmählich. Auch die Dame schickte sich an zu gehen. »Ich muß nun gehen, Herr Pecuria ...«

»Pecarion.«

»Nun gut. Aber da ich heute noch Glydwick erreichen will und mich zuvor ein wenig mit Proviant eindecken muß, heißt es nun Lebewohl sagen. Gehabt Euch wohl, und die Zwölfe mit Euch.«

»Nach Glydwick wollt Ihr? Welch Zufall!« rief Anselm in gutgespielter freudiger Überraschung. »Auch mich führt mein Weg zu diesem Ort, obwohl er nicht das Ziel meiner Reise ist. Und Brot, Käse und ein wenig Wein wollte ich ebenfalls vor dem Aufbruch noch erstehen. Sagt, empfändet Ihr es als impertinent, wenn ich Euch meine Begleitung antrüge?«

»Was ist impertinent daran? Ihr seid ja kein Goblin, sondern ein Herr mit Manieren, wie mir scheinen will. Und zu zweit reist es sich allemal sicherer, wie

man weiß, vielleicht auch vergnüglicher. Das wird sich zeigen. Und nun, da die Götter es so gefügt haben, daß wir für eine Weile Gefährten sein werden, sollt Ihr auch meinen Namen erfahren: Tsaiane Drosselanger.« Die Dame verneigte sich leicht. »Im Vertrauen«, fuhr sie mit Verschwörermiene fort, »wer reist schon nach Glydwick? Glydwicker vielleicht oder solche, die Basen und Vettern dort wohnen haben. In Glydwick rastet man und läßt es hinter sich, das laßt Euch von einer weitgereisten Frau verraten.«

Brot und Käse waren rasch erworben, da Anselm und Tsaiane nur kurz und lustlos feilschten, Wein allerdings wurde nirgends feilgeboten, und so kaufte Anselm ein Krüglein Schnaps statt dessen. Und dann, mit Anbruch der zehnten Stunde, machten die beiden sich auf den Weg.

Tsaiane ritt ein braungeschecktes zottiges Pferdchen. Anselm sah den Hals der Laute aus einer der Packtaschen ragen, und so ergab sich der erste Gesprächsgegenstand. »Ihr führt eine Laute mit Euch, wie ich sehe«, sagte er. »Darf man fragen, ob Ihr sie nur zum eigenen Vergnügen spielt, oder ist das Musizieren Eure Profession? Seid Ihr Musikantin oder Bänkelsängerin?«

»Singen und Spielen sind meine Profession, doch würde ich mich nicht als Musikantin bezeichnen, dazu ist mein Spiel nicht kunstvoll genug. Ich schlage

oder zupfe, je nachdem, die Laute, um meine Lieder zu begleiten. Ich bin Bardin, keine Bänkelsängerin.«

»Wo ist der Unterschied? Ich dachte stets, es sei dasselbe.«

Die Bardin lachte, und obwohl sich dabei ihre zarten Runzeln vertieften, ließ es sie jung und übermütig erscheinen. »Ein Bänkelsänger«, begann sie mit verschmitztem Seitenblick und erhobenem Zeigefinger zu dozieren, »steht beim Vortrag seiner Lieder auf einem Bänkchen, daher der Name. Ich hingegen bevorzuge es, beim Singen zu sitzen, wobei es mir recht gleichgültig ist, ob auf einem Schemel, einem Sessel oder einer Bank. Der Bänkelsänger trägt seine Lieder zumeist unter freiem Himmel vor, auf dem Markt oder auf dem Jahrmarkt, er muß also über eine tragende Stimme verfügen. Da eine solche mir von der weisen Hesinde nicht verliehen wurde – oder, falls Ihr meint, daß für den Wohlklang der Stimmen Frau Rahja zuständig ist, von dieser nicht –, suche ich in der Regel Schenken auf, um mein Brot zu verdienen. Der große Wunsch eines jeden Barden ist es natürlich, einmal vor dem Kaiser singen zu dürfen, doch so weit habe ich es bisher nicht gebracht, und ich fürchte, damit wird es auch nichts mehr werden. Immerhin aber war es mir in den langen Jahren des Wanderns und Singens einige Male vergönnt, Ritter, Edle und Barone mit meiner Kunst zu unterhalten. Das dritte, das den Barden vom Bänkelsän-

ger unterscheidet, sind die Bilder. Gewiß habt Ihr schon einmal einen Bänkelsänger mit seiner Bildertafel gesehen ...« Die Bardin blickte Anselm fragend an, doch dieser schüttelte den Kopf. »Nun gut«, fuhr sie fort, »dann werde ich Euch erklären, was es damit auf sich hat. Auf der Tafel, die in viele kleine Bilder unterteilt ist, sind die wichtigsten Szenen des Liedes abgebildet, und der Bänkelsänger deutet beim Singen mit einem Stab auf die dem jeweiligen Strophentext entsprechende. Er muß also nicht nur singen, sondern auch malen können oder aber einen Assistenten haben, der sich auf diese Kunst versteht. Ich selbst kann nicht malen, und einen Assistenten oder ständigen Begleiter wünsche ich mir nicht. Außerdem, so finde ich, beschränkt diese Art des Vortrags das Repertoire, oder was meint Ihr?« Tsaiane schien nicht wirklich eine Antwort auf die Frage zu erwarten, denn sogleich fuhr sie fort: »Man kann nicht die Bilder zu dreißig oder mehr Liedern mit sich herumschleppen, außer vielleicht, man hat einen Wagen. Wie dem auch sei, eines kann der Bänkelsänger gewiß nicht: so schnell wie ich ein Ereignis zu einer Ballade machen. Denn das Malen braucht mehr Zeit als das Verseschmieden. Doch genug hiervon, bevor Euch noch vor Langeweile die Augen gänzlich zufallen. Also, mein Beruf ist das Balladendichten, das Singen und Geschichtenerzählen, und was ist der Eure?«

Anselm hatten die Ausführungen seiner Begleiterin keineswegs gelangweilt. Er machte nur, wenn er lauschte, oft einen etwas schläfrigen oder geistesabwesenden Eindruck. Vielleicht lag es daran, daß er zugleich zuhören und über etwas anderes nachdenken konnte. So hatte er sich, während die Dame sprach, damit beschäftigt, ihr wahres Alter zu ergründen, obwohl es ihn wahrhaftig nichts anging. »Oh, Ihr langweilt mich keineswegs«, beeilte er sich mit strahlendem Lächeln zu versichern, während er dachte, daß sie ebensogut dreiunddreißig wie dreiundvierzig sein könne. »Im Gegenteil, Eure Ausführungen waren hochinteressant. Ich wußte bisher so gut wie nichts über die Bardenzunft, und ohne Eure Bekanntschaft hätte ich womöglich bis an mein Lebensende Barden, Spielleute, Bänkelsänger und Spaßmacher in einen Topf geworfen. Wirklich« – er verneigte sich gegen seine Begleiterin und deutete eine Geste des Hutziehens an –, »ich bin Euch sehr dankbar für die Belehrung. Was nun meine Profession betrifft: Ich bin Medicus.«

Und nun wurde über Heilkräuter, auf welchem Gebiet die Bardin überraschend beschlagen war, Arzneien, seltene und häufige, schwere und leichte Krankheiten und die jeweiligen Reiseziele geplaudert (so wie Anselm zog es auch Tsaiane in den Norden, nach Thorwal und Prem, doch plante sie, einen Mond

in Nostria zu verbringen, um dort alle Anekdoten über König Kasimir zu erfahren, mit denen man, ihrer Einschätzung nach, sowohl die Nordmänner und -frauen als auch die Reichsschen aufs köstlichste unterhalten könne), bis es Reiter und Pferde nach einer Rast verlangte.

Anselm war froh, daß er sich in Seshwick mit Proviant eingedeckt hatte, denn so fremdartig-lieblich der Landstrich war, den sie durchreisten, so spärlich besiedelt war er. Nur hin und wieder hatten sie in der Ferne einsame Gehöfte entdeckt, zu fern, um dort nach Brot und Speck zu fragen. Hell und warm leuchtete die Praiosscheibe am fast wolkenlosen Himmel, die Vögel sangen süß in den Wäldchen und Gehölzen, die die Straße säumten, und als sie eine von Erlen umstandene Wiese entdeckten, die Löwenzahn, Khablasröschen und Immenglöckchen mit gelben, weißen und blauen Tupfen verzierten, und durch die sich ein winziger silberner Bach schlängelte, schlug Tsaiane vor, hier die Mittagsrast zu halten.

Die Pferde freuten sich, für eine Weile ihrer Lasten ledig zu sein, und genossen das frische Gras, und auch Anselm und Tsaiane ließen sich nieder, um zu ruhen und ihren Proviant zu verspeisen. Die Honinger Honigwurst schmeckte vorzüglich, wie Anselm nach dem ersten Bissen feststellte – kaum süßlich, aber sehr fein gewürzt. Er entschied, daß er eine –

nicht zu dicke – Scheibe entbehren könne, schnitt diese ab und bot sie, auf das Messer gespießt, der Bardin an. »Das *müßt* Ihr probieren, Frau Drosselanger! Solche Wurst habt Ihr gewiß noch nie gegessen.« Doch Tsaiane schüttelte lächelnd den Kopf.

»Ich habe noch nie irgendeine Wurst gegessen«, sagte sie. »Deshalb wäre sie, sollte ich sie kosten, an mich verschwendet, da ich ihren besonderen Wohlgeschmack im Vergleich mit anderen Würsten weder zu schätzen noch zu erkennen wüßte. Laßt mir nur meinen Käse und genießt Eure Wurst allein.«

»Warum verschmäht Ihr Würste?« Anselm war so überrascht, daß er ein wenig näher rückte und der Dame ein wenig länger in die Augen sah, als die Höflichkeit erlaubte. »Habt Ihr ein Gelübde getan? Habt Ihr geschworen, niemals zerkleinertes Fleisch zu verzehren oder solches, das in einen Darm gestopft wurde?«

Tsaiane lachte laut (dröhnend wie ein Fuhrknecht, dachte Anselm, und der neuentdeckte etwas derbe Zug an seiner Begleiterin gefiel ihm). »Ich heiße Tsaiane«, erklärte sie, als sie wieder ruhig sprechen konnte. »So könnt Ihr mich übrigens nennen, Anselmo, es vereinfacht den Umgang. Und ich bin im Tsa geboren. Meine Schwester heißt Tsalieb, mein Bruder Tsahold und mein Vater Tsafried. Dämmert Euch etwas? Nicht wahr, Euch scheint, und da habt Ihr recht,

daß in meinem Elternhause die Göttin Tsa besondere Verehrung genoß. Zwar sind die Tage der Kindheit lange vorüber, doch habe ich mir den Glauben an Frau Tsa bewahrt. Vermutlich hat Sie mir den Wunsch eingegeben, Bardin zu werden und die Welt zu bereisen, so wie Sie meinen Vater dazu trieb, in seinem Gärtchen neben dem Gemüse Blumen in immer neuen Farben zu züchten. Und, wie Ihr wißt, Sie verbietet das Töten. Nun, ich bin keine Geweihte, wahrlich nicht, und wenn nur der Tod des Rotpüschels mich vor dem Verhungern bewahren könnte, so würde ich seinen Tod dem meinen vorziehen, aber hier im Honinger Land, wo im wahrsten Sinne des Wortes Milch und Honig fließen, werde ich nicht gegen Tsas Gebote verstoßen.« Tsaiane stieß die Luft mit einem »Puh!« aus. »Immer habe ich das Gefühl, mich rechtfertigen zu müssen, wenn ich fleischliche Kost verschmähe«, sagte sie halb zu sich selbst.

»Nein, nein, sehr löblich, Euer Tsadienst«, versicherte Anselm und schnitt eine weitere dicke Scheibe von der Wurst. Er hatte, anknüpfend an den Wurstgenuß, ein Gespräch über die Küche ferner Länder beginnen wollen, doch nun sah er auf dem Gebiet der Gaumenfreuden nur noch wenig Gemeinsamkeiten, und so starrte er eine Weile stumm in die Ferne.

Auch Tsaiane schwieg. Sie hatte Brot und Käse verzehrt, und nun goß sie, wie Anselm aus den Au-

genwinkeln sah, eine rote Flüssigkeit, Wein vermutlich, in einen Becher, leerte ihn in einem Zug und ließ sich ins Gras sinken. »Meint Ihr, daß es nötig ist, für die kurze Mittagsrast Wachen einzuteilen?« fragte sie mit geschlossenen Augen. »In diesen Fall solltet Ihr die erste übernehmen, denn ich bin schon halb eingeschlafen.«

»Das will ich recht gern«, erwiderte Anselm, »doch neige ich dazu einzunicken, wenn man mich nicht mit Geschichten unterhält. Da neben dem Balladensingen das Geschichtenerzählen Eure Profession ist, wie Ihr sagtet, schlage ich vor, daß Ihr mir etwas erzählt. Und während ich lausche, werde ich wachen wie ein Sperber.«

»In der Tat, das Geschichtenerzählen ist meine Profession«, bestätigte Tsaiane und ließ von irgendwoher das Geräusch klimpernder Münzen erklingen. Doch bevor Anselm etwas erwidern oder zum Brustbeutel greifen konnte, sagte sie: »Schon gut, schon gut, laßt Eure Dukaten, wo sie sind. Ich werde Euch ausnahmsweise ohne Entgelt eine Geschichte erzählen. Dafür werdet Ihr Euch, wenn die Rast vorüber ist, einmal Edwines Hintern ansehen. Ich glaube, ein Borbarad-Moskito oder ein anderes scheußliches Untier hat sie dort gebissen. Ich hoffe doch, Ihr versteht Euch auch aufs Pferdeheilen.«

»Gewiß, gewiß, ich sah den Biß ...« Anselm errötete

bei dem unvermuteten und unbeabsichtigten Reim, doch das sah Tsaiane nicht, da sie die Augen noch immer geschlossen hielt. »Doch nun erzählt, ich bin schon ganz neugierig, was Ihr mir aus der Welt der Magier, Ritter oder Drachen berichten werdet.«

»Weder von Rittern noch von Drachen werde ich erzählen – heute nicht. Doch könnt Ihr wählen, ob Ihr lieber die Geschichte von der Hexe hören wollt, die in unsterbliche Liebe zu einem Baumnymph fiel, oder die Geschichte von den verfluchten Geschwistern aus dem Farindelwald.«

»Wie seltsam«, murmelte Anselm, »eine Hexen- und eine Farindelwaldgeschichte. Doch habe ich von Hexen, denke ich, fürs erste genug.« Laut sagte er: »Vor dem Farindelwald bin ich heute morgen gewarnt worden. Er soll verzaubert und sehr gefährlich sein. Den Gefahren in verzauberten Wäldern galt schon immer mein besonderes Interesse, darum wähle ich diese Geschichte.«

»Gut«, sagte Tsaiane, »dann hört: die Geschichte von den verfluchten Geschwistern aus dem Farindelwald.«

Vor vielen hundert Jahren lebte in der Stadt Harmlyn am Tommel ein reicher Gutsherr, der fette Äcker und weite Wälder sein eigen nannte. Er war ein gerechter und gottesfürchtiger Mann, deshalb segnete Peraine seine Ernten, Ei-

run seine Jagden, und als er im Alter von dreißig Jahren beschloß, daß es nun an der Zeit sei zu freien, da schenkte Rahja ihm ein schönes junges Weib. Auch Tsa war dem Gutsherrn und seinem Weibe hold, und sie segnete den Leib der jungen Frau so überreich, daß sie neun Monde nach der Hochzeit gesunden Zwillingen das Leben schenkte, einem Mädchen und einem Jungen.

Die Kinder, sehr schön von Wuchs und hell von Haut und Haar, wurden, der Jungen Göttin zu Ehren, Tsalieb und Tsahold genannt – so lautet die Geschichte wirklich, mit meinen Geschwistern hat es nichts zu tun, und ich habe ihretwegen nichts verändert –, doch nannten sie einander, sobald sie sprechen konnten, Sirirí und Luminú, und das war ihre erste Sünde. Denn sie waren nicht gut, ihrer Schönheit zum Trotz.

Sirirí, das Mädchen, und Luminú, der Knabe, waren grausam, und je älter und schöner sie wurden, um so kälter und liebloser wurden sie gegen ihre Mitkreaturen. Sie quälten aus Lust und töteten ohne Not, so daß im fernen Alveran Frau Tsa manch bittere Träne vergoß. Doch so böse und hartherzig Sirirí und Luminú auch gegen Eiere und Menschen waren, so innig liebten sie einander, denn jedes sah im anderen das eigene Spiegelbild.

Die Jahre gingen dahin, die Kinder wuchsen heran, Sirirí wurde zur Frau und Luminú zum Mann. Sie waren einander ähnlich und doch verschieden: So wie Sirirí die Vorzüge ihres Geschlechtes auf vollkommene Weise verkörper-

te, so tat Luminú dies mit dem seinen, und man pries ihre Schönheit von Nostria bis Winhall. Doch so groß der Ruf ihrer Schönheit war, so war der ihrer Grausamkeit es nicht minder, und es hätte sich wohl schwerlich für Sirirí ein Mann und für Luminú eine Frau gefunden, selbst wenn es der Zwillinge Wunsch gewesen wäre zu freien. Aber das war nicht ihr Wunsch. Kein Mann, so befand Sirirí, sei ihr ebenbürtig außer dem Bruder, der ihr Spiegelbild war, und auch Luminú entschied, daß außer der Schwester kein Weib sich mit ihm messen könne. So kam es, daß aus der geschwisterlichen Liebe, die Sirirí und Luminú füreinander empfanden, mit der Zeit eine andere Art der Liebe wurde, doch da unsere Geschichte nicht im traviatreuen Honinger Land spielt, wollen wir es Rahja überlassen, über das Treiben der beiden zu richten. Denn wer weiß, vielleicht hatte Sie Freude daran.

Wie gesagt, die Jahre gingen dahin, und Sirirí und Luminú wurden älter, und eines Tages gewahrten sie, daß sie, wie alle Menschen, altern und sterben würden. »Was soll nur werden«, weinte da Sirirí, »wenn du deine goldenen Locken verlierst, Luminú, geliebter Bruder, und deine starken Schultern kraftlos hängen? Ich werde es nicht ertragen können und aufhören, dich zu lieben.« Und auch Luminú weinte und sagte: »Oh, Sirirí, geliebte Schwester, auch ich werde es nicht ertragen können und kann es schon jetzt nicht ertragen, da ich nur daran denke, dein schönes Antlitz von Runzeln entstellt zu sehen und deine herrlichen

Brüste in Schlaffheit baumeln.« Und sie umarmten einander und wußten keinen Rat.

Nun, dies wäre keine gute Geschichte, wenn es bei der Ratlosigkeit bliebe, denn in allen guten Geschichten folgt auf die Ratlosigkeit der Rat. So auch in dieser:

Es lebte nämlich im Farindelwald zu jener Zeit ein Feenvolk, winzige glitzernde Geschöpfe, die ihre Existenz der zehntausendjährigen Steineiche Farindel Wipfelwind verdankten, nach welcher der Wald seinen Namen hat und die den wenigen Mutigen, die sich hineinwagen, bisweilen in Gestalt einer silberhaarigen Frau erscheint. Sie hatte die schillernden und über alle Maßen liebreizenden Wesen aus ihren Träumen und Gedanken erschaffen, sich selbst zur Freude und Gesellschaft. Und um sie am Leben zu erhalten – denn reine Gedankenwesen verflüchtigen sich schnell, so wie Gedanken es tun –, schuf sie ein goldenes Ei, das sie mit dem Honigtau des ewigen Lebens füllte und in einem Nest in einer ihrer Astgabeln verbarg. Das Ei hieß Ei der Unsterblichkeit, *und wer von dem Honigtau naschte, den es barg, dem würde ewiges Leben zuteil. Die zierlichen Feen aber müßten vergehen, so wie ein Atemhauch im Wind vergeht.*

Natürlich erfuhren Sirirí und Luminú vom Ei der Unsterblichkeit, und natürlich war es ein finsterer Schwarzmagier, der ihnen die Kunde brachte und ihnen den Weg zu Farindel wies, für welche Gefälligkeit er drei Gran des Honigtaus verlangte. Denn er sehnte sich danach, der

mächtigste Magier der Welt zu werden und unsterblich wie die Götter. Doch fürchtete er sich vor Farindels Zorn, so er das Ei stähle und sie den Diebstahl entdeckte.

Sirirí und Luminú fürchteten sich nicht, weder vor Bär und Wolf, die vor ihnen flohen, noch vor Farindels Zorn, denn ihre Gier nach ewiger Jugend war größer als jede Furcht. Nachdem sie drei Tage gewandert waren, den Wegen und Pfaden folgend, die der Magier ihnen gewiesen hatte, fanden sie die gewaltige Eiche, und sie entdeckten auch sogleich das Ei, das in einem weichen Nest in einer Astgabel ruhte. Sirirí war es, die den Baum erklomm, denn ihre Kühnheit übertraf gar die des Bruders. Doch als sie das Ei berührte, rauschte es in den Blättern, und Farindel sprach zu ihr mit einer Stimme wie der Sturm: »Siehst du die Feen, die dort drüben über dem Weiher tanzen wie Libellen aus Perlmutter und Schmetterlinge aus Sonnenlicht? Das Ei birgt ihren Lebenssaft, und ohne ihn werden sie vergehen, so wie ein Atemhauch im Wind vergeht.«

Da lachte Sirirí und antwortete: »Ich sehe sie sehr wohl, und ich weiß, daß sie ihr Leben aus der Kraft des Eis beziehen. Doch weiß ich auch, daß der Name des Eis Ei der Unsterblichkeit *ist und daß der Honigtau, den es birgt, ewige Jugend und Schönheit verleiht. Darum, weil wir ewige Jugend und Schönheit erlangen wollen, werden mein Bruder Luminú und ich das Ei öffnen und den Honigtau trinken.«*

»Eure Leben sind schlecht«, sagte da Farindel. »Warum wollt ihr dem Schlechten zu ewiger Dauer verhelfen? Die

Feen aber sind reine Freude und reines Glück, und darum sollten diese ewig leben und nicht ihr.«

Abermals lachte Sirirí, hell und grausam. Dann nahm sie das Ei und warf es Luminú zu, der es auffing und öffnete. Sirirí und Luminú teilten den Inhalt in vier Teile. Den ersten Teil trank Sirirí, und den zweiten Teil trank Luminú, mit dem dritten benetzte Sirirí ihr Antlitz und ihren Körper, und mit dem vierten tat dies Luminú. Denn sie wollten nicht nur ewiges Leben erlangen, sondern ihren schönen irdischen Körpern zu überirdischer Feenschönheit verhelfen. Und daß sie nicht teilen und dem Magier nichts abgeben würden, das hatten sie lange beschlossen.

Kaum war der Honigtau getrunken und vertan, da schwanden die Feen dahin – eine nach der anderen erstarben und vergingen sie, und Glück und Freude zerrannen. Da hub ein mächtiges Klagen an im Wald: Die Bäume ächzten vor Gram, ihre Blätter rauschten die Totenklage, Wind und Wölfe heulten, und das Wasser des Weihers wurde schwarz vor Kummer.

Warum, so mögt ihr nun fragen, ließ Farindel die Untat geschehen? Warum zerschmetterte sie die Frevler nicht mit einem Ast? Warum erwürgte sie sie nicht mit einer Wurzel?

Wir müssen bekennen, daß wir die Antwort auf diese Frage nicht wissen. Denn die Beweggründe so mächtiger uralter Wesen, wie Farindel eines ist, sind für den Menschen nicht zu fassen. Vielleicht fürchtete sie, das Ei zu

zerstören, wenn sie einen Ast auf die Köpfe der Übeltäter fallen ließe. Vielleicht aber auch konnte sie nicht glauben, daß Sirirí und Luminú den Honigtau wirklich vergeuden und die unschuldigen Feen vernichten würden. Vielleicht überstieg ein solches Maß an Grausamkeit und Eigensucht ihre Vorstellungskraft.

Und nun waren Sirirí und Luminú unsterblich, und Farindel konnte ihnen nichts mehr anhaben.

Soll dies das Ende der Geschichte sein? Kommen die Frevler straflos davon? Das fragt ihr nun. Doch hört nur, wie es weitergeht: Zwar konnte Farindel die Geschwister nicht mehr strafen, und doch sollten sie grausam gestraft werden. Sie selbst waren es, die den Fluch über sich brachten. Als sie den Honigtau tranken, da wurden sie unsterblich, aber als sie ihn auf Antlitz und Körper verteilten, da verliehen sie ihrer Haut feengleiche Schönheit, und das sollte Sirirís und Luminús Verhängnis werden. Denn, so berichteten wir, die Feen schimmerten wie Libellen aus Perlmutter und wie Schmetterlinge aus Sonnenschein. Und diese Eigenschaften nahm mit der Zeit die Haut der Geschwister an. Zunächst wurde sie heller und immer zarter, und die Geschwister freuten sich. Doch nach und nach, ganz langsam und allmählich, wurde sie so zart und schimmernd, daß man die Adern unter der Haut erahnen konnte, und nun freuten die Geschwister sich nicht länger, sondern begannen sich zu sorgen. Und das mit Recht. Denn als sie eines Tages erwachten, da war ihre Haut so

zart geworden, daß sie gar nicht mehr vorhanden schien, und gläsern und ungreifbar war wie Licht. Und nun ahnte man die Adern nicht mehr, nein, man sah sie klar und deutlich. Sirirí und Luminú schienen ganz und gar mit einem Geflecht von Ästen, Zweigen und Zweiglein angefüllt, in dem unablässig das rote Blut sich verströmte und ergoß, und der Anblick bereitete ihnen Grauen. Sie sahen ihre Herzen, jeder das des anderen, zucken und zittern wie in Furcht, und der Anblick bereitete ihnen Grauen. Sie sahen die milchigen Augäpfel in ihren Höhlen aus milchigen Knochen, rotgeädert und ohne den Schutz der Lider, und der Anblick bereitete ihnen Grauen. Und sie sahen noch so manches, über das wir Stillschweigen bewahren wollen, und alles, was sie sahen, bereitete ihnen Grauen.

Und das ist der Fluch, der auf Sirirí und Luminú lastet, die selbsterzeugte Strafe für ihre Freveltat, daß sie für immer und alle Zeiten mit einer Haut wie Glas leben werden, unfähig, den Blick zu verdunkeln, auf ewig aneinander gebunden, sich selbst und dem anderen zum Ekel.

Tsaiane schwieg, und da bemerkte Anselm, daß die Geschichte offenbar zu Ende war. Er müßte nun etwas sagen, dachte er, aber das war nicht leicht, da die Geschichte ihm nicht wirklich gefallen hatte. Er schätzte es nicht, wenn man Menschen als gut oder schlecht bezeichnete, ohne ihre Güte oder Schlechtigkeit durch Beispiele zu belegen. Nun ja, die Geschwi-

ster hatten, wie Tsaiane berichtet hatte, aus Lust gequält und ohne Not getötet, und sie hatten das Ei gestohlen, aber dazwischen kam nichts, das ihre Bosheit belegte, und so fand er die Ausbeute an Schandtaten etwas mager. Und er konnte auch nicht glauben, daß Bosheit allein ausreichte, um Bären und Wölfe in die Flucht zu schlagen. Sehr unglaubwürdig erschien ihm darüber hinaus Farindels Verhalten. Sie hätte ein zweites Ei erschaffen und die Feen zu neuem Leben erwecken können, wenn sie wirklich so mächtig war, wie Tsaiane behauptet hatte. Alles in allem wies die Erzählung, seiner Einschätzung nach, zu viele Ungereimtheiten auf. Aber das auszusprechen, hätte er unhöflich gefunden. Also applaudierte er und sagte statt dessen: »Eine seltsame Geschichte, schön und seltsam, und wunderbar vorgetragen. Man merkt doch gleich, daß Ihr vom Fach seid. Habt Ihr sie Euch selber ausgedacht, oder ist es eine alte Legende?«

»Ich denke mir niemals etwas aus, ich fasse nur das, was ich höre, sehe oder erlebe, in Worte. Die Geschichte von den verfluchten Geschwistern aus dem Farindelwald habe ich kennengelernt, als ich zum ersten Mal diesen Landstrich bereiste. Ich bin nämlich nicht von hier, müßt Ihr wissen, sondern aus der Gegend von Eslamsbrück. Glaubt Ihr, daß sie wahr ist?«

Sie will über die Geschichte reden, dachte Anselm, also bin ich gezwungen, meine Einwände vorzubrin-

gen. Er sagte: »Alles glaube ich nicht. Ich glaube nicht, daß ein starker Bär vor zwei Menschen flieht, nur weil diesen der Ruf ihrer Grausamkeit vorauseilt. Der Fluch selbst hat mir gut gefallen – eine schöne Strafe. Wißt Ihr, woran ich gerade denken muß? Falls die Geschichte wahr ist, dann müßten die Geschwister immer noch leben, da sie ja unsterblich sind. Und da ihr Anblick so über alle Maßen grauslich ist, werden sie sich wohl verborgen halten, vermutlich im Farindelwald. Nun bin ich vor dem Wald gewarnt worden und hatte mir vorgenommen, die Warnung zu befolgen, da ich mich ohnehin aufs Wildnisleben nicht allzugut verstehe. Doch könnten die Geschwister mich tatsächlich dazu verleiten, die Warnung in den Wind zu schlagen. Denn was für Euch und die meisten anderen Menschen ein grauenhafter Anblick sein mag, ist für einen Medicus die interessanteste Sache der Welt. Jeder unserer Zunft wünscht es sich, einmal einen Menschen von innen zu sehen. Es wäre äußerst lehrreich.«

Tsaiane richtete sich ein wenig auf, stützte sich auf den Ellbogen und blinzelte zur Straße hinüber. »Dann habt Ihr also noch nie eine Leiche geöffnet?«

»Wo denkt Ihr hin! Wozu sollte es gut sein, an einem Verstorbenen herumzuschneiden? Ihm ist ja doch nicht mehr zu helfen. Und ich glaube auch nicht, daß Herr Boron es gern sähe. Soviel ich weiß,

vergreifen sich nur Nekromanten und finstere Untotenbeschwörer an Fleisch und Gebeinen jüngst zu Boron Gefahrener. Wie dem auch sei – in Almada ist solches Treiben ohnehin verboten, und ich denke, in Eslamsbrück und im übrigen Reich ist es das auch. Aber einen gläsernen Menschen sähe ich zu gern einmal und würde ihn gern anfassen. Wie mag sich die Haut der Geschwister wohl anfühlen? Warm wie Haut? Oder wie nichts, wie Luft oder gar wie Glas? Was meint Ihr?«

»Ich meine, eben waren es noch vier, und jetzt sind es nur noch zwei. Wir sollten uns schleunigst davonmachen.«

Anselm verstand zunächst nicht, was Tsaiane meinte. Doch als sie sich nun erhob, mit raschen Griffen die Reste des Mittagsmahls zusammenraffte und in den Packtaschen verstaute und dabei immer wieder zur Straße blickte, nach Westen, Richtung Glydwick, sah auch er die beiden Reiter. Sie waren kaum mehr hundert Schritt von der Stelle entfernt, wo Tsaiane und er die Straße verlassen hatten. Welcher Zunft sie angehören mochten, konnte er nicht erkennen, aber er sah doch, daß sie Waffen trugen. Die beiden, zwei Männer, plauderten angeregt miteinander, gestikulierten und lachten und schienen die Rastenden auf der Lichtung nicht zu bemerken. »Meint Ihr, daß es Räuber sind?« fragte Anselm überrascht, folgte

aber Tsaianes Beispiel, indem auch er Wurst- und Brotreste zusammenpackte. »Für mich sehen sie wie harmlose Reisende aus, und überdies scheinen sie uns bisher nicht bemerkt zu haben.«

»Sie haben uns bemerkt, und zwar schon vor einer guten Weile. Ob sie uns Übles wollen, weiß ich nicht und habe auch keine Lust, es herauszufinden. Ich weiß nur, daß es eben noch vier waren und daß zwei von ihnen in den Feldweg dort drüben eingebogen sind« – Tsaiane wies mit dem Kopf nach Westen, aber Anselm sah weder einen Feldweg noch weitere Reiter –, »und zwar kurz nachdem sie uns entdeckt hatten.« Die Bardin hatte, während sie sprach – leiser als zuvor – die Packtaschen auf den Rücken ihres Pferdchens gehoben. Nun zog sie die Gurte fest und saß auf. »Folgt mir«, sagte sie, ohne Anselm anzusehen.

Das Packen hatte nur wenige Augenblicke gedauert, da die Reisenden ihre Pferde für die Mittagsrast nicht von den Sätteln befreit hatten, und als auch Anselm aufgesessen war, passierten die Fremden eben die Lichtung. Es waren nur etwa fünfzig Schritt bis zur Straße, nur wenige Büsche versperrten die Sicht, und eigentlich wäre es üblich gewesen, durch Zuruf oder Winken einen Gruß mit den Männern zu tauschen. Aber da Tsaiane den beiden keine Beachtung schenkte, sondern vielmehr ihr Pferd im spitzen Winkel westwärts in Richtung der Straße lenkte, nicht

hastig, aber zügig, und da auch die Fremden so sehr in ihr Gespräch vertieft schienen, daß sie keine Augen für ihre Umgebung hatten, zuckte Anselm die Schultern und folgte der Bardin.

Bis zur Straße ritten die beiden schweigend – Tsaiane schien nicht in Plauderlaune und blickte auch kein einziges Mal hinter sich –, doch als die Pferde wieder festes Pflaster unter den Hufen hatten, befahl sie: »Galopp! Eine Meile Galopp wird den faulen Tieren nichts schaden.« Und schon sprengte sie davon. Ihr langes Haar flatterte im Wind, ihr kleines Hinterteil hüpfte im Sattel auf und nieder, aber Anselm war zu nachdenklich, um den reizvollen Anblick würdigen zu können. Zudem war Danilo nicht ganz einverstanden mit dem, was sein Herr ihm so ungewohnt und unvermittelt abverlangte, und so erforderte auch das Reiten mehr Aufmerksamkeit als üblicherweise. Doch dann, nach sieben- oder achthundert Schritt, erlaubte die Bardin ihrem Pferdchen eine langsamere Gangart. Sie schaute sich mit zusammengezogenen Brauen um, ließ den Blick über die Landschaft schweifen, atmete hörbar aus und sah Anselm ernst in die Augen. Und erst da bemerkte er den Dolch in ihrer Hand. »Das hätte böse enden können«, sagte sie, während sie die Waffe in die Scheide zurückschob, »aber wie mir scheint, sind wir noch einmal davongekommen. Und nun, mit Verlaub, möchte ich Euch

ein paar Dinge über das Reisen, Wachen und Rasten erzählen, die zu wissen weit wichtiger ist, als Honigwürste von Zuckerwürsten unterscheiden zu können oder Bänkelsänger von Barden. Ich vermute, daß Ihr am Leben hängt, und ich vermute weiterhin, daß die jetzige Reise Euer erster wirklich weiter Ritt ist. Zum dritten halte ich Euch für einen recht wohlhabenden jungen Mann. Nun, habe ich recht?« Sie blickte Anselm mit herausforderndem Lächeln an, und dieser lächelte zurück, wiegte den Kopf und nickte bedächtig.

»Die erste Frage brauche ich wohl nicht zu beantworten«, erwiderte er. »Was das Reisen betrifft, so habt Ihr recht, denn in der Tat führten mich meine früheren Reisen nicht weiter fort als bis nach Ragath und Pu ...« Er biß sich auf die Lippe, aber zu spät. Tsaiane, die ihn aufmerksam beobachtete, bemerkte den Lapsus und die zarte Röte, die sich sogleich auf seine Wangen stahl, schlug sich fröhlich auf die Schenkel und stimmte ihr dröhnendes Fuhrmannslachen an.

»Dacht ich's mir doch, daß Ihr nicht aus Punin stammt«, sagte sie gutgelaunt. »Aber diese Vermutung wollte ich nicht äußern, da Ihr sonst geleugnet hättet.«

Anselm hob fragend die Brauen. »Was veranlaßt Euch – wie ich zugeben muß, zu Recht –, zu der Ver-

mutung, daß ich nicht in Punin aufgewachsen bin? Lassen meine Manieren zu wünschen übrig? Benehme ich mich wie ein Bauer?«

»An Euren Manieren gibt es nichts auszusetzen – Ihr benehmt Euch wie ein wohlerzogener junger Herr, der im Dorf oder Marktflecken groß geworden ist. Wenn Ihr wirklich aus einer Metropole wie Punin stammtet, hättet Ihr schon als Knabe oft genug Gelegenheit gehabt, den Geschichten der weitgereisten Abenteurer und Glücksritter zu lauschen, und hättet Eure Lehren daraus gezogen. Denn wenn man sein Leben und seine Gesundheit schätzt, sollte man es nicht allein den Göttern überlassen, sie zu schützen, sondern selbst ein wenig Vorsorge treffen. Ihr seid Medicus, und somit sind vermutlich Skalpell und Knochensäge Eure gefährlichsten Waffen und auch die einzigen, die Ihr gut zu führen versteht. Ihr tragt zwar einen sehr hübschen Dolch, aber weit werdet Ihr in der bösen Welt damit nicht kommen. Man erkennt es an Eurem Wuchs, daß Ihr das Kämpfen nicht gelernt habt, auch das Raufen nicht – das häßliche, gemeine, regellose Räuberraufen. Da seid Ihr also, das wollen wir festhalten, ein wenig wehrhafter Reisender. Der gute Stoff Eurer Kleider, Euer guter Ernährungszustand und die Wohlgenährtheit Eures Pferdes lassen den Rückschluß zu, daß es Euch auf der Reise bisher nicht an Bequemlichkeit, gutem Es-

sen und Heu und Hafer für das Tier gemangelt hat – Dinge, die sich nur durch Geld erwerben lassen. Also habt Ihr Geld. Es wird in Eure Gewänder eingenäht sein, in den Stiefeln und im Gürtel verborgen, so wie es eben üblich ist. Da seid Ihr also ein wenig wehrhafter, aber wohlhabender Reisender, und das macht Euch begehrenswert. Es gibt nämlich auf dieser Welt böse Menschen oder hungrige Menschen, die so böse oder hungrig sind, daß sie für weniger als das, was Ihr mit Euch führt, zu töten bereit sind. Wenig wehrhafte, wohlhabende Reisende sollten sehr wählerisch sein bei der Wahl ihrer Begleiter. Was, zum Beispiel, ließ Euch vermuten, daß Ihr mir trauen könnt? Die Laute in meinem Gepäck? Nun, auch beim fahrenden Volk, bei Dichtern und Sängern gibt es tückische Gesellen, die es auf das Gut anderer abgesehen haben, und solche, die sich auf allerlei Kunststücke verstehen. Ich hätte Euch leicht ein Schlafpulver in den Schnaps mengen, Euch, sobald Ihr schliefet, Eurer dukatenschweren Gewänder und Eures kräftigen Pferdes berauben und schutzlos zurücklassen können. Aber das habe ich nicht getan« – bei diesen Worten zauberte sie Anselms Schnapskrug aus ihrer Packtasche hervor, entkorkte ihn, nahm einen kräftigen Schluck und reichte ihn dem Medicus weiter –, »weil so große kräftige Pferde mich nicht kleiden und meine Geldgier sich in Grenzen hält. Ja, da könnt Ihr

den Zwölfen danken, daß ich so harmlos bin.« Tsaiane lachte abermals, während Anselm sich eingestehen mußte, daß sie in allem recht sprach. Doch das verdroß ihn kaum weniger als die Belehrung selbst, an der sie offensichtlich großen Gefallen fand. Die Lektion war noch nicht beendet. »Wenn Ihr aber, als charmanter Herr von Bildung, einer charmanten Begleitung« – Tsaiane lächelte verschmitzt oder kokett – »den Vorzug gebt vor einer wehrhaften, dann müßt Ihr wachsam sein. Ihr haltet Euch auf Eure Klugheit gewiß einiges zugute, und ich gebe Euch recht: Hesindes Gaben sind von unschätzbarem Wert. Doch bedarf es auf der Straße einer anderen Art von Klugheit – ich möchte sie die Phexische nennen –, als man sie zum Disput unter Gelehrten braucht. Die vier Burschen eben mögen so dumm sein, daß sie nicht einmal alle zwölf Götter beim Namen kennen, und vielleicht sind sie auch des Lesens und Schreibens nicht mächtig, aber sie verstehen sich gewiß hervorragend aufs Falschspiel, aufs Beutelschneiden, aufs Pläneschmieden, aufs Lügen und aufs Legen von Hinterhalten. Versteht mich nicht falsch: Ich empfehle Euch nicht, diese Fertigkeiten zu erlernen, aber wenn Ihr als wenig wehrhafter, wohlhabender Reisender ohne Bedeckung durch die Lande zieht, dann müßt Ihr so wachsam sein, einen möglichen Hinterhalt zu erkennen, und so klug, nicht hineinzugeraten. Die

vier Burschen eben wollten uns überfallen, da bin ich mir sicher, denn warum sonst hätten zwei von ihnen den Feldweg einschlagen sollen, der nach nirgends führt, in einen Holzschlag, von dem aus man unseren Rastplatz aber vorzüglich erreichen kann, kurz nachdem ich ihrer und sie unserer ansichtig geworden waren. Und welchen Grund hatten die anderen beiden, auf so leicht durchschaubare Weise die Blinden zu spielen, außer dem, uns in Sicherheit zu wiegen, falls wir nicht schlafen, sondern nur dösen sollten? Und welchen Grund hatten sie, ihre Pferde zu wenden, da sie doch offensichtlich von Glydwick kamen und nicht dorthin wollten, außer dem, uns zu folgen? Doch davon haben sie ja dann nach kurzer Beratung abgesehen – vermutlich war ihnen ein offener Kampf, zwei gegen zwei, zu riskant. Seht Ihr, all dies müßt Ihr bemerken lernen.«

»Woher wißt Ihr, daß sie ihre Pferde gewendet haben?« unterbrach Anselm Tsaianes Redefluß. »Ihr habt Euch doch gar nicht umgesehen!«

»Man muß nicht den Kopf verdrehen, um hinter sich zu blicken, besonders dann nicht, wenn man sein Haar wie eine Maske, einen Schleier oder einen Fächer benutzen kann, je nach Gelegenheit. Ein letzter Rat noch, und damit will ich meine Lektion für heute beenden: Schlaft nur dann, wenn Ihr Euch auf die Wache verlassen könnt.« Bei den letzten Worten

glaubte Anselm ein schelmisches Glitzern in Tsaianes Augen zu erkennen, doch war er dessen nicht sicher. »Und nun zieht kein solches Firunsgesicht, dafür gibt es keinen Grund. Ihr seid jung und unerfahren, daran gibt es nichts zu deuteln, und es ist allemal besser, durch den Rat erfahrenerer Leute zu lernen als durch schmerzliche Blessuren.«

Anselm schwieg eine Weile. »Danke für die treffliche Rede. Ich werde mich bemühen, in Zukunft Euren Rat zu beherzigen«, sagte er schließlich, wobei er sich nicht entscheiden konnte, ob er ironische Schärfe oder Aufrichtigkeit in den Klang seiner Worte legen sollte, und so ein Mittelding zwischen beidem erzeugte. »Meint Ihr, wir müssen bis Glydwick mit weiteren Räubern und Hinterhalten rechnen?«

»Ich denke nicht, aber es kann nicht schaden, die Augen offenzuhalten.«

Also hielten sie die Augen offen, aber die zweite Hälfte des Tagesrittes verlief ohne Zwischenfälle, und sie begegneten nur harmlosen und friedfertigen Bauern.

Glydwick erreichten sie am späten Nachmittag. Außer den beiden Schenken und dem winzigen Peraine-Tempel fand sich nichts im Ort, das den Wunsch nach einem längeren Aufenthalt wecken konnte. Es war, wie Tsaiane gesagt hatte: Man rastete in Glydwick und ließ es hinter sich. Die Reisenden

wählten *Travias Einkehr* zur Unterkunft, weil sie das schmucklose, aber saubere Dreibettzimmer dem Schlafsaal in *Farindels Ruh* vorzogen. Nachdem die Pferde versorgt waren – die Schwäre auf Edwines Hinterteil erwies sich als ein entzündeter Stich der Bluthornisse, und Anselm entfernte behutsam den noch steckenden Stachel und betupfte die Wunde anschließend mit heilkräftiger Kräutertinktur –, verzehrten sie ihre Abendmahlzeit und begaben sich früh zur Ruhe, da sie beschlossen hatten, zeitig am nächsten Morgen aufzubrechen, um noch vor dem Abend das Gasthaus *Zur Silberfee*, zwölf Meilen hinter Bredenhag, zu erreichen. Tsaiane kannte es von einem früheren Aufenthalt, lobte die gute Küche und die lustigen Leute, die dort verkehrten, und teilte Anselm mit, daß sie beabsichtige, sich durch den Vortrag von Balladen, auch einer ganz neuen und bisher von niemandem vernommenen, ein paar Heller, vielleicht gar Silberstücke zu verdienen.

Und so wurde Anselm von den gleichen süßen Klängen, die ihn am Morgen geweckt hatten, am Abend in den Schlaf geleitet.

Anselm und Tsaiane, die nicht im Freien, sondern in der durch die Anwesenheit einer nicht eben reinlichen Jägerin etwas stickigen Stube nächtigten, hörten Sylphinjas helles Lachen nicht, und das, obwohl die junge Hexe genau über *Travias Einkehr* hinwegflog. Doch selbst wenn sie nicht geschlafen hätten, wäre es ihnen schwerlich möglich gewesen, das zwitschernde Jauchzen zu vernehmen, da das Schnarchen der Jägerin – bedrohlich rasselnd beim Einatmen und quietschend oder pfeifend beim Ausatmen – alle anderen Geräusche, auch Anselms gelegentliches Ächzen, übertönte. Aber sie schliefen in dieser Nacht, fest und erholsam.

Sylphinja hingegen war wach und munter. Oh, wie sie das Fliegen genoß! Dabei fühlte sie sich keineswegs sicher auf dem Besen. Nun, sie war schon sicher, daß sie ihn nicht verlieren, daß er sie nicht abwerfen oder zusammen mit ihr in die Tiefe stürzen würde, aber sicher, ihn lenken zu können, war sie nicht. Er hatte seinen eigenen Willen, das spürte sie, und sie spürte es um so stärker, je weniger sie wußte,

wohin sie wollte. Nach Nordwesten, irgendwie nach Nordwesten, dachte sie, denn von dort hatte jemand sie gerufen, eine Schwester vielleicht. Sie konnte sich nicht recht darauf besinnen, denn seit dem Abflug hatte sie die Stimme nicht wieder gehört, oder vielmehr nicht ausgesondert zwischen all dem Raunen, Wispern, Seufzen, Kichern, Säuseln und Summen, das die Luft erfüllte und sie umschwirrte. Es war ein vielstimmiger Gesang, nicht für sie bestimmt, doch auch nicht vor ihr verborgen, und sie nahm ihn auf mit allen Sinnen und allen Fasern ihres Geistes: Sie hörte die Träume des jungen Blaufalken, der am gestrigen Tag zum ersten Mal sein Nest verlassen hatte, sie hörte die Gedanken der alten Esche, aus dem ewigen Kreislauf der Jahreszeiten, aus Wachsen und Beharren gewoben. Sie spürte die Neugierde und Ungeduld des Bächleins und das Lied der unsichtbaren Wesen, die in ihm und an seinen Ufern wohnten, und sie atmete die ruhigen Atemzüge der Erde. Und dazwischen neckten und lachten die Schwestern: Wir sind hier und hier und hier – komm zu uns, damit wir dich sehen können!

Es war berauschend. Doch noch berauschender fast war das Fliegen selbst, das, was Sylphinjas Körper dabei empfand. Da war zum einen das Gefühl der Schwere, das sie nun, da sie leicht wie ein Vogel die Luft durchschnitt, bewußter empfand als üblicher-

weise, da die gleichzeitigen gegenteiligen Empfindungen einander nicht aufhoben, sondern verstärkten. Da waren die liebkosenden, neckenden, kühlwarmen Finger des Windes, die ihre Glieder streichelten, ihre Gewänder bauschten, sich durch die Ritzen zwischen Fleisch und Holz drängten, durch Kniekehlen, Achselhöhlen, Schenkel und Armbeugen, und die ihr ins Haar griffen, um es zu zausen. Und da war zum dritten der Besen selbst. Sein warmes Holz, das sie fest umklammert hielt, sandte ihr prickelnde Ströme durch die Glieder, ließ sie immer und wieder süß erschaudern. Ja, es war eine Lust, das schönste, das sie je erlebt hatte.

Etwa zehn Meilen hinter Glydwick begann das Verhalten des Besens sich zu ändern, aber vielleicht war es auch das Spiel des Windes, das immer übermütiger wurde, und es geschah dies so allmählich und kaum merklich, daß Sylphinja es nicht wahrnahm. Zwar hörte sie das ferne knorrige Locken, spürte auch, daß der Besen lauschte und ganz zart mit den äußersten Enden seiner Reiser eine Antwort wisperte, aber da sich beides wohl einfügte in die unermeßliche Vielfalt der Geräusche und Gefühle, maß sie ihm keine Bedeutung bei. Sie überließ sich der Lust des Fliegens und der Kraft des Windes, die den Besen bald hoch hinauftrug in wilden Schwüngen und dann wieder sanft oder auch flink in die Tiefe gleiten ließ.

Ein großer schwarzer Wald erstreckte sich im Norden – nur Wald, so weit das Auge reichte. Ob hier die Schwester wohnt, die mich gerufen hat? dachte Sylphinja, denn sie spürte einen seltsamen Sog, kaum daß der Waldsaum überflogen war. Auch der Besen spürte das Locken und Ziehen, denn er raschelte und knarrte stärker als zuvor, aber nicht um sich zu widersetzen, sondern um Antwort zu geben auf den Gruß oder die Nachricht, die ihn erreichten. Und so flogen sie über den Wald dahin, allmählich langsamer werdend und auch niedriger als zuvor, denn wie es schien, freute sich der Besen daran, seine Hasel-, Erlen- und Eschengeschwister zu begrüßen und auf seine hölzerne Art mit ihnen zu plaudern.

Sylphinja lachte hell. Wir leben! dachte sie, und da wurde ihr bewußt, daß alles in ihr und außerhalb von ihr, das Wispern und Raunen, das Streicheln und Zerren, das Prickeln und Strömen, ihr das Gefühl des Lebendigseins vermittelte, und das war das größte Glück. Hier bin ich! rief sie den Bäumen, Feen und Geistern zu. Fühlt ihr mich? Ich bin ganz lebendig. Wie zur Antwort wurde das Rauschen der Blätter stärker, denn die Bäume reckten ihre Zweige empor, um zu winken. Und auch der Besen knisterte und wisperte mit seinen Reisern, hüpfte und zappelte, als wüßte er nicht wohin. Und dann tauchte er plötzlich ein in die Schwärze, und ehe Sylphinja sich versah,

war sie ganz und gar von Stämmen, Ästen, Zweigen und Blättern umgeben, die geschwind vorüberglitten. »Höher! Flieg höher!« befahl sie, doch der Besen gehorchte ihr nicht. Statt aufzusteigen, suchte er sich seinen Weg zwischen den Bäumen hindurch, so als sehne er sich nach ihrer Berührung.

Binnen weniger Augenblicke hatte Sylphinja die Orientierung verloren, denn nun sah sie den Himmel nicht mehr. Durch finstere gewundene Hohlwege ging der Flug, bald schneller, bald langsamer, doch immer so geschickt, daß kein Zweig sie peitschte, kein Ast ihr Kleid oder ihren Umhang zerriß. Ein paarmal versuchte sie noch, den Besen zum Steigen zu bewegen, aber sie hatte die Macht über ihn verloren. Fast schien es ihr, als habe der Wald selbst es übernommen, den Besen zu lenken, als würde er gezogen und handle nicht aus eigenem Antrieb. Das beunruhigte sie schon ein wenig, aber es ängstigte sie nicht, denn sie spürte: Er war guter Dinge und fühlte sich wohl inmitten seiner hölzernen Gefährten. Nun, irgendwann würde sich eine Lichtung auftun, und dann wollte sie ihm abermals befehlen, sie nach Nordwesten zu tragen. Was ihr im Augenblick die meisten Sorgen bereitete, war die vorgerückte Stunde. Die Nacht würde nicht mehr lange währen, und bald wäre es Tag. Doch tagsüber wollte sie nicht fliegen, das schien ihr zu gefährlich. Auch wußte sie

nicht, ob es überhaupt möglich war. Die Mutter war stets des Nachts geflogen, und auch sie selbst fand: Sonnenschein und Besenritt, das fügte sich nicht, es paßte nicht zusammen.

Wie lange sie flogen, wußte Sylphinja nicht, ob Stunden oder Augenblicke, denn seit sie in die Schwärze der Waldpfade eingetaucht waren, hatte sie nicht nur die Orientierung, sondern auch ihr Zeitgefühl verloren. Doch unversehens lichtete sich das Dickicht, ein Kreis fahlen Himmels tat sich über ihr auf, und sie landeten, so sanft, daß Sylphinja ganz überrascht war, als sie plötzlich festen Boden unter den Füßen spürte. Ein wenig seltsam war ihr schon zumute, denn sie hatte dem Besen nichts vom Landen erzählt, hatte nicht einmal daran gedacht. Im Gegenteil: Ihre Gedanken waren ums Steigen, Fliegen und Eilen gekreist – sie wollte ja weiter, wollte die ferne Schwester erreichen. Doch andererseits: So schön das Fliegen gewesen war, es tat auch gut, wieder Erde, Gras und Moos unter den Zehen zu fühlen. Sie hüpfte ein wenig auf und ab, dehnte und streckte sich und schüttelte Arme und Beine. Vielleicht, so dachte sie, aber ohne viel Zuversicht, gelänge es ihr hier unter freiem Himmel eher, ihr luftiges Gefährt noch einmal zum Fliegen zu bewegen. Also stieg sie wieder auf, preßte den Besen fest an sich und befahl ihm, sich zu erheben und sie weiter nach Nordwesten zu tragen.

Aber er tat nicht den kleinsten Hopser. Dabei war er keineswegs tot, hatte sich nicht unversehens in einen gewöhnlichen Reisigbesen zurückverwandelt (das hätte Sylphinja wahrlich geängstigt), sondern er knisterte und pulsierte vor Leben. Nur wollte oder konnte seine Kraft sich hier und jetzt nicht mit der ihren vereinigen.

Sie überlegte, woran es liegen mochte, ob am Ort, am Besen oder an ihr selbst, und kam zu dem Schluß – denn dieser Schluß war der einzige, der verhindern konnte, daß ihre Unruhe sich in Angst verwandelte –, daß der Fehler bei ihr liegen müsse: Sie hatte kein rechtes Ziel und folglich auch keinen rechten Willen. Sie hatte dem Besen bisher befohlen, sie nach Nordwesten zu tragen. Aber was war Nordwesten? Sie sah nichts, wenn sie an Nordwesten dachte, konnte sich Nordwesten nicht vorstellen, und so konnte sie dem Besen auch nicht wirklich sagen, wohin sie wollte. Doch offenbar mußte sie das tun, um weiterfliegen zu können. Nun, dachte sie, da würde sie eben rasten, ein wenig trinken – Hunger verspürte sie nicht –, vielleicht auch baden (denn der Besen hatte sie unweit eines dunklen Weihers abgesetzt) und *es* dann nach Nordwesten schicken, damit es Nordwesten erkunde und ein Bild empfange, ein Gesicht, das ihr Ziel werden könnte. Sie legte den Besen zu Boden und betrachtete ihn nachdenklich. Vielleicht braucht

auch *er* ein wenig Ruhe, dachte sie, denn schließlich war es auch *seine* erste Reise. Da würde sie also den Tag in diesem fremden Wald verbringen, ging es ihr durch den Kopf, aber sie verscheuchte tapfer die Gedanken an Einsamkeit und Fremdheit, die sich einschleichen wollten, und beschloß, erst die nähere und dann die weitere Umgebung zu erkunden.

Sylphinja sah sich um. Die vierte Stunde war vorüber, und der Himmel über ihr hatte schon die kühlbläuliche Farbe des Morgens angenommen. Hier unten, am Grunde des Waldes, war es noch finster, doch wandelte das Schwarz und Grau der Nacht sich eben zu Grün und Braun. Eine Lichtung konnte man den Landeplatz kaum nennen; es war ein drei bis vier Schritt breiter Streifen rings um den fast kreisförmigen Weiher, wie sie jetzt erkannte. Das Gewässer war klein, kaum mehr als dreißig Schritt im Durchmesser, und am hiesigen Ufer wuchsen Kalmus, schlingendes Zitterblatt und Fieberklee, am jenseitigen Schilf und Mibelrohr. Zierliche Erlen umstanden den Teich, mit ineinander verschlungenen Ästen und Zweigen und seltsam gewundenen, wie gedrechselt wirkenden Stämmen. Solche Erlen hatte Sylphinja noch nie gesehen, und unbelaubt hätte sie die Bäume schwerlich erkannt, aber jetzt im frühen Sommer verrieten die Blätter, die bereits verblühten Kätzchen und die kleinen, dunkelbraunen, wie kugelige Zapfen wirkenden

Früchte des Vorjahres ihr, daß es wahrhaftig Erlen waren. Hier und dort fanden sich Weiden am Waldsaum, uralte Riesen mit sieben- oder neungeteilten Stämmen und knotiger, von Flechten bedeckter Borke, deren schmale silbrige Blätter vom kaum merklichen Lufthauch in ständiger Bewegung gehalten wurden.

Der Ring aus Bäumen schien vollständig geschlossen, ein undurchdringliches Dickicht, ein Wall. Aber Sylphinja wußte, daß es sich nicht so verhielt, da sie ja auf einem Pfad hierher gelangt war. Neugierig auf den fremden Wald war sie schon, auch wenn er ihr ein wenig unheimlich erschien. Sie legte Besen und Beutel zu Boden, nahm ihr kleines Messer und machte sich daran, den Weiher zu umrunden.

Der Wall war keineswegs geschlossen – zuvor verborgene Öffnungen taten sich vor ihr auf wie Pforten, sobald sie sie erreichte, und von diesen führten weitere dunkle Pfade in die Schwärze des Waldes, fünf an der Zahl. Aber Sylphinja folgte keinem der Wege. Sie lugte nur hinein, berührte die Stämme der Erlen und Weiden, schaute zum Himmel empor und dann wieder hinab zum Grund, wo der Weiher ruhte. Immer wieder kehrte ihr Blick zum Gewässer zurück, denn es gemahnte sie an ein dunkles trübes Auge, das ins Leere starrte. Ganz still lag es da, und der Lufthauch, der doch die Weidenblätter zum Zittern brachte, vermochte seine Oberfläche nicht zu kräuseln.

Sylphinja hatte den Teich umrundet und war wieder dort angelangt, wo sie ihre Wanderung aufgenommen hatte. Sie fröstelte plötzlich. Das war auch nicht weiter verwunderlich, denn es war sehr früh am Tag, und die wärmende Sonne hatte sich noch nicht über die Wipfel erhoben. Doch war es nicht die Kühle, die sie schaudern ließ, es war die Schwärze des Wassers. Hatte sie bei der Landung geglaubt, es müsse an ihrem Standort oder Blickwinkel liegen, daß der blasse Himmel sich nicht im Wasser spiegelte, so erkannte sie nun, daß dem nicht so war. Der Weiher selbst war schwarz, so dunkel, daß es schien, als schlucke er alles Licht, das auf seine Oberfläche fiel. Sylphinja sah auch keine Wasserläufer über das Wasser huschen, keine Fische, die dicht unter der Oberfläche standen und sie hin und wieder keck durchstießen, und auch keines der zarten Tierchen, die sich an Sommertagen über stehenden Gewässern zu tanzenden Wolken zusammenfinden. Ob das Wasser verdorben ist, vergiftet oder verwunschen? ging es ihr durch den Kopf. Sie trat dicht ans Ufer, legte die Fingerspitzen an die Schläfen und starrte in die unbewegte Schwärze. Dann sammelte sie *es* und hieß *es*, das Wasser zu prüfen und zu befragen. Das, was wir zuvor mit dem Wort Fühler nur unvollkommen beschrieben, begann nun zu wandern und zu tasten, versuchte in das Wasser einzudringen und das We-

sen, den Geist, die Seele – oder wie immer wir es nennen mögen – des Weihers zu erkennen. Das Erkunden strengte Sylphinja an, und etwas in ihr mahnte sie, ihre Kräfte zu schonen, doch war sie zu neugierig, um die Mahnung zu beachten.

Nach einer Weile, in der sie durchaus wahrnahm, daß ihre Kräfte sich verminderten, erhielt Sylphinja Antwort. In die Sprache der Worte übersetzt lautete sie etwa folgendermaßen: Ich bin, wie ich bin. Und sie war von einem so fremdartig kalten Hauch begleitet, daß Sylphinja *es* rasch zurückzog. Außer den Pflanzen, die am Ufer wuchsen, barg der Weiher kein Leben, kein noch so kleines Tierchen tummelte sich in seiner Tiefe, und doch, das spürte Sylphinja, war das Wasser nicht vergiftet. Eher schien es ihr, daß der Teich keine Lebewesen in sich dulden wolle, weil deren geschäftige Betriebsamkeit – das Lieben, Sich-Fortpflanzen, Wachsen und Vergehen – ihn darin störte, was er sein wollte: finster.

Welch seltsamer, düsterer Ort, dachte Sylphinja und zog sich den Umhang fester um die Schultern. Nein, hier wollte sie nicht rasten! Mit diesem Wasser wollte sie ihren Schlauch nicht füllen, und auch ans Baden war nicht mehr zu denken. Sie würde einem der Pfade folgen, bis sie ein Bächlein fände, und an dessen sonnigem Ufer wollte sie sich niederlassen und neue Kräfte sammeln. Sie schloß den Umhang,

damit kein Zweig und keine Dornenranke das schöne Kleid zerriß, schulterte den Beutel, nahm den Besen und machte sich auf den Weg. Bevor sie in eine der Pforten einbog, warf sie einen letzten Blick zurück, und nun erst bemerkte sie, daß keine einzige Blume des Tages auf dem schmalen Ring der Lichtung wuchs und nur solche der Nacht, wie Eulenauge und Nachtkerze, sie mit ihren weißen und gelben Blüten anstarrten. Nein, es war kein guter Ort, und sie tat wohl daran, ihn zu verlassen.

Sylphinja folgte einem dunklen Weg. Es war kein Wildpfad, wie Rehe und Hirsche ihn sich bahnen – der Wald selbst schien ihn angelegt zu haben. So jedenfalls empfand es die junge Hexe. Sie wunderte sich auch, daß es so still war, und diese ungewohnte Ruhe bemerkte sie erst jetzt, seit der Tag begonnen hatte und das Wispern und Raunen der Pflanzen und der unsichtbaren Wesen ringsumher nachgelassen hatten, denn üblicherweise war um diese Stunde der Wald von vielstimmigem Vogelgesang erfüllt – der Wald zwischen Abilacht und Seshwick jedenfalls, doch dieser nicht. Daß auch die Vögel die Gegend mieden, ließ sie ihre Schritte beschleunigen. Es war ihr nicht geheuer. Obwohl es ja auch den Rückschluß zuließ, daß sie hier vor Bären und Wölfen sicher war. Doch graute ihr vor wilden Tieren weit weniger als vor der fremdartig-düsteren Unbewohntheit des Or-

tes. Wilde Tiere könnte sie, so sie ihr Böses wollten, mit ihrer Kraft zu besänftigen versuchen – das hatte sie gelernt und auch schon ein paarmal getan. Doch wie sie das Abweisende anziehend machen und das Unbewohnte bevölkern könnte, wußte sie nicht. Einzig die Bäume schienen voller Lebenskraft, voller Saft und voller Macht, doch war sie nicht sicher, ob sie ihr auch gewogen waren.

Die junge Hexe lauschte. Einen Sommermorgen im Wald ohne Zwitschern, Flöten und Pfeifen hatte sie noch nie erlebt. Das gab es nicht, es war nicht möglich! Und richtig, just in diesem Augenblick hörte sie fern und leise eine Amsel singen, und der Gesang kam aus der Richtung, in die der Pfad sie führte. Sie antwortete mit hellem Jauchzen, dann begann sie zu laufen, huschte zwischen den Bäumen hindurch, sprang und rannte, bis sie endlich Licht zwischen den Bäumen sah und das saftige Grün einer sonnenbeschienenen Wiese erkannte.

Das Mädchen hatte eine lauschige kleine Lichtung entdeckt mit saftigen Gräsern, biegsamen Binsen, Farnstauden und zarten Blumen, die ihre Blütenkelche der Morgensonne entgegenreckten. Erleichtert ließ sie sich ins Gras fallen, und als ihr Atem wieder ruhiger ging, öffnete sie den Beutel, um sich an den guten Dingen zu laben, die Gwynnel ihr eingepackt hatte: kräftigem Brot, würzigem Käse und – wie sie

zu ihrer Überraschung und Freude entdeckte – eingeschlagen in ein Tüchlein ein Dutzend gelbroter Frühkirschen. Voll Dankbarkeit und Lust zerbiß sie die festen Früchte, behielt den kühlen süßen Saft und das Fruchtfleisch ein Weilchen im Mund, um den Geschmack voll auszukosten, und schluckte erst, als sie sich nicht länger bezwingen konnte. Nun würde alles gut werden, nun könnte sie schlafen und Kräfte sammeln und von der fernen Schwester träumen, die im Nordwesten wohnte.

Sylphinja schlief lange. Die Mittagsstunde war schon vorüber, als sie erwachte, und sie fühlte sich frisch und ausgeruht. Sie hatte von der Mutter geträumt, und deshalb war sie bestürzt, daß sie sich ganz allein auf einer fremden Wiese in einem fremden Wald wiederfand, als sie die Augen öffnete. Doch als sie das grüne Gewand unter Gwynnels Umhang hervorlugen sah, entsann sie sich augenblicklich an alles, was in den vergangenen zwei Tagen geschehen war. Zwar war der Wald immer noch fremd, aber dieser Teil zumindest hatte nichts Bedrohliches an sich. Nur die Einsamkeit ließ sich nicht vertreiben, und unvermittelt empfand sie sie – jetzt, bei Tage, und hier im warmen Sonnenschein – viel stärker als in der vergangenen Nacht. Aber da hatten ja auch das Fliegen, das Landen und Erkunden ihre ganze Aufmerksamkeit beansprucht. Mutter ... rief sie in Ge-

danken, Gwynnel ... Aber die Mutter war tot und würde nie wieder antworten, und Gwynnel konnte ihren Ruf nicht hören. Fast hätte Sylphinja wieder geweint in ihrer plötzlichen Not, doch hielt sie die Tränen zurück, um sie zu sparen. Ich habe keinen Menschen, zu dem ich gehöre oder der zu mir gehört, außer Gwynnel, bei der ich nicht sein kann, faßte sie ihre Lage zusammen. Ich habe weder Katze noch Rabe, noch Schlange, Eule oder Kröte, die als Vertraute zu mir gehören so wie ich zu ihnen. Ich kenne nur wenige Schwestern von Angesicht, und von keiner kenne ich den Wohnsitz. Auch in diesem Wald wohnt keine von ihnen, sonst hätte der Besen mich zu ihr geführt ... Der Besen! Sie griff neben sich, wo sie ihn hingelegt hatte, aber dort war er nicht mehr. Panik griff kalt nach ihrem Herzen: War er gestohlen worden? War er ohne sie davongeflogen? Doch als sie nun auf die Füße sprang und sich hektisch umblickte, entdeckte sie ihn unweit an einem Baume lehnend. Nein, dort hatte sie ihn nicht hingestellt, da war sie ganz sicher. Oder doch nicht? Sie dachte nach, konnte sich aber nicht mehr darauf besinnen, was sie als letztes vor dem Einschlafen getan hatte. Sie hatte Brot und Kirschen gegessen, hatte Wasser getrunken, hatte der Amsel gelauscht, hatte den Umhang fest zugezogen, als sie sich fürs Schlafen zur Kugel zusammenrollte, aber ob sie dabei den Besen im Arm gehal-

ten hatte, ob er neben ihr gelegen oder ob sie ihn zuvor an einen Baum gelehnt hatte, das wußte sie nicht mehr. Doch nun sollte er ihr nie wieder abhanden kommen, einen solchen Schreck wollte sie nicht noch einmal empfinden! Sie würde ihn nicht mehr aus der Hand legen und niemals aus den Augen verlieren. Entschlossen griff sie nach dem Stiel. Einen winzigen Augenblick lang glaubte sie einen leisen Widerstand zu spüren, aber der Augenblick war so kurz und der Widerstand so gering, daß sie dem Vorfall, so es einer war, keine Bedeutung beimaß und ihn vergessen hatte, kaum daß sie die lebendige Wärme des Holzes fühlte. Nein, seine Kraft hatte der Besen nicht eingebüßt – er war stark wie zuvor. Der Schreck und der Kummer hatten Sylphinjas Hunger vertrieben, den sie gleich beim Erwachen als leises Ziehen im Magen gespürt hatte. Sie dachte gar nicht an den guten Käse in ihrem Beutel – sie dachte darüber nach, ob sie nicht doch noch einmal ausprobieren sollte, ob der Besen ihr wieder gehorchte, ob er sie wohl, wenn sie es ihm befähle, vom einen Ende der Lichtung zum anderen trüge. Das wäre ihr eine große Beruhigung, befand sie, doch da sie wenig Hoffnung hatte und ein Mißlingen des Versuches das Gefühl des Verlassenseins verschärfen würde, verzichtete sie auf die Probe. Nein, damit würde sie bis zum Einbruch der Dämmerung warten, und zuvor wollte sie versuchen, ein Ziel zu finden.

Den Besen im Arm, ließ Sylphinja sich im Halbschatten am Rand der Lichtung nieder. Sie schloß die Augen, befreite ihren Geist von störenden Gedanken und Gefühlen, sammelte ihre Kräfte und sandte sie dann tastend und suchend in die Ferne. Hier bin ich! rief sie den unbekannten Schwestern zu. Wenn ihr mich sehen könnt, so helft mir, zeigt euch mir, weist mir den Weg zu euch, denn ich bin verlassen und ganz allein. So lautete der Hilferuf, den die junge Hexe immer wieder aussandte, während sie zugleich versuchte, von irgendwo dort draußen Bilder oder Botschaften zu empfangen. Tatsächlich begann es nach einer Weile, in ihrem Kopf und ihrem Bauch zu kribbeln: Gefühle durchströmten sie, die nicht die ihren waren, sie hörte mit körperlosen Ohren, wie die Stimmen, die sie an der Quelle und später beim Aufbruch vernommen hatte, wiederum lockten und kicherten, sie sah mit den Augen ihres Geistes und nur Bruchteile von Herzschlägen lang, wie blaue, schwarze und grüne Augen sie schalkhaft anlachten, betrachteten und begutachteten, sie sah karmesinrotes, kupferfarbenes und rotgoldenes Haar, kurze Nasen und spitze Nasen, doch ein klares Bild, das ihr Ziel hätte werden sollen, empfing sie nicht. Es war der gleiche wohlige Wirrwarr wie zuvor. Einmal glaubte sie eine Warnung zu hören, die sie nicht verstand, und ein andermal vernahm sie ganz deutlich den Be-

fehl: »Zieh dich aus!« Doch bevor sie den Sinn der Botschaft erfaßte, verklangen die fernen Rufe; Bilder und Gedanken zerrannen, und ihre unsichtbaren Fühler wurden matt und schrumpften: *Es* hatte die Kraft verloren, zuviel Kraft jedenfalls, um weiter zu schweifen, zu lauschen und zu empfangen.

Ganz kalt wurde es Sylphinja, als sie erkannte, daß ihre Kraft sie verlassen hatte. Nun war nicht mehr daran zu denken, ein Bild aus Nordwesten zu empfangen, und selbst wenn sie bis zum Abend schliefe, woran nicht zu denken war, gewänne sie nicht genug der verlorenen Energie zurück, um einen so zehrenden Zauber zu wirken. Sie lag ganz still und wagte nicht, sich zu regen. Was soll ich nur tun? dachte sie. Ich bin mitten in einem riesigen Wald, und es mag Tage dauern, bis ich hier herausfinde – falls ich jemals herausfinden werde. Mein Besen gehorcht mir nicht, und ich kann nicht fliegen, weil ich kein Ziel habe. Meine Kraft ist fast völlig aufgebraucht, und nur gute Nahrung, von der kaum mehr etwas übrig ist, und der Schlaf einer Nacht könnten mir ein wenig davon zurückgeben. Sie war kaum besser daran als vor zwei Tagen, ging es ihr durch den Kopf, und einen winzigen Moment lang bedauerte sie, daß sie nicht nach Bockshag zu Gwynnels Base, der guten alten Zuckerbäckerin, gewandert war.

Eine Stunde oder länger lag Sylphinja im Gras und

konnte nicht verhindern, daß ihre Gedanken immer wieder dieselben düsteren Kreise zogen. Doch dann gelang es ihr endlich, eine Entscheidung zu treffen. Ich habe beschlossen, zu leben und die Schwestern zu finden, sagte sie sich, doch wenn ich noch länger hier liegenbleibe, wird mir keines von beidem gelingen. Sie öffnete die Augen und erhob sich langsam. Dabei glitt ihr der Umhang von den Schultern, und sie sah das Festgewand der Mutter, das nun das ihre war, zum ersten Mal bei hellem Licht und in seiner ganzen Pracht. Die Feenseide glitzerte in allen Schattierungen vom tiefsten Grün bis zu dem hellen grünlichblauen Ton von Sylphinjas Augen, und die roten Perlen und Punkte schimmerten glutvoll verlockend wie der Saft des Granatapfels, den die Mutter ihr einmal von einer Reise mitgebracht hatte. Wie über alle Maßen schön muß das Kleid erst im Schein des Feuers wirken, da es ja ein Kleid der Nacht ist und keines des Tages, dachte Sylphinja. Mich gelüstet nach roten, süßen, saftigen Früchten, nach Himbeeren, Erdbeeren und Kirschen (natürlich gelüstete es sie auch und vor allem nach Granatäpfeln, aber einen dermaßen unerfüllbaren Wunsch ließ ihr Verstand gar nicht erst aufkommen), ich bin fast sicher, daß sie hier wachsen, ja, ich glaube, ich kann sie riechen, also sollte ich mich auf die Suche machen, dachte sie weiterhin. »Zieh dich aus!« hat eine der Schwestern mir zugerufen.

Warum nur? Und warum habe ich es nicht getan? Es war ja ein Befehl und hatte gewiß einen Sinn. Vielleicht kann sie mich nur finden und sich mir zeigen, wenn ich nackt bin. Oh, wie dumm von mir, daß ich nicht gehorcht habe. Doch vielleicht ist es noch nicht zu spät, dachte sie zum dritten.

Sylphinja faßte den Saum des Kleides. Um es auszuziehen, brauchte sie beide Hände, und so klemmte sie den Besen zwischen die Schenkel. Nein, er würde ihr nicht noch einmal abhanden kommen, und wenn doch, so wollte sie wenigstens spüren, auf welche Weise. Das Kleid wies nicht den kleinsten Makel auf – keinen Riß, kein Loch, keinen Knitter –, obwohl sich während des Fluges der Umhang gelöst hatte und es schutzlos Wind und Wald ausgesetzt gewesen war. Welch wunderbares Material, dachte das Mädchen, so weich und fest und angenehm kühlend. Dann streifte sie das Gewand über den Kopf.

Heiß trafen die Sonnenstrahlen auf ihren schlanken weißen Leib. Sie spürte ein schwaches wohliges Brennen auf der Haut, eine Wolke von Wärme, die sie umfing, sie fühlte, wie die Poren sich öffneten, und den Film von Schweiß, der sich bildete. Doch daneben spürte sie etwas anderes, etwas, das sie veranlaßte, sich im Kreise zu drehen, mit den Händen über Brüste und Schenkel zu streichen und das lange Haar über den Kopf zu heben. Etwas oder jemand

sah sie, betrachtete sie, begutachtete sie, begutachtete sie mit Anerkennung ...

Dann war der Augenblick vorüber, und nur der schwache Nachhall von etwas Schönem blieb in Sylphinjas Geist und Körper zurück – etwas Schönem, Mächtigem, nicht Ungefährlichem, sollte man ergänzen. Für die junge Hexe jedoch war es nur der Nachhall von etwas Schönem, da sie auch das Mächtige und ein wenig Gefährliche als schön empfand. Sie überlegte kurz, ob sie sich nackt oder nur mit dem Umhang bekleidet auf die Beerensuche machen sollte, entschied dann aber, daß der Umhang zu warm sei und die gänzlich ungeschützte schweißfeuchte Haut zu viele stechende Tierchen anlocken würde. Nein, sie wollte das Kleid tragen – es war schön, es war kühl, es paßte sich den Farben des Waldes an, es war offensichtlich unzerstörbar, und es war *ihr* Kleid!

Die kurze Nase gekraust, nahm Sylphinja den fernen schwachen Duft der Beeren und Kirschen auf. Seltsamerweise wehte er aus der Richtung herüber, wo die Amsel sang – oder vielmehr, wo eine Amsel sang, denn ob es dieselbe war wie zuvor, konnte das Mädchen nicht erkennen. Den Beutel links und den Besen rechts geschultert, machte sie sich auf die Suche. Sie war noch nicht lange gewandert, da tat sich vor ihr eine winzige Lichtung auf, die beherrscht wurde von einem seidenstämmigen Kirschbaum, der

in ihrer Mitte wuchs. Doch wie überrascht war Sylphinja, als sie beim Näherkommen erkannte, daß es kein wilder Kirschbaum war, dessen süßherbe kleine Früchte auch den Vögeln weniger munden als die prallen Kirschen, die wir in unseren Gärten züchten, sondern ein echter Obstbaum mit reifen Früchten, groß und tiefrot und einer Sorte angehörend, deren Reifezeit im übrigen Land noch nicht gekommen war. Wie seltsam, dachte sie und spürte, wie sich sogleich der Speichel in ihrem Mund sammelte.

Die niedrigsten Früchte hingen so hoch, daß Sylphinja den Baum erklimmen mußte, um sie zu erreichen. Vermutlich haben sich schon Bären und Hirsche an der süßen Last der unteren Zweige gelabt, dachte sie. Aber im Klettern war sie gewandt, und auch mit dem Besen in der Hand, der von einer seltsamen Unruhe erfüllt schien, machte es ihr keine Mühe, einen kräftigen, reich tragenden Ast zu erreichen. Oh, wie gelüstete sie nach den Kirschen, von denen sie nun umgeben war! Ein paar besonders schöne Exemplare wuchsen in Reichweite ihrer Hand, und so zupfte sie die dickste mit einem kleinen Ruck vom Zweig. Ein feiner Schmerz fuhr ihr durch Finger und Arm, so unerwartet, daß sie fast die Kirsche fallen gelassen hätte. Was war das? dachte sie, doch da war es schon vorüber, und sie sagte sich, daß wohl ein unfreundlicher Sechsbeiner sie im Vorüber-

fliegen gebissen habe oder daß sie beim Zupfen mit dem empfindlichen Ellbogenknochen an einen anderen Ast gestoßen sein müsse.

Die Kirsche sah über alle Maßen köstlich aus: groß und fest mit glänzender glatter Haut und tiefkarmesinrot schimmernd. Sylphinja steckte sie in den Mund, doch wartete sie einen Augenblick, bevor sie zubiß, denn sie wollte das warme glatte Gebilde erst ein wenig mit der Zunge erkunden. Schließlich senkte sie die Zähne in das Fruchtfleisch, und augenblicklich füllte sich ihr Mund mit wundersamer, schwach säuerlicher Süße, und es war dem Mädchen, als habe sie noch nie zuvor einen solchen Wohlgeschmack gekostet. Doch plötzlich zog sich ihr Gaumen unter dem Ansturm von beißender Schärfe, Bitterkeit und Ekel zusammen, und sie spie und würgte. Mit einem Satz sprang sie vom Baum, warf den Besen achtlos zu Boden und kramte hastig nach ihrem Wasserschlauch. Erst als sie den Mund dreimal ausgespült und dann den Rest des Wassers gierig getrunken hatte, fühlte sie sich besser. Welch abscheulicher Betrug! dachte sie und starrte Baum und Früchte zornig an. Welch abscheulicher, hinterhältiger Baum! Sie nahm den Besen, der sich nicht von der Stelle gerührt hatte, und hieb mit dem Stiel wuchtig gegen den Stamm – viermal, so fest sie konnte, und als sie von ihm abließ, war sie sicher, ihn schmerzhaft für seine Bosheit be-

straft zu haben. Sie glaubte auch, daß ein Zweig nach ihr schlagen wollte, als sie sich nun zum Gehen wandte, doch mochte ebensogut ein plötzlicher Windstoß ihn bewegt haben. Es war ihr ohnehin einerlei, da sie dem Hieb hatte ausweichen können und nicht vorhatte, dem boshaften Kirschbaum länger Gesellschaft zu leisten. Doch nun mußte sie recht bald einen Bach oder einen Weiher finden, denn ihr Wasservorrat war aufgebraucht.

Rasch hatte Sylphinja die Lichtung verlassen. Erst als sie über hundert Schritte weit gelaufen war, blieb sie stehen, um erneut die Witterung süßer Früchte aufzunehmen und nach dem Duft von Wasser zu fahnden. Den hier immer noch sehr deutlichen Barschduft drängte sie zurück und schnupperte in alle Himmelsrichtungen. Aber sie war auf dem richtigen Weg – ganz in der Nähe mußte sich ein Feld mit Erdbeeren befinden, und auch ein Bächlein glaubte sie zu riechen. Wie zur Bestätigung flötete und trillerte die Amsel eine lange Strophe.

Das Erdbeerfeld war bald gefunden. Selbstverständlich war es kein Feld im eigentlichen Sinne, es war ein halbschattiger Waldstreifen, wo, versteckt zwischen Blumen und Gräsern, die bescheidenen Erdbeerpflanzen mit ihren winzigen leuchtendroten und aromatischen Früchten wuchsen. Und irgendwo zwischen den Halmen gluckerte ein noch unsichtba-

res Bächlein. Ob auch die Erdbeeren in diesem Wald voller Bosheit sind? ging es Sylphinja durch den Kopf, als sie die erste Pflanze entdeckte. Ob alles hier entweder finster und abweisend oder einladend und tückisch ist? Daher zögerte sie zunächst, eine Frucht zu pflücken. Doch schließlich gewannen Neugierde und Appetit die Oberhand. Es geschah auch nichts Merkwürdiges, als sie die Beere vom Stengel zupfte, und der Geschmack der Frucht erwies sich als über alle Maßen köstlich.

Nun machte das Mädchen sich daran, die lichtgesprenkelte tiefgrüne Wiese nach den herrlichen Beeren abzusuchen. Denn natürlich wuchsen sie nicht in Büscheln, sondern standen vereinzelt und verbargen sich scheu, und so klein, wie sie waren, brauchte es schon eine gute Menge, um Sylphinjas knurrenden Magen zu besänftigen. Die Reste von Brot und Käse wollte sie für später sparen. Die Suche führte sie unversehens zu dem Bächlein, das sie unterdessen fast vergessen hatte, da der Saft der Beeren ihren Durst aufs vortrefflichste löschte. Und doch war sie froh, als sie es plötzlich vor sich sah. Sie watete ein Weilchen hindurch, dann legte sie sich auf den Bauch, ließ Haar und Arme im Wasser treiben und gönnte auch dem staubigen Besen ein Bad. Nachdem sie ein Weilchen gerastet und den Schlauch mit frischem kühlen Wasser gefüllt hatte, nahm sie die Beerensuche wieder

auf. Denn das Sammeln selbst, das Suchen und Entdecken, machte ihr fast ebensoviel Freude wie der Wohlgeschmack der Früchte. Und sie mußte sich ohnehin die Zeit bis zum Abend vertreiben. Am Abend würde alles gut werden, sagte sie sich bei jedem Schritt, am Abend wäre der Besen wieder der alte und würde sie aus diesem seltsamen Wald hinausführen und zu einer der vielen Hexenschwestern tragen, deren Augen und Haare sie gesehen hatte.

Die Sonnenscheibe senkte sich nach Westen, als Sylphinja beschloß, zur Lichtung zurückzukehren, zu der hübschen, auf der sie so gut geschlafen hatte, nicht zu ihrem abweisenden Landeplatz mit dem düsteren Weiher. Bisher war sie, mit Ausnahme einiger weniger winziger, sechs- oder achtbeiniger Tierchen, keinem Lebewesen begegnet; auch die Amsel hatte sie nur gehört, aber niemals zu Gesicht bekommen. Um so überraschter war sie, als sie plötzlich fernes, sich näherndes Knacken und Rascheln vernahm, so als bahne sich ein Ork oder ein mächtiger Keiler seinen Weg durch den Wald. Ohne lange nachzudenken, erklomm Sylphinja den nächstbesten Baum, eine Esche, um Ausschau zu halten und um sich zu verbergen, denn die Kreatur, wer oder was immer sie sein mochte, näherte sich beharrlich, wenn auch nicht sehr rasch.

Ein Oger kann es nicht sein, dachte Sylphinja. Zwar

hatte sie noch nie einen Oger gesehen, aber die Mutter hatte ihr oft genug von der ungeheuren Größe und dem ungeheuren Gestank dieser Monster erzählt, so daß sie aus dem Fehlen von Gestank und der Mäßigkeit der Geräusche die rechten Schlüsse zog. Vor einem Keiler hatte sie keine Angst, selbst wenn er zornig sein sollte, und außerdem konnte er sie hier oben in ihrem luftigen Versteck nicht erreichen. Ein Ork allerdings wäre wirklich unangenehm gewesen. Doch bevor Sylphinja sich überlegen konnte, wie sie sich verhalten sollte, falls tatsächlich ein Ork den Wald durchstreifte, sah sie es hell zwischen den Stämmen aufblitzen – ein weißes Hemd, das zu einer hochgewachsenen Gestalt gehörte. Nein, das war kein Ork, es war ein Mensch, ein Mann.

Sylphinja spürte, wie ihr Herz in der Brust zu hämmern begann. Menschen waren böse und gefährlich – es waren Menschen gewesen, die die Mutter verbrannt hatten! Aber natürlich waren nicht alle Menschen böse (sie selbst und die Mutter waren schließlich auch Menschen!) – Gwynnel war gut und ihre Base gewiß auch. Der Mann kam näher, ohne sie zu entdecken, obwohl er sich beständig suchend oder sichernd nach allen Seiten umschaute. Nein, sehr gefährlich wirkte er nicht, und daß er kein Bannstrahler oder Praiospfaffe war, hatte sie schon von weitem an seiner Tracht erkannt: helles Hemd, rauhlederne Ho-

sen, derbe Stiefel. Er war noch recht jung, kaum älter als sie selbst, schätzte das Mädchen – doch, ein paar Jahre mochten es wohl sein, denn nun erkannte sie, daß rötlichbrauner Flaum sein Kinn und seine Wangen bedeckte. Ob er ein Jäger war? Aber nein, entschied sie, er hatte ja weder Bogen noch Köcher dabei, auch keinen Speer, er war für einen Jäger viel zu hell und auffällig gekleidet, und vor allem machte er zuviel Lärm. Soll ich mich ihm zeigen? fragte sich Sylphinja. Inzwischen klopfte ihr Herz mehr vor Erregung als vor Schreck, fast empfand sie Freude, nicht der einzige Mensch in diesem fremden und nicht eben anheimelnden Wald zu sein. Doch überwog ihre Vorsicht, und so beschloß sie, dem Unbekannten erst ein Weilchen zu folgen und ihn zu beobachten.

Lautlos glitt sie vom Baum, vielleicht nicht völlig lautlos, aber immerhin leise genug, um von dem tölpelhaften Fremden nicht gehört zu werden. Hinter Blättern und Zweigen verborgen, bald näher, bald ferner, von Stamm zu Stamm huschend, so geleitete sie ihn. Bisweilen war sie ihm so nahe, daß sie sogar den Ausdruck seines Gesichtes erkennen konnte. Was mochte er nur vorhaben? Er ging nicht zielstrebig seines Weges, sondern verharrte hier und dort in Nachdenklichkeit, blickte immer wieder um sich und zum Himmel empor und wechselte bisweilen ganz

unvermittelt die Richtung. Auch wirkte er bedrückt, denn seine Brauen waren sorgenvoll zusammengezogen, und hin und wieder griff er sich in den Bartflaum oder fuhr sich durch das flusige Haar. Ob er sich verirrt hat? ging es Sylphinja durch den Sinn. Ja, so schien es ihr fast, und da hatten sie schon etwas gemeinsam: Beide waren sie einsam und verloren, Fremde in einem fremden Wald. Ich werde mich ihm zeigen, entschied sie. Sie lief ein Stück voraus und ließ sich am Fuße einer Eiche nieder, zu der er, wie sie hoffte, seine Schritte lenken werde. Und wenn er sich nun vor mir fürchtet, was dann? dachte sie plötzlich. Ich bin eine Hexe, und viele Menschen haben Angst vor Hexen. Vielleicht wirft er seinen Dolch nach mir.

Ein wenig der arkanen Kraft war ihr geblieben, sehr wenig, doch gelang es ihr in einem kurzen Augenblick schmerzhafter Konzentration, sie zu bündeln und das Muster der harmlosen Gestalt zu erzeugen. Sie fühlte, wie ihr Körper unter der Verwandlung prickelte und sich zusammenzog, und hoffte, daß sie das Trugbild lange genug werde aufrechterhalten können. Doch da sah sie den Fremden auch schon: schweren Schrittes, den Blick auf den Boden geheftet, so stapfte er zwischen den Bäumen entlang, direkt auf sie zu. Als nur noch drei Schritte ihn von der Eiche trennten, hob er den Kopf. Und nun sah er

sie. Sein Unterkiefer fiel herab, seine Augen weiteten sich, und er hielt inne und starrte sie an ...

Zeitig, so wie sie es sich vorgenommen hatten, brachen Anselm und Tsaiane von Glydwick auf. Es war ein herrlicher Rahjamorgen – die Vögel sangen, und Praios' Strahlen wärmten schon um diese frühe Stunde. Eingedenk Tsaianes gestriger Ermahnungen hielt Anselm die Augen offen, blickte seitwärts und nach hinten, und das hinderte ihn daran, eine Plauderei in Gang zu halten.

Beim Frühstück hatten sie sich ausgiebig über das Schnarchen der Jägerin ausgetauscht, das sie um die fünfte Stunde aus dem Schlaf gerissen und kurz darauf aus ihrer Stube vertrieben hatte und das sie selbst hier im Schankraum zu hören glaubten. Tsaiane hatte im Klang des pfeifenden Ausatmens eine elfische Zweistimmigkeit ausgemacht, was Anselm heftig bestritt, wohingegen sie sich darauf einigen konnten, daß im Geräusch des Einatmens das Grollen des Donners, das Knurren eines Ogers und das Rasseln von Ketten im finstersten Verlies vereinigt waren. Anschließend hatte sich Anselm nach den Fortschritten beim Dichten der Ballade erkundigt (daß ihr Gegenstand die Hexenverbrennung in Abilacht sei, hatte die Bardin ihm am Vorabend verraten, und Anselm hatte überrascht die Brauen gehoben und sich la-

chend das widerspenstige feine Haar aus der Stirn gestrichen, so als wäre es das Neueste, das er erführe). Es hatte nicht so gut geklappt mit dem Verse-Schmieden, hatte er erfahren, doch wollte Tsaiane die mittägliche Rast dazu nutzen, einzelne Zeilen, die ihr im Kopf herumschwirrten, zu Strophen zusammenzufügen. »Und wenn es mir dort auch nicht gelingt, dann müssen die Gäste der *Silberfee* eben auf das schöne Lied von der brennenden Hexe und ihren grauslichen Schandtaten verzichten«, hatte sie in gespieltem Gleichmut gemeint (Anselm glaubte seine Begleiterin inzwischen so gut zu kennen, daß er unterstellte, sie ärgere sich insgeheim, daß sie womöglich ihr neues Lied nicht werde vortragen können), und er hatte erwidert, daß zumindest *ein* Gast – Hand aufs Herz und leichte Verbeugung – dies außerordentlich bedauern werde. Doch nach dem Aufbruch war die Unterhaltung immer schleppender geworden und schließlich, vor einer Viertelstunde etwa, gänzlich zum Erliegen gekommen. Es war Anselm ein wenig peinlich, aber er war vom Aufpassen so sehr in Anspruch genommen, daß ihm kein neuer Gesprächsstoff einfallen wollte.

»Ihr seid so still, Anselmo«, sagte Tsaiane in diesem Augenblick. »Ist das Eure morgendliche Schwermut?« Dann lachte sie und schlug sich vergnügt auf die Schenkel. »Aber nein, so habe ich es

nicht gemeint mit dem Wachsamsein. Ich habe ja nichts von Eurer Begleitung, wenn Ihr nicht aufmerkt auf das, was ich sage, und mit Euren Gedanken beständig bei menschlichen oder nichtmenschlichen Unholden seid, die unserer harren könnten. Überlaßt das Aufpassen mir, bis wir die *Silberfee* erreicht haben, ich bin ein wenig geübter darin, und es strengt mich nicht weiter an. Wir werden uns in dem Gasthaus vermutlich für ein paar Tage aufhalten müssen – ich zumindest werde es tun, wenn nötig, und auch Euch rate ich dringend dazu –, denn mit einer Reisegruppe unter zehn Köpfen, Menschenköpfen wohlgemerkt, werde ich nicht weiterziehen.«

»Warum, wenn ich fragen darf?« erkundigte sich Anselm beflissen, aber ein wenig gereizt.

»Eine gute Frage.« Tsaiane wurde unvermittelt ernst. »Denn Ihr könnt mit Recht einwenden, daß in Bockshag, wo zwei wichtige Straßen einander kreuzen, sich gewiß schneller eine Karawane zusammenstellen läßt als in der *Silberfee* und daß die götterverlassenen Sümpfe und Sumpfwälder erst hinter Bockshag beginnen. Aber«, fuhr sie fort, »die Ausläufer des Farindelwaldes, in dem meine Geschichte spielte, reichen zwischen Bredenhag und Bockshag fast bis zur Straße, und auch wenn es heißt, daß nur den ein Unglück treffe, der in ihn eindringe oder ihn schände, so muß ich doch, wenn ich ihn rechts oder

links neben mir sehe – ich bin diese Strecke schon ein paarmal und in beide Richtungen gereist, müßt Ihr wissen –, beständig daran denken, wer oder was dort alles hausen mag: Irrlichter, Werwölfe, Finsterfeen, Wiedergänger ... Und das macht mich ein wenig unruhig, eine Unruhe, die sich nur dann verliert, wenn sie von mindestens neun anderen geteilt wird. Zum Glück finden sich immer Gleichgesinnte, und ich habe mich noch nie länger als eine Woche in der *Silberfee* aufhalten müssen.« Nun lachte Tsaiane wieder, aber als Anselm ihr den Kopf zuwandte, sah er, daß eine zarte Röte ihre Wangen gefärbt hatte. »Wollt Ihr mir nicht endlich auf meine Frage antworten?« sagte die Bardin schnell, als sie bemerkte, daß ihr Erröten nicht unentdeckt geblieben war. »Ihr wißt doch, ich habe Euch vor einer guten halben Stunde gefragt, ob es nicht irgendeinen Schwank aus Eurem Dorf, dem Nachbardorf oder Eurem Leben gibt, den Ihr mir erzählen könntet. Denn ich muß bekennen, in Almada bin ich noch nie gewesen, und Almadaner Geschichten interessieren mich brennend.«

Anselm erinnerte sich dunkel an die Frage und auch daran, daß die Erwägung, lieber nichts von den läppischen Spukgeschichten aus der Nachbarbaronie zu erzählen – ein paar Bauern hatten vor Jahren einmal berichtet, daß es dort des Nachts in einer Burgruine bisweilen *rumpeln* solle –, sie ihn hatte verges-

sen lassen. »Nun«, begann er, »zunächst muß ich richtigstellen: Cres ist kein Dorf, sondern die Hauptstadt der Baronie Cres. Dennoch hat sich in all den Jahren, die ich dort lebte, nichts zugetragen, das Euch zu erzählen sich lohnte. Auch mein eigenes Leben ist, und das bekenne ich nicht gern, recht ereignisarm verlaufen. Mit einer tragischen Liebesgeschichte kann ich nicht aufwarten, und ich verfüge auch nicht über dunkle Seiten, die mich in Neumondnächten zu einem sabbernden Mädchenschreck werden lassen.«

Tsaiane lachte. »Das habt Ihr aber hübsch gesagt! An Euch ist ein Dichter verlorengegangen. Doch nun denkt nach! Irgend etwas Erzählenswertes, typisch Almadanisches muß sich finden lassen. Oder singt mir ein Lied aus Eurer Heimat vor.«

Anselm hatte bei Tsaianes Worten den Kopf nachdenklich auf die Seite gelegt und die Lippen so fest aufeinandergepreßt, daß sich die Wangen ein wenig blähten. Nun schüttelte er heftig den Kopf. »Nein, nein, Tsaiane, das Singen ist Eure Profession, nicht die meine! Und bevor ich mich zum Singen zwingen lasse, will ich Euch lieber, da mein Leben nun einmal kein Geheimnis birgt, ein Geheimnis aus dem Leben meines verstorbenen Vaters erzählen – ein gerade erst von mir entdecktes und bisher ungelüftetes.« Und dann berichtete er ihr von Juchos seltsamen Tagebuchaufzeichnungen.

»Das ist ja wirklich hochinteressant«, sagte Tsaiane, als er geendet hatte. »Am interessantesten scheint mir allerdings das zu sein, was fehlt, denn sonst würde es nicht fehlen, oder was meint Ihr?«

»Das denke ich auch, doch was mag es sein? Vielleicht hat er aufgeschrieben, was er, unter Einfluß der Wasserrauschfrucht, im Puniner Freudenhaus erlebt hat, und es dann aus Zartgefühl mir und meiner verstorbenen Mutter gegenüber herausgetrennt. Aber um einen Rausch der Sinne in Worte zu fassen, muß man eine poetische Neigung haben, nicht wahr, und eine solche habe ich bei meinem Vater nie feststellen können. Dagegen spricht auch, daß etliche Jahre fehlen ...«

»Eben!« erwiderte Tsaiane. Sie schwieg eine Weile und blickte nachdenklich in die Ferne. »Er hat sie wiedergetroffen«, sagte sie unvermittelt.

»Ihr meint, mein Vater sei der Hexe noch einmal begegnet – oder mehr als einmal? Ja, das wäre möglich. Aber warum hat er die Seiten herausgetrennt, die von diesen möglichen Zusammenkünften handeln, jedoch die ersten nicht, auf denen sie erwähnt wird?«

»Für das Heraustrennen der folgenden Seiten mag es mancherlei Gründe geben – Zartgefühl Euch und dem Andenken Eurer verstorbenen Mutter gegenüber zum Beispiel, falls es sich um rahjagefällige Tref-

fen gehandelt haben sollte. Ebenso könnte die Furcht, mit einer womöglich bösen Hexe in Verbindung gebracht zu werden, falls das Buch in die falschen Hände fiele, ihn zu diesem Schritt veranlaßt haben. Die Episode endet mit dem Abflug der Hexe; er hat, zumindest laut den erhaltenen Eintragungen, niemals mit ihr gesprochen, also sind diese Passagen unverfänglich und ungefährlich. Doch warum hat er sie erhalten? Warum hat er nicht alles vernichtet, was die Hexe betraf? Das ist die Frage.« Tsaiane faßte ihr Haar im Nacken zum Pferdeschweif zusammen, ließ es wieder fahren und schaute Anselm nachdenklich an. »Hattet Ihr Zugang zu dem Buch, oder habt Ihr es erst nach dem Tod Eures Vaters entdeckt?«

»Er hielt es nicht vor mir verborgen«, erwiderte der junge Mann. »Manchmal sah ich ihn dabei, wenn er seine Aufzeichnungen machte, und hin und wieder, besonders als ich schon älter und sein Assistent war, ließ er mich einzelne Passagen lesen oder die verzeichnete Rezeptur einer Arznei überprüfen und abschreiben. Er verwahrte es in der unverschlossenen Lade des Tischchens neben seinem Bett, aber es wäre mir nie in den Sinn gekommen, in seiner Abwesenheit darin herumzuschnüffeln. Es enthält außer der Hexengeschichte kaum Privates. Um so verwunderlicher erscheint es mir, daß er dieses wenige Private nicht entfernt und mir das nützliche Buch schon zu

seinen Lebzeiten zugänglich gemacht hat. Seltsam, sehr seltsam.«

»Ich hab's!« sagte Tsaiane plötzlich und mit Nachdruck. »Aus irgendeinem Grund scheute Euer Vater sich, Euch sein Geheimnis zu seinen Lebzeiten anzuvertrauen. Aber er wollte doch, daß Ihr irgendwann einmal darauf stießet – nach seinem Tode eben. Deshalb hat er Euch diesen Hinweis hinterlassen. Vielleicht ist es Eure Queste, den Schleier zu lüften. Ihr reist zu einem Verwandten nach Salza, nicht wahr? Nun, wenn Ihr Glück habt, weiß dieser etwas über die Geschichte oder kann Euch sagen, wo oder durch wen Ihr weitere Einzelheiten erfahren könnt. Und wenn Ihr das Rätsel gelöst habt und die Götter es so fügen, daß wir einander noch einmal begegnen, so laßt mich wissen, was Ihr herausgefunden habt. Vielleicht ist es ja so ergreifend und spannend, daß es sich lohnt, eine Ballade darüber zu schreiben. Eine Bitte oder besser Frage habe ich an Euch: Erlaubt Ihr mir, das Hexenverslein abzuschreiben? Es hat mir gut gefallen. Vielleicht kann ich es einmal in einem Lied oder einer Geschichte verwenden.«

»Selbstverständlich«, beeilte sich Anselm zu versichern. Und dann, bevor sich wieder peinliches Schweigen ausbreiten konnte, erzählte Tsaiane ein paar Schwänke aus ihrem Leben, deren spaßigster der von dem reichen Streuner war, mit dem sie einstmals

die Westküste bereist hatte und der sich tatsächlich vom besten und teuersten Zwergenschmied in Harben gegen klingende Dukaten einen Satz Dietriche hatte fertigen lassen. Zwar verstand Anselm die Pointe nicht, aber er stimmte doch herzhaft in Tsaianes dröhnendes Lachen ein, um sich keine Blöße zu geben.

Um die elfte Stunde fanden die Reisenden eine frisch gemähte Heuwiese, deren Schober hoch mit der duftenden Last bepackt war. Nachdem sie sich vergewissert hatten, daß kein Feind unter dem Heu lauerte, schlugen sie das Lager auf. Tsaiane holte Pergamente und Schreibzeug aus ihren Satteltaschen und erbat sich Juchos Tagebuch. Sie schrieb das Verslein ab und gab Anselm das Buch zurück, ohne weiter darin zu blättern. Und dann begann sie mit fieberhafter Hast zu kritzeln – offenbar hatten sich die losen Zeilen in ihrem Kopf inzwischen zu Strophen gefügt. Anselm wachte derweil (obwohl es nicht nötig war, da weit und breit keine Wanderer oder Reiter zu sehen waren) und tat sich am Rest seiner Honigwurst gütlich.

In Bredenhag, das sie eine gute Stunde nach Mittag erreichten, frischten die Reisenden ihre Vorräte auf, und als sie den Ort verließen, sah Anselm, daß sie sich den Ausläufern des Farindelwaldes, die er zuvor als fernen dunklen Streifen am nördlichen Horizont ausgemacht hatte, nun rasch näherten. Und je näher sie

kamen, um so stiller wurde Tsaiane. Nun war sie es, die unablässig aus den Augenwinkeln die Umgebung beobachtete und die Mühe hatte, das Gespräch am Laufen zu halten. Dabei luden der herrliche Sonnenschein und die in der Tat sehr abwechslungsreiche Flora am Waldsaum geradezu zum Plaudern ein. »Schaut nur, ich glaube tatsächlich, dort drüben wachsen vierblättrige Einbeeren!« rief Anselm aufgeregt, aber Tsaiane nickte nur und sagte: »Da mögt Ihr wohl recht haben.« Und dann sagte sie gar nichts mehr, denn nun ging es für ein paar Meilen mitten durch den Wald, an dem Anselm nichts, aber auch gar nichts unheimlich oder verwunschen erschien. Im Gegenteil: Ihm kam es vor, als habe Peraine diesen Landstrich besonders reich gesegnet, und er bedauerte, daß seine Begleiterin ihr Pferdchen in so ungewohnter Weise zur Eile antrieb, daß sich der Vorschlag verbot, ob man nicht zum Zwecke des Kräutersammelns eine kleine Pause einlegen solle. Sie leidet an Geister- oder Totenangst, dachte er und konnte einen Anflug von Schadenfreude nicht unterdrücken, denn diese Angst war ihm fremd, und nun hatte er ihr etwas voraus, das das gestrige Versagen wettmachte.

Nach etwa vier Meilen tat der Wald sich auf, wich weit nach Norden und Süden zurück, und schon erkannte man, kaum eine Meile voraus, ein einzelnes, großes, von Stallungen und Nebengebäuden umge-

benes Haus. »Die *Silberfee!*« sagte Tsaiane mit einem Seufzer der Erleichterung und hieb Edwine die Fersen in die Flanken, obwohl das brave Tier, kaum daß es die fremden Pferde im fernen Stall gerochen oder gehört hatte, schon aus eigenem Antrieb seinen Schritt beschleunigte.

Man zählte die dritte Stunde nach Mittag, als Anselm und Tsaiane das Gasthaus erreichten. Mit dem Wirt, einem typischen Albernier, groß, kräftig und mit mächtigem roten Schnauzbart, wurden sie schnell handelseinig. Es gab im Obergeschoß neun winzige Einzelstuben, jede nicht größer als neun Rechtschritt, von denen nur zwei belegt waren. Die Reisenden wählten zwei nebeneinanderliegende Kammern, und während sie die schmalen Betten prüften, ihre Habe sichteten und die staubigen Kleider zum Lüften an die Wandhaken hingen, plauderten sie durch die geöffneten Türen miteinander. »Ich werde gleich noch einmal zum Wald zurückkehren, um nach Einbeeren und anderen guten Kräutern Ausschau zu halten«, sagte Anselm. »Es ist ja nicht weit und noch so früh am Tag. Danilo lasse ich hier zurück – er hat sich seine Ruhe und den Hafer weidlich verdient. Aber vielleicht habt Ihr Lust, mich zu begleiten, denn wie mir schien, seid Ihr bei der Mittagsrast gut vorangekommen mit Eurer Ballade«, fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu.

»Ihr habt nicht ernstlich vor, im Farindelwald oder

an seinem Saum nach Kräutern zu suchen?!« erwiderte Tsaiane. »Das tun nur solche, denen Hesinde die Gabe des Verstandes vorenthalten hat. Außer ein paar Köhlern, die ein Abkommen mit dem Wald geschlossen zu haben scheinen, wagt sich niemand hinein, und das aus gutem Grund: Er ist, wie ich bereits sagte, Heimat seltsamer Wesen, und es heißt, daß die Bäume selbst tückisch und verwunschen sind.«

»Aber Tsaiane, nun habt Euch nicht so!« Anselm grinste breit, da er ein winziges Beben der Erregung oder Furcht in der Stimme seiner Nachbarin ausgemacht zu haben glaubte. »Ich will nicht in den Wald eindringen, ich will an seinem Rande Einbeeren und Carlog sammeln – und was ich sonst noch Gutes entdecken werde. Ihr seid zwar nicht unbeschlagen in der Kräuterkunde, aber vielleicht könnte ich Euch doch das eine oder andere lehren, und das wäre mir eine Ehre und eine Freude.« Doch Tsaiane war nicht dazu zu überreden, zum Wald zurückzukehren, und so machte sich Anselm, nachdem er seine schweißfeuchten und staubigen Kleider gegen frische getauscht, seine Kammer sorgfältig verriegelt und der Mahnung des Wirtes, nicht zu tief in den Wald einzudringen, da man sich leicht in ihm verirren, aber nur schwer wieder herausfinden könne, mit ernstem Kopfnicken gelauscht hatte, zu Fuß, mit Dolch und Kräutertrommel bewaffnet, auf den Weg.

Er hatte den Waldsaum schnell erreicht. So lieblich lag er da im goldenen Licht der Nachmittagssonne, so heiter lugte es gelb, weiß, rot, blau und violett aus dem grünen Gras hervor, daß Anselm einen Jauchzer der Freude nicht unterdrücken konnte. Rasch sah er sich nach allen Seiten um. Nein, keiner hatte ihn gehört, er war ganz allein. Nichts an Blumen, Gräsern und Bäumen schien Tsaianes düstere Worte und die Ermahnungen der Travia-Geweihten zu bestätigen. Bei den Bäumen, die hier am Rand des Waldes nicht sehr dicht beisammenstanden, handelte es sich um die vertrauten Bäume des Landstriches – Steineichen, Buchen, Vogelkirschen, Erlen und Espen, und ihnen haftete nichts Außergewöhnliches oder Furchteinflößendes an. Auch an den Blumen gab es nichts Widernatürliches zu entdecken. Sie wuchsen in besonders großer Zahl und Vielfalt, doch war dies wohl eher Peraines Segen, der windgeschützten Lage oder der Beschaffenheit des Bodens zuzuschreiben, als dem Walten dunkler Mächte.

Anselm nahm sich vor, nicht länger als bis zur sechsten Stunde am Wald zu verweilen. Danach würde er zur *Silberfee* zurückkehren, seine Schätze ordnen – so es ihm gelänge, Schätze zu entdecken –, zum Trocknen bündeln oder ihres Saftes berauben, je nachdem, und sich dann zur Abendmahlzeit in die Schankstube begeben. Er mußte nicht lange suchen,

bis er auf einen Strauch vierblättriger Einbeeren stieß, und wieder jauchzte er vor Freude. Denn er hatte nicht damit gerechnet, außer dem unterwegs von weitem erblickten Exemplare, bei dem es sich, wie er sich eingestehen mußte, ebensogut um seine giftige Schwester, die Glanzbeere, gehandelt haben mochte, auf weitere Exemplare der Pflanze zu stoßen. Denn obwohl sie wenig Ansprüche an Boden und Klima stellte und ihr Verbreitungsgebiet sich über den gesamten Kontinent erstreckte, war sie doch nur vereinzelt anzutreffen. Der Medicus pflückte die reifen blauen Früchte, dreiundzwanzig an der Zahl, und ließ die noch unreifen grünlichen für einen nach ihm kommenden Sammler zurück. Ein winziges Fläschchen heilkräftigen Elixieres ließe sich aus dieser geringen Menge schon gewinnen, und er würde es gleich nach der Rückkehr bereiten.

Den Blick auf den Boden geheftet, streifte Anselm zwischen den Bäumen entlang. Eine rote Blüte erregte seine Aufmerksamkeit, und als er sich bückte, um sie genauer zu untersuchen, erkannte er, daß es tatsächlich eine Tarnele war. Rasch stach er die Pflanze samt Wurzel aus, um ihre Frische möglichst lange zu erhalten, und stopfte sie in seine Kräutertrommel, wo schon, in einem weichen Beutelchen vor Beschädigung geschützt, die kostbaren Einbeeren ruhten. Langsam schritt er weiter, den konzentrierten Blick

des Sammlers bald hierhin, bald dorthin lenkend. Wenige Schritt voraus, ein wenig tiefer im Wald, entdeckte er eine zweite Tarnele, und als er auch diese geerntet und verstaut hatte und sich abermals suchend umblickte, glaubte er, im grünen Halbdunkel weitere rot leuchtende Blütensterne zu erkennen. Welch perainegesegneter Landstrich! dachte er und beschloß, so viele der Heilpflanzen zu ernten, wie seine Trommel faßte.

Den Rat des Wirtes, gut aufzumerken, um nicht die Orientierung zu verlieren, wollte Anselm wohl beherzigen, aber solange er die Straße als helles Band erkennen konnte, bestand diese Gefahr nicht. Und da er bisweilen lauschend innehielt, bestand ebensowenig die Gefahr, unversehens einem Bären gegenüberzustehen. Aber es war nichts Verdächtiges zu hören: Buchfink und Amsel zwitscherten und sangen in der Nähe, und von fern ertönte der Ruf des Silberkukkucks. Nein, sagte sich Anselm, dieser Teil des Farindelwaldes unterschied sich, außer in seinem Reichtum an Kräutern, von keinem anderen Wald und war gewiß ungefährlich, wobei er nicht ausschließen wollte, daß nicht irgendwo in seiner Mitte ein verwunschener Bezirk sein mochte, in dem die alte Farindel herrschte, die gläsernen Geschwister sich verborgen hielten und des Nachts Werwesen aus ihren Höhlen schlüpften.

So viele Tarnelen, wie Anselm zunächst geglaubt hatte, waren es dann doch nicht, denn, wie um ihn zu foppen, verbargen sich auch Feuersterne im Gras, hübsche Blumen ohne jede Wirkung, deren Blüten sich kaum von denen der Tarnele unterscheiden. Als er drei weitere Pflanzen geerntet und sich fünfmal umsonst gebückt hatte, bemerkte er, daß er über dem Suchen tiefer in den Wald vorgedrungen war, als er gedacht hatte. Zwar erkannte man noch den lichten Saum, aber nun mußte er aufpassen, wollte er nicht Gefahr laufen, sich zu verirren. Er wählte eine junge Erle zum Wegweiser. Wenn er in ihre Rinde eine Kerbe schnitzte, würde er sie später leicht wiederfinden. Doch offenbar war der Baum nicht so jung, wie Anselm angenommen hatte, und die Rinde schon dabei, sich in Borke zu verwandeln, denn es kostete ihn einige Mühe, die Markierung zu schneiden. Er legte auf Augenhöhe ein enteneigroßes Stück des hellen Holzes frei, und während er sein Werk begutachtete, rieb er sich das vor Anstrengung schmerzende Handgelenk. Ja, diesen Baum kann man nicht verfehlen, dachte er.

Nach zwanzig Schritt in dieselbe Richtung, die ihm eine Ausbeute von zwei Tarnelen bescherten, entschied er, daß es an der Zeit sei für einen zweiten Wegweiser. Auch diesmal wählte Anselm eine Erle – das würde ihm das Wiederfinden der markierten

Bäume auf dem Rückweg erleichtern –, und diesmal war es noch mühseliger als beim ersten Baum, den Dolch in die Rinde zu treiben. Seltsame Bäume, dachte er, zwar nicht verwunschen, aber ganz schön hart und widerspenstig. Er beschloß, die Suche einzustellen, wenn er den dritten Baum markiert hätte, und er würde sich auch bemühen, die eingeschlagene Richtung, Nordosten nach seiner Einschätzung, beizubehalten. Zwanzig oder dreißig Schritt voraus – es ließ sich im grünen Zwielicht und bei der Vielzahl von Bäumen ringsum nur schwer entscheiden – erkannte er zwischen Espen- und Erlenstämmen einen kleinen Strauch, dessen Wuchs ihn an die vierblättrige Einbeere erinnerte. Sollte es möglich sein? Wollte Peraine ihm wahrhaftig an ein und demselben Nachmittag zwei Sträucher zum Ernten bescheren? Anselm beschleunigte seine Schritte, den Blick auf den Busch geheftet, um ihn nicht zu verlieren, und auch wenn ihm so ein paar Tarnelen entgingen, der Fund eines zweiten Vierblattes wöge das auf, denn es war die weit wertvollere Pflanze.

Es war eine vierblättrige Einbeere – Anselm konnte es kaum fassen. Und siebzehn Beeren auf dem Höhepunkt der Reife lieferte sie ihm. Froh blickte er sich um – ein paar Tarnelen noch, dann würde er sich auf den Heimweg machen. Eine knorrige Eiche zehn Schritt zur Linken erregte seine Aufmerksamkeit.

Zarte grüne Blätter lugten hinter ihrem Stamm hervor, zwischen denen es – nein, das war nicht möglich! – blaukugelig glänzte. Zwar hielt Anselm es für ausgeschlossen, daß er ein drittes Vierblatt entdeckt haben könnte, überprüfen aber mußte er es allemal. Doch zuvor wollte er eine weitere Erle markieren. Oder sollte er diesmal eine Espe wählen? Nein, entschied er, er wollte bei Erlen bleiben.

Drei Erlen wuchsen nahebei, und Anselm wählte ein junges Bäumchen mit glattem Stamm, das nicht mehr als dreißig Götterläufe zählen mochte. Mit kräftigem Druck setzte er den Dolch an und fuhr erschrocken zurück, als ihm ein heftiger Schmerz in den Arm fuhr – ein Schmerz, der nur Bruchteile von Wimpernschlägen lang währte und doch an Intensität mit keinem zu vergleichen war, den er je gefühlt hatte. Was war das? Anselm schüttelte ungläubig den Kopf, schüttelte den Arm und betastete ihn. Er war unversehrt, aber die leichte Taubheit und Steifheit verrieten dem jungen Medicus, daß er keiner Sinnestäuschung erlegen war. Der Schlag, der glühende Stich – Anselm konnte sich, nun da es vorüber war, an das Schmerzempfinden selbst kaum mehr erinnern, nur an seine Heftigkeit, und so wußte er nicht, womit er es vergleichen sollte, falls es sich mit etwas vergleichen ließe –, war vom Holz des Baumes durch den Stahl des Dolches direkt in seinen Arm gedrun-

gen. Das war unheimlich, denn es gab keine Möglichkeit, das Phänomen zu erklären, außer derjenigen, daß der Baum selbst ihm den Schmerz zugefügt hatte.

Also bin ich schon in verwunschenes Gebiet eingedrungen, dachte er und spürte, daß sein Herz schneller klopfte. Dabei konnte er sich kaum hundert Schritt von der Straße entfernt haben. Nun hieß es umkehren und die Kräutersuche abbrechen, alles andere wäre töricht und leichtsinnig gewesen. Nachdenklich stapfte Anselm den Weg zurück, den er soeben gekommen war, und hatte die Erle, seinen zweiten Wegweiser, bald erreicht. Doch voll Befremden mußte er feststellen, daß sich auf ihrem Stamm keine Markierung befand. Anselm umrundete den Baum zweimal, aber es gab keinen Zweifel: Die Rinde war unversehrt, und es war auch gar nicht die Wegweiser-Erle, sondern eine völlig andere, da sich die knorrige Eiche, an deren Fuß das Vierblatt wuchs, nun rechts von ihm und nur wenige Schritt entfernt befand. Der junge Mann untersuchte einige weitere Erlen, die in der Nähe wuchsen, aber keine von ihnen trug sein Zeichen. Verwirrt blickte er empor, um sich am Stand der Praiosscheibe zu orientieren, doch gab der blättergerahmte Ausschnitt des Himmels, den er dort oben sah, keinen Aufschluß darüber – er war von gleichmäßig blassem golddurchwirkten Blau.

Hier und dort glitzerten Punkte goldenen Sonnenlichts zwischen Ästen und Laub, und Anselm beschloß, einem der Strahlen zu folgen. Das war nun nicht so einfach, wie er es sich gedacht hatte, denn sobald er glaubte, eine Lichtquelle ausfindig gemacht zu haben, schob sich ein Zweig oder ein Blatt davor, und an einer anderen Stelle begann es zu funkeln und ihn in eine völlig andere Richtung zu locken.

So irrte Anselm eine Weile umher, zunehmend besorgter, wie er sich eingestehen mußte. Einzig die noch recht frühe Stunde gab ihm Hoffnung, die verwunschene Region des Waldes vor Einbruch der Dämmerung verlassen zu haben. Er konnte nicht tief in sie eingedrungen sein, sagte er sich, denn er schätzte, daß seit seinem Aufbruch vom Gasthaus kaum mehr als eine Stunde verstrichen war, und von dieser hatte der Weg die Straße längs einen Teil beansprucht, den es abzuziehen galt, so daß ... Während Anselm versuchte, die Zeitspanne zu ermitteln, die er tatsächlich schon im Verwunschenen zubrachte, um aus ihr die höchstmögliche Anzahl von Schritten zu errechnen, ließ er seinen Blick immer wieder zu den narrenden Glitzerpunkten schweifen. So kam es, daß er nicht auf den Weg achtete und unsanft auf Knien und Händen im Gras landete, weil er den kleinen Strauch mit den blauen Beeren übersehen hatte. Verärgert richtete er sich auf und wurde noch ärgerli-

cher, als er die Pflanze erkannte. Sie wuchs am Fuß einer knorrigen Eiche – wieso war ihm der Baum nicht aufgefallen, fragte er sich –, und es war: Glanzbeere! Giftig! Was sonst!?

Nein, das ist zu arg, dachte Anselm, und in einem kurzen Anflug von Jähzorn trat er nach dem giftigen Busch. Doch was war das? War der Tritt zu heftig gewesen? Hatte er die Pflanze verfehlt? War sie seinem Stiefel ausgewichen? Anselm wußte es nicht, er wußte nur, daß er abermals gestrauchelt und wiederum auf dem Waldboden gelandet wäre, wenn er nicht im allerletzten Moment einen Zweig der Eiche hätte packen können. Und nun hielt er ihn, hielt ihn auch noch, als er wieder sicher stand und eigentlich seinen Weg fortsetzen wollte. Er konnte seine Finger beim besten Willen nicht vom Holz lösen – sie umklammerten den Zweig, als wären sie mit Pathulin dort festgeklebt. Während er zerrte und schüttelte und mit klopfendem Herzen überlegte, ob er den Zweig vom Baume trennen sollte, fühlte er sich plötzlich hochgehoben, höher und höher, bis er schließlich einen Schritt über dem Boden schwebte. Doch kam er nicht dazu, in Panik zu geraten, denn plötzlich ließ der Baum ihn los, und nun landete er unsanft, so wie zuvor, doch auf dem Hintern diesmal.

Ich darf nicht in Panik geraten, ermahnte sich Anselm. Noch ist es früh am Tag, und zu wirklicher Sor-

ge besteht kein Anlaß. Die Sonne kann nicht aus allen Richtungen zugleich scheinen, also bin ich eben einer Augentäuschung anheimgefallen. Nun werde ich mir abermals einen Lichtstrahl wählen, der mich nach Westen führen wird. Und wenn er sich plötzlich hinter Blattwerk verbergen sollte, werde ich weiter der eingeschlagenen Richtung folgen, ohne mich beirren zu lassen. Darum sollte ich auch, sobald mein Führer mich verläßt, den Blick zu Boden richten. Und ich werde auf diese Weise auch keine Glanzbeeren übersehen.

So lauteten Anselms Ermahnungen an sich selbst, doch gelang es ihm nicht, sie zu befolgen. Schon die Richtung des Lichtstrahls zu ermitteln, den er sich zum Wegweiser erkor, stellte sich als so schwierig dar, daß ihn am Ende der Ermittlung das Gefühl beschlich, einmal im Kreis gelaufen zu sein. Er seufzte, kratzte sich am Kopf und versuchte, durch bewußtes ruhiges Atmen auch sein Herz zur Ruhe zu zwingen. Dann setzte er seinen Weg fort. Da werde ich eben meiner Intuition folgen, wenn Herr Praios mich hier im Stich läßt, sagte er sich. Intuition ist die Tugend des Medicus, und ich glaube, ich habe genug davon.

Das waren ermutigende und ein wenig trotzige Gedanken, und Anselm brauchte auch beides, Trotz und Mut, um nicht in düstere Furcht zu verfallen. Denn Angst konnte wohl keimen, wenn er an den

Abend dachte und an die anschließende Nacht, in der die unheimlichen Bewohner des Waldes, Vampire und Werwesen aller Art, deren Erforschung er sich einstmals (wie lange war das her?) aufs Panier geschrieben hatte, aus ihren Schlupflöchern kämen ... Mit nachdenklich gesenktem Kopf ging der junge Mann seines Weges. Nein, befahl er sich, solchen Überlegungen und Vorstellungen durfte er sich nicht hingeben. Er riß den Kopf hoch und blieb wie angewurzelt stehen, unfähig, sich zu rühren. Dabei war das, was er unweit vor sich sah, keineswegs ein furchteinflößender Anblick.

Ein kleines Mädchen, zehn Götterläufe mochte es zählen, kauerte am Fuß einer Eiche. Es trug ein grünes Kleidchen, und sein weinrotes langes Haar war brav gescheitelt und im Nacken zum Zopf geflochten. Die Kleine hielt einen viel zu großen Reisigbesen in der Hand, die Reiser nach oben weisend, und sie schaute Anselm an mit ihren großen, seltsam hellen, türkisfarbenen Augen, so als habe er sie gerade dabei ertappt, wie sie, anstatt den Wald zu fegen, was ihre Aufgabe gewesen wäre, lieber ein wenig mit dem Besen gespielt hätte – abwartend, vorsichtig und spitzbübisch zugleich. Doch bevor der junge Mann sich fragen konnte, wer wohl bei allen Zwölfen dem Kind aufgetragen haben sollte, den Wald zu fegen, geschah etwas Merkwürdiges: Das Mädchen wuchs, ja, es

wurde größer, bis es in etwa die Gestalt einer Vierzehnjährigen erreicht hatte. Und vorn unter dem Kleid, wo es eben noch flach gewesen war, schwollen winzige Brüste, deren zarte Knospen sich unter dem weichen Stoff des Gewandes – denn es war plötzlich ein Gewand und kein Kleidchen mehr – deutlich abzeichneten. Das Haar löste sich, wurde üppiger und fiel in wirren feuchten Strähnen ins Antlitz und auf die Schultern. Das kleine blasse Gesicht aber veränderte sich kaum; zwar wurden die Lippen röter, und die obere wölbte sich, wie schmollend, ein wenig über die untere, die fremdfarbigen Augen jedoch blickten wie zuvor: fragend, prüfend und mit einem Anflug schelmischer Keckheit.

»Wer bist du ... wer seid Ihr ...«, stammelte Anselm, als er endlich die Sprache wiedergefunden hatte.

Sylphinja spürte, wie die Kraft sie verließ, kaum daß der Fremde sie entdeckt hatte. Ich hätte den Zauber in diesem Zustand der Schwäche nicht wirken sollen, dachte sie, und die Ermahnungen der Mutter fielen ihr ein. Aber nun war es zu spät: Ihr Körper wuchs. Sie kannte das Gefühl aus den zahlreichen Lehrstunden der vergangenen Jahre, doch hatte sie niemals entscheiden können, ob es ihr gefiel. Die zuvor geschrumpften Fasern von Fleisch, Knochen, Haut und Haar dehnten sich, bis sie ihre ursprüngliche Form wiedererlangt hatten, und das hatte etwas Wohltuendes an sich, zugleich aber prickelte und kitzelte jede einzelne von ihnen so heftig, daß das Mädchen wünschte, es möge bald vorübergehen. Und das tat es nur allzurasch. Niemals, so hatte die Mutter ihr eingeschärft (und mehr als einmal), solle sie sich bei der Rückverwandlung sehen lassen, denn das sei verräterischer als alles andere, und ohne ausreichende astrale Kraft sei es nicht ratsam, eine harmlose Gestalt anzunehmen. Nun weiß er, daß ich eine Hexe bin, dachte sie in einem Anflug von Verzweiflung, denn einem anderen als einer Schwester den eigenen Stand oder

Zustand (oder wie immer man es nennen mochte) zu verraten, war so ziemlich das Falscheste und Dümmste, das eine Tochter Satuarias tun konnte. Und daß sie den Besen im Arm behalten hatte, machte die Sache wahrhaftig nicht besser: rotes Haar, Hexenaugen, ein Besen und die, wenn auch geringe, Fähigkeit zum Zaubern – nur ein ausgemachter Tropf wäre nicht in der Lage gewesen, aus diesen Hinweisen die rechten Schlüsse zu ziehen.

Doch hatte Sylphinja keine Zeit, im Geiste zu lamentieren und mit sich selbst zu hadern. Was geschehen war, war geschehen, und nun kam es darauf an, den Schaden möglichst gering zu halten. Ich muß so tun, als sei nichts Ungewöhnliches vorgefallen, sagte sie sich und zwang sich zu einem kecken Lächeln. Er wirkt verirrt und verwirrt, und diese Verwirrung muß ich ausnutzen und ihn mit meiner Rede noch mehr verwirren, damit er am Ende nicht mehr weiß, ob er nicht einer Augentäuschung erlegen war ...

Mit *er* war Anselm gemeint, der mit offenem Mund vor Sylphinja stand und nicht fassen konnte, was er gerade gesehen hatte. Zauberei, Schwarze Magie! ging es ihm durch den Kopf. Sie hat rotes Haar, seltsame Augen und einen Besen – sie muß eine Hexe sein, dachte er weiterhin und dann: Heilige Hesinde, steh mir bei! Wenn sie sich nur nicht gleich in eine

bucklige Alte mit einer Warze auf der Nase und einem Raben auf der Schulter verwandelt und mir die Krätze oder Schlimmeres anhext ... Doch das geschah nicht, und so hörte er sich unvermittelt mit seltsam fremder und ein wenig belegter Stimme fragen: »Wer seid Ihr?«

»Ich war zuerst hier«, erwiderte das Mädchen, dem nun nichts Unheimliches mehr anhaftete, oder nur noch sehr wenig. »Also mußt du mir auch zuerst deinen Namen nennen, bevor du meinen erfahren sollst.«

Zeit gewinnen, dachte Sylphinja, und Verwirrung stiften, und sie war zufrieden, daß der Fremde sie nun nicht mehr gar so fassungslos anstarrte, sondern nachdenklich die Brauen runzelte und den Kopf auf die Seite legte, so als wisse er seinen eigenen Namen nicht.

»Ich heiße Anselm ... Anselmo Pecarion aus Punin, ja, so heiße ich«, erwiderte er schließlich. »Doch sagt, was war das eben? Mir schien, Ihr wäret vor meinen Augen gewachsen.«

»Das schien dir gewiß nur so, Herr Anselm oder Herr Anselmo. In diesem Wald geschehen seltsame Dinge.« Sylphinja war regelrecht stolz darauf, daß ihr so unvermittelt eingefallen war, womit sie ihre Verwandlung begründen könnte, mit zauberischem Wirken des Waldes, und schon legte sie sich die Worte

zurecht, mit denen sie von dem heimtückischen Kirschbaum berichten wollte. Vermutlich würde der Fremde ihr nicht glauben, doch wenn sie alles recht ausführlich und mit ein paar erfundenen Einzelheiten versehen erzählte, so hätte sie schon wieder Zeit gewonnen. Sie kam jedoch nicht dazu, ihre Geschichte auszuspinnen, denn der Mann riß wie zuvor in ungläubigem Staunen die Augen auf. »Seltsame Dinge?« wiederholte er. »Auch Euch sind seltsame Dinge widerfahren?«

In Anselms Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander: Wenn das Mädchen, ebenso wie er, Seltsames in diesem Wald erlebt hatte, dann war es womöglich nicht von hier, dann hatte es sich vielleicht auch verlaufen. Dagegen sprach, daß es nicht im mindesten verängstigt wirkte. Nein, ein verirrtes Kind im Zauberwald würde jammern und weinen, auch ein Hexenkind. Also war die Fremde entweder viel älter, als sie zu sein vorgab, oder dieser Teil des Waldes war ihre Heimat, oder beides. Sie hatte ja auch nicht behauptet, die Seltsamkeiten des Waldes am eigenen Leib erfahren zu haben – sie hatte nur Mitteilung davon gemacht. Und wie forschend und in gut gespielter Verblüffung sie ihn just ansah! Und wie ihre Augen dabei leuchteten! Sie schillerten regelrecht, genauso wie das Kleid. Oh, nun dämmerte ihm etwas, doch war er nicht sicher, ob er seine Vermu-

tung bestätigt wissen wollte. Die Fremde war vielleicht gar kein Mensch, und eine Elfe war sie auch nicht, da ein kleines rundes Ohr zum Vorschein gekommen war, als sie eben ihr Haar zurückgestrichen hatte ... Doch wenn sie weder Mensch noch Elfe war, dann mußte sie ... ja dann mußte sie eine Fee sein. Anselm senkte Kopf und Blick. »Heißt Ihr ... Seid Ihr ... Bist du Farindel?« stammelte er.

»Farindel?« Nun war es Sylphinja, die den Kopf auf die Seite legte und fragend die Brauen hob. »Welch merkwürdiger Name! Nein, ich heiße Sylphinja.« Farindel, wiederholte sie in Gedanken, und plötzlich wußte sie wieder, woher sie das Wort kannte: Die alte Gwynnel hatte ihr, als sie noch klein war, bisweilen Märchen und Spukgeschichten aus dem Farindelwald erzählt. Und auch die Mutter hatte sie einmal vor einem verzauberten, von finsteren Wesen bewohnten und nicht sehr fernen Wald gewarnt, der nicht der rechte Ort für Hexen sei. Sollte es möglich sein, daß sie ausgerechnet darin gelandet war? Das würde immerhin das Verhalten des Besens erklären und die anderen seltsamen Dinge ... Plötzlich sprang sie auf die Füße. »Sind wir im Farindelwald?« fragte sie mit vor Aufregung noch hellerer Stimme.

»Ja, so nennt man den Wald, habe ich mir sagen lassen«, erwiderte Anselm. »Dann bist du also nicht von hier?« Wie selbstverständlich ging er zum *Du*

über; das Mädchen war so jung; nun würde es nicht mehr wachsen, da war er plötzlich ganz sicher, falls es überhaupt jemals gewachsen und er keiner Sinnestäuschung erlegen war. Und beide waren sie verirrte Wanderer in einem fremden Wald – nicht der rechte Ort und Augenblick für Förmlichkeiten. »Und du kannst mir auch nicht sagen, wie ich zur Straße und zur *Silberfee* zurückfinde?« Zwar betonte er den Satz wie eine Frage, doch war es eher eine Feststellung, da er die Antwort im voraus wußte. Und richtig, das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Eine Silberfee kenne ich nicht, aber ich weiß, wo Erdbeeren wachsen«, sagte sie. »Soll ich dir die Stelle zeigen?«

»Nein, nein, ich muß so schnell wie möglich diesen verwunschenen Bezirk verlassen.« Anselm war verwirrt; wie konnte man in einer solchen Situation ans Essen denken? Andererseits spürte er, wie sich ihm bei dem Wort Erdbeeren der Speichel im Mund sammelte, so daß er schlucken mußte, bevor er weitersprechen konnte. »Willst du mir nicht sagen, was dich in diesen Wald verschlagen hat? Du kennst nicht einmal seinen Namen, aber doch scheinst du dich gut hier zurechtzufinden. Und du weißt um die seltsamen, unheimlichen Dinge, die hier geschehen. Und warum hast du einen Besen dabei? Bist du eine Hexe? Und warum trägst du so ein feines Kleid, aber keine

Schuhe? Das ist doch nicht die rechte Tracht für einen Waldspaziergang. Weißt du vielleicht, wo Südwesten ist? Dort müßte, nach meinen Berechnungen, die nicht sehr ferne Straße liegen, aber ich kann beim besten Willen den Stand der Praiosscheibe nicht ermitteln, um mich daran zu orientieren ...«

Sylphinja wies zaghaft in eine für Anselm völlig unerwartete Richtung. Ihre sichelförmigen rötlichen Brauen schoben sich zur halben Stirn hinauf, und der kecke Ausdruck verschwand von ihren Zügen. »Es heißt Sonne«, sagte sie, »und wenn du soviel auf einmal fragst, weiß ich nicht, was ich antworten soll. Vielleicht sagst du mir zuerst, wer *du* bist und was *dich* in diesen Wald verschlagen hat.«

»Nun, wenn dir mehr nach Plaudern der Sinn steht, anstatt den Heimweg zu suchen«, erwiderte Anselm leicht gereizt, obwohl er doch gerade erst Sylphinja dieselben Fragen gestellt hatte, »so will ich dir gern mein Leben erzählen, während du mich zum Waldsaum führst. Ich habe nämlich keine Lust, länger als irgend nötig zwischen diesen tückischen Bäumen zu verweilen.« Er hielt inne und deutete mit dem Kopf in die von Sylphinja gewiesene Richtung. »Hier entlang?« fragte er.

Sylphinja blickte sich prüfend um und hob schnuppernd das Näschen. »Ja, dort muß Südwesten sein«, sagte sie, aber es klang nicht wirklich überzeu-

gend. Eigentlich wäre sie auch viel lieber zu ihrer Lichtung zurückgekehrt, denn sie machte sich plötzlich Sorgen, daß sie sie womöglich nicht wiederfände, wenn sie sich zu weit davon entfernte. Diese Sorge war ihr neu, und auch, daß sie sich ganz unvermittelt über den Stand der Sonne nicht mehr völlig im klaren war. Hatte auch sie die Orientierung verloren, fragte sie sich, und wann war es geschehen? Als der Fremde ihr den Namen des Waldes genannt hatte? Als er die tückischen Bäume erwähnte? Sie spürte, wie ein Anflug von Panik ihren Sonnenpunkt erhitzte und wie ihr der Kopf unter einem kurzen heftigen Ansturm von Bildern und Worten schwirrte. Sie zwinkerte, um die ungebetenen Gäste aus dem Hirn zu verscheuchen, und heftete den Blick ganz fest auf das Antlitz des jungen Mannes, so als könne es ihr Halt geben: rundliche, behaarte, aber nicht bärtige Wangen, eine lustige, etwas knollige Nase, das Haupthaar eines sehr jungen Kindes, nein, Haar wie der feine Federflaum im Schopf des Rötelreihers, dämmerungsfarbene Augen, matt, erd- oder flechtenfarbene Augen, die in schlecht verhohlener Sorge bald hierhin, bald dorthin blickten und immer wieder zu ihr zurückkehrten. Nein, der Fremde scheint nicht gefährlich, dachte sie. Er würde sie nicht unversehens niederstechen oder nach seinen unweit lauernden Pfaffenfreunden rufen, um sie ihnen auszuliefern.

Trotzdem hieß es auf der Hut sein, und so achtete Sylphinja darauf, dem Fremden nicht zu nahe zu kommen, als sie nun, Beutel und Besen geschultert, den Weg nach Südwesten – so hoffte sie zumindest – einschlug. Schweigend und leichtfüßig lief sie voran, gefolgt vom geräuschvoll ausschreitenden Anselm. Schließlich ergriff dieser wieder das Wort: »Daß mein Name Anselmo Pecarion lautet und ich aus Punin stamme, sagte ich bereits. Ich bin Medicus von Beruf und befinde mich derzeit auf der Reise zu einem entfernten Verwandten in Salza, um die Welt kennenzulernen und mein Wissen zu mehren, denn nach dem Tod meines Vaters hielt mich nichts mehr in Punin. Ich bin im Gasthaus *Zur Silberfee* abgestiegen, wohin ich auch, möglichst noch vor dem Abendbrot, zurückkehren möchte. In diesen Wald hat mich die Kräutersuche verschlagen, aber wie es geschehen konnte, daß ich mich verirrt habe, weiß ich beim besten Willen nicht. Schließlich ist es nicht das erste Mal, daß ich suchend und sammelnd einen Wald durchstreife, und ich war weder leichtsinnig noch unaufmerksam.« Die letzten Worte hatte der junge Mann mehr zu sich selbst gesprochen, nun fuhr er lauter und in gespielter Munterkeit fort: »Habe ich deine Fragen damit beantwortet? Dann erzähl du mir nun, was du hier treibst und warum du einen Besen mit dir herumschleppst. Es macht einen höchst merkwürdigen Eindruck.«

»Was ist mit deiner Mutter?« fragte Sylphinja statt einer Antwort. »Hast du sie daheim zurückgelassen?«

»Meine Mutter starb, als ich noch ein kleines Kind war. Ich habe keine Erinnerung an sie.«

»Oh, dann bist du eine Waise, genau wie ich.« Das Mädchen blieb stehen und musterte den Begleiter. Bekümmert wirkte er nicht, aber er hatte bei ihrer Bemerkung interessiert die Braue gehoben.

»So so, zwei Waisenkinder im Farindelwald – welch seltsames Zusammentreffen«, sagte er.

»Bist du nicht einsam, so ganz allein in der Ferne?« fragte Sylphinja überrascht.

»Einsam?« Anselm blickte sie verständnislos an. »Ich bin ein wenig beunruhigt, weil ich mich, trotz aller Vorsicht, ganz offenkundig verlaufen habe. Und die Merkwürdigkeiten, die mir seitdem widerfuhren, sind nicht gerade dazu angetan, meine Sorge zu mindern ... Hast du deine Eltern kürzlich erst verloren?«

Die Frage war eher Ausdruck beiläufiger Neugierde als von Anteilnahme, denn Anselm war im Moment viel zu sehr mit sich selbst und seiner Lage beschäftigt, um wirkliches Interesse für das Schicksal anderer aufzubringen, aber das bemerkte Sylphinja nicht. »Meine Mutter ...«, begann sie und biß sich sogleich auf die Lippe. Sie hatte sich ja noch gar nicht zurechtgelegt, was sie dem fremden Mann über sich selbst, über ihre Herkunft, den Grund ihrer Anwe-

senheit im Farindelwald und den Besen erzählen könnte, und es mußte eine gute, plausible Lügengeschichte sein, wollte sie den Fehler von eben wett- und vergessen machen. »Was waren das für Merkwürdigkeiten? Erzähl mir davon!« sagte sie schnell. »Hast du auch von den heimtückischen Kirschen gekostet?«

»Kirschen? Nein.« Und nun berichtete Anselm von den Ein- und Glanzbeeren, die ihn gefoppt hatten, von den verschwundenen Erlen und der einen, die ihm einen heftigen Schmerz zugefügt hatte, und von der Eiche, die ihn emporgehoben hatte. Sylphinja lauschte ernst, nickte nur hin und wieder mit dem Kopf.

»Es scheint wirklich, daß die Bäume hier verwunschen sind«, sagte sie, als Anselm geendet hatte, und dann erzählte sie ihm von dem üblen Streich, den der Kirschbaum ihr gespielt hatte. »Ich habe schon vielerlei Bäume kennengelernt – stolze, unnahbare, beschützende, gleichgültige und uralt-weise –, aber heimtückische und boshafte sind mir bisher nicht begegnet. Auch mein ...« ›Besen ist ganz verändert, seit wir in den Wald eingedrungen sind‹, wollte sie fortfahren, besann sich aber gerade noch rechtzeitig, und Anselm bemerkte nichts. Er schien auch nicht recht zuzuhören, sondern starrte mit gerunzelten Brauen und leicht zusammengekniffenen Augen in die Ferne.

»Was ist das?« fragte er unvermittelt.

»Das Helle, Goldene dort vorn zwischen den Bäumen?« Sylphinja lachte. »Das ist Licht – Sonnenlicht, Abendlicht. Siehst du es erst jetzt? Dabei laufen wir die ganze Zeit darauf zu. Entweder liegt dort eine große Lichtung, oder, und das will ich hoffen, wir haben bald den Waldrand erreicht.« Sie klatschte in die Hände und tat einen kleinen Freudenhopser.

Anselm seufzte hörbar. Er strich sich das Haar aus der Stirn und schenkte seiner Begleiterin ein strahlendes Lächeln. »Das hast du ausgezeichnet gemacht«, lobte er. »Ohne dich hätte ich vielleicht niemals aus diesem verfluchten Dickicht herausgefunden. Wahrhaftig, auch wenn du nicht aussiehst wie eine Waldläuferin, so bist du doch eine Koryphäe in diesem Metier. So, und nun laß uns eilen, damit wir den Wald recht bald hinter uns haben. Es scheint, nach der Farbe der Praiosstrahlen zu urteilen, noch nicht allzu spät zu sein – zwischen der sechsten und siebten Stunde, schätze ich. Was meinst du, wie weit ist es noch bis zur Straße, und wieviel Schritt haben wir seit unserer Begegnung zurückgelegt?«

»Etwa fünfzig, und gegangen sind wir bisher zweihundertundvier; ich habe sie gezählt. Aber was eine Koryphäe und ein Metier ist, weiß ich nicht. Hoffentlich bedeutet es nichts Häßliches oder Gemeines.« Sylphinja musterte Anselm so scharf, schaute ihn so

durchdringend an, daß er den Blick abwenden mußte. Verwirrt schüttelte er den Kopf.

»Eine Koryphäe ist ein Meister oder eine Meisterin seines beziehungsweise ihres Faches«, erklärte er, »und Metier ein anderes Wort für Profession oder Beruf. Aber warum, bei allen Zwölfen, sollte ich etwas Häßliches oder Gemeines zu dir sagen, nachdem du mich so hervorragend geführt hast? Du scheinst von deinen Mitmenschen keine allzu hohe Meinung zu haben. Daß du mir solche Falschheit zutraust, kommt mich hart an, zumal ich mir gerade überlegt hatte, dich zum Dank für deine Mühe zum pompösesten Abendmahl einzuladen, das der Wirt oder seine Frau zu bereiten in der Lage sind: Eintopf mit Schweine- oder Hammelfleisch, Rührei mit Speck, Pfannkuchen mit Honigwurst oder Beeren oder Rübensirup, je nachdem, wonach dir der Sinn steht, und dazu ein kühles, frisches Bier oder vielleicht lieber einen süßen Rotwein für die schöne junge Dame ...«

Kaum dachte er an die guten Dinge, die er gerade aufgezählt hatte, da spürte Anselm auch schon, wie der Appetit sich einstellte. Fast glaubte er, fern und schwach, Speck und Eier zu riechen. Obwohl die *Silberfee* sich unmöglich so dicht bei seinem Standort befinden konnte, daß ihre Küchendünste bis hierher drangen, hob der junge Mann doch prüfend die Nase. Er schloß die Augen, um sich gänzlich auf die Düfte

zu konzentrieren – tatsächlich, Eier und Speck, es gab keinen Zweifel –, und als er sie verblüfft wieder öffnete, war Sylphinja verschwunden. Nun, weit kann sie nicht sein, dachte er, denn er hatte höchstens sechs Herzschläge lang auf der Stelle verharrt, während sie weitergegangen war, aber es mutete ihn doch seltsam an, daß er sie nicht mehr sah, obwohl die Bäume hier – glattstämmige, mächtige Buchen von geradem Wuchs, wie er jetzt erst bemerkte – weit weniger dicht beisammenstanden als in dem Erlen-, Espen- und Eichenhain, den sie vor wenigen Augenblicken durchstreift hatten. »Sylphinja!« rief er, und das Essen war vergessen, »Sylphinja, wo bist du? Sylphinja, antworte mir!«

Doch es kam keine Antwort. Anselm hielt die Luft an, während er lauschte, aber außer sehr fernem Vogelgezwitscher war nichts zu hören. Noch zweimal rief er, ohne eine Antwort zu erhalten, dann krampfte sich sein Magen in dumpfer Gewißheit zusammen: Die Kleine war keine Hexe, sie war ein kindliches Räuberflittchen, das ihn vorzüglich an der Nase herumgeführt und wie einen Gimpel in die Falle gelockt hatte. Und nun würden gleich ihre Kumpane hinter den Bäumen hervorgestürmt kommen. Anselm umklammerte den Dolch und wartete, aber es rührte sich nichts, und der Wald war still wie zuvor. Nun gut, dachte er, gehe ich ihnen eben entgegen. Wohin ich

fliehen könnte, weiß ich ohnehin nicht, und daß es bei mir nichts zu holen gibt, außer meinen Kleidern, dem Dolch und den Stiefeln, werden sie schnell genug merken. Er stapfte, ohne sich die Mühe zu machen, seinen Schritt zu dämpfen, ein paar Schritte in die Richtung, aus der zwischen Buchen und Holunder das goldene Abendlicht drang. Sein Herz schlug schnell, und seine Augen huschten unablässig von Stamm zu Stamm, von Busch zu Busch, aber es war nichts Verdächtiges zu entdecken.

Vielleicht gelingt es mir ja, die Straße vor ihnen zu erreichen, ging es ihm durch den Kopf, und er beschleunigte seinen Gang, obwohl er wenig Hoffnung hatte. Ich hätte nicht soviel von der *Silberfee* plappern sollen. Nun wissen sie, wo ich abgestiegen bin, und daß ich vermutlich über Geld und ein Pferd verfüge, die sie im Austausch gegen mein Leben fordern können.

Die Straße war nicht mehr fern, das wußte er, und da gewahrte er auch schon ihr gelbliches Band zwischen den Bäumen. Erleichtert lief er los. Das Herz hämmerte ihm in der Brust – mehr vor Erregung als wegen der wenigen schnellen Schritte –, und so mißdeutete er zunächst das dumpfe, gleichmäßig stampfende Geräusch, das seinen Lauf begleitete. Aber nein, das war kein Herzklopfen, das war – o heilige Zwölf, habt Dank! – Hufschlag, der Hufschlag eines

Ackergaules und das Rumpeln schwerer Räder. »Zu Hilfe!« rief er, so laut es sein kurzer Atem erlaubte. »Zu Hilfe!« Und dann blieb er so abrupt stehen, daß er fast gestrauchelt wäre.

Vor ihm hing – anders konnte man es nicht nennen, da nur einer ihrer Füße den Boden berührte, und zwar mit der Spitze, ohne wirklichen Halt zu verschaffen – Sylphinja in einem Brombeergesträuch. Es war kein einzelner Busch, sondern eine dichte Hecke aus Brombeerranken, was Anselm um so mehr überraschte, als er die in der Region recht verbreitete Pflanze in diesem Wald bisher nicht angetroffen hatte. Und auch die Hecke selbst – eher ein Wall, denn sie maß mehr als zwei Schritt an Höhe – war ihm zuvor nicht aufgefallen, obwohl sie, wie er nun erkannte, parallel zur Straße verlief. Das Mädchen war in den Ranken gefesselt; sie umschlangen ihren zarten Leib, ihre Arme und Beine – auch der Besen war in ihnen gefangen –, und je mehr sie sich wand und zappelte, um so fester schienen die Schlingen sich zuzuziehen. Sie wimmerte hell und leise unter der Anstrengung, sich aus ihrer mißlichen Lage zu befreien, und vielleicht auch deshalb, weil jede Bewegung eine frische blutige Schramme auf die helle Haut zeichnete. Als sie den Kopf hob und Anselm erkannte, verschwand der verzweifelte Ausdruck von ihren Zügen, und eine steile, zornige oder vorwurfsvolle Falte

bildete sich zwischen den Brauen. »Wo warst du?« rief sie ihm zu. »Warum kommst du nicht, wenn ich dich rufe? Warum hilfst du mir nicht?«

»Ich habe nichts gehört. Du warst plötzlich verschwunden und hast auch auf mein Rufen nicht geantwortet«, murmelte Anselm. Mit einem Satz war er bei ihr und hatte schon den Dolch angesetzt, um die erste Ranke zu durchtrennen.

»Nein, tu das nicht!« konnte Sylphinja gerade noch rufen, bevor die Klinge in die Pflanzenfasern drang, und Anselm hielt inne. »Das will sie nicht, dann wird sie böse«, erklärte das Mädchen. »Ich habe es selbst schon versucht, aber das macht alles nur schlimmer.« Ein kleines Messer lag unter ihr im Moos – offenbar war es ihr aus der Hand gefallen.

Anselm entsann sich nur zu gut der tückischen Erle und steckte den Dolch in die Scheide zurück. Nein, einen solchen Schmerz wollte er nicht noch einmal empfinden. »Was ist geschehen?« fragte er, während er mit spitzen Fingern nach einer Ranke griff, die sich um Sylphinjas Handgelenk geschlungen hatte. Aber Sylphinja schüttelte den Kopf. »Das erzähle ich dir später«, flüsterte sie, wie um zu verhindern, daß die Brombeeren sie hörten.

Als das Mädchen sah, wie zaghaft Anselm sich ans Werk machte – ob er mehr Angst hatte, sich an den Stacheln zu verletzen, oder davor, ihrer Haut weitere

Schrammen zuzufügen, ließ sich schwer entscheiden –, wies sie ihn auf den Umhang hin, der ihr von den Schultern gerutscht war, als sie sich in dem dornigen Dikkicht verfangen hatte. Außer Reichweite der wehrhaften Triebe lag er am Boden. »Trenne getrost zwei Stoffbahnen ab und wickle sie dir um die Hände«, schlug sie mit gedämpfter Stimme vor. »Dann können sie dich nicht stechen, und du kommst schneller voran.«

Anselm brauchte nur einen Streifen abzureißen, denn der Umhang war so weit geschnitten, daß das Tuchband bequem für beide Hände reichte. Nun ging die Arbeit zwar schmerzfreier vonstatten, zügiger jedoch kaum, da die Stacheln die häßliche Neigung zeigten, sich in die Binden zu bohren, und Anselm kam der Gedanke, er habe nur ein Übel gegen ein anderes ausgetauscht. Immer wieder blickte er besorgt zum Himmel, denn bisweilen schien es ihm, als käme er gar nicht von der Stelle. Auch beschlich ihn das Gefühl, als schlinge sich für jeden stachligen Trieb, den er von Sylphinjas Körper löste, ein neuer an anderer Stelle um ihre Glieder, aber vermutlich täuschte er sich.

Auch ein paar Haarsträhnen waren um die Zweige und Triebe gewunden. Eine Weile plagte Anselm sich mit ihnen, darauf bedacht, das Mädchen nicht zu sehr zu ziepen, doch als er sah, daß seiner Mühe kein Erfolg beschieden war, griff er zum Dolch. Bevor

Sylphinja begriff, was er tat, hatte er schon ihre Lokken durchtrennt. Sie riß entsetzt die Augen auf, als sie erkannte, wieviel Haar sie hatte lassen müssen, sagte aber nichts. »Das wächst wieder nach«, beruhigte Anselm sie, doch statt einer Antwort traf ihn nur ein zorniger Blick, und dann fuhr Sylphinjas inzwischen freie Rechte zum Kopf, um den Schaden zu befühlen und anschließend das verbliebene Haar zum Zopf zu flechten, mit um so erstaunlicherer Geschwindigkeit, als sie nur eine Hand zur Verfügung hatte. Den Zopf stopfte sie in den Ausschnitt ihres Kleides. Sie half nun auch selbst mit, die Ranken zu lösen, und so kamen sie besser voran. Wenn Sylphinja nur bereit gewesen wäre, den Besen loszulassen, hätte Anselm sie bald befreit gehabt. Aber das wollte sie um keinen Preis. Im Gegenteil: Sie umklammerte den Stiel so fest, daß kleine Muskeln unter der Haut der Linken hervortraten und ihr Arm vor Anstrengung zitterte. »Was hast du nur mit dem dummen Besen?« fragte der Medicus. »Willst du ihn nicht endlich loslassen?« Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Aber ich könnte die Ranke viel leichter von deinem Arm wickeln, wenn du es tätest, siehst du das ein? Also, laß los!«

Sylphinja hatte bei den ersten Worten genickt, nun schüttelte sie wiederum heftig den Kopf. »Nein, nein!« wisperte sie. »Er ist ja auch gefesselt, und wenn ich ihn loslasse ...«

»Was dann?« Anselms Stimme klang ein wenig ungeduldig. »Hast du Angst, die Ranken könnten ihn in unerreichbare Höhe heben oder ins Innere des Dickichts ziehen wie die Tentakel eines Krakenmolchs? Und außerdem, was soll's? Es ist ja nur ein Besen. Wenn er fort ist, ist er fort. Dann kaufst oder bindest du dir eben einen neuen. Ich frage mich ohnehin schon seit geraumer Zeit, wozu du im Wald einen Besen brauchst.« Er schaute sein Gegenüber fragend an, erhielt aber keine Antwort. Sylphinja preßte die Lippen fest aufeinander, und wer sie kannte, hätte gesehen, daß es nicht aus Trotz geschah, sondern aus Furcht – aus Angst vor Entdeckung, vor allem aber aus Angst, den Besen zu verlieren. Immer wieder wanderte ihr Blick zu den Reisern, die in der Tat auf höchst seltsame Weise mit den umgebenden Ranken verflochten waren.

Anselm, der das Mädchen erst seit kurzem kannte und der sich auf die Leiden des Körpers weit besser verstand als auf die der Seele, mißdeutete den Blick. »Starrsinn bei Greisen ist ein bekanntes Phänomen«, sagte er streng, »und Trotz bei kleinen Kindern auch. Deine Bockbeinigkeit jedoch ist mir unbegreiflich.«

»Ich kann nicht, ich kann es wirklich nicht«, flüsterte Sylphinja, und Anselm glaubte einen winzigen Moment lang, sie klebe genauso am Besenstiel wie er vorhin am Ast der Eiche. Aber nein, dachte er, wenn

das der Fall wäre, würde sie ihn nicht so verbissen umklammern. Dann würde sie zappeln und rütteln, um freizukommen. In diesem Augenblick wurde Sylphinjas Arm ein wenig nach oben gezogen, und sie stieß einen hellen Schrei aus. Ohne nachzudenken oder Vorsicht walten zu lassen, packte sie auch mit der Rechten zu, doch schien die Kraft der Ranken ihre eigene zu übersteigen, denn langsam zwar, aber unaufhaltsam glitt der Stiel durch ihre Finger. »Er will fort, sie ziehen ihn fort, ich kann ihn nicht mehr halten!« rief sie, und endlich begriff Anselm: Die Kleine war eine Hexe, wie er schon immer vermutet hatte, und wenn der Besen ihr Reitbesen war, ihr ganz persönlicher Besen, dann ließ er sich wohl nicht so ohne weiteres durch einen anderen ersetzen. Dann wäre sie verloren, wenn er ihr abhanden käme. Er mußte ihr helfen.

Viel schneller, als sich Anselms Gedanken mitteilen lassen, griff er selber zu. Doch sogleich mußte er feststellen, daß das Tuch der Binden es ihm unmöglich machte, den Besen sicher zu packen. »Halt durch!« raunte er, dann wickelte er in Windeseile die Stoffstreifen von den Händen und griff just in dem Moment abermals zu, als Sylphinja »ich kann nicht mehr« hauchte. Tatsächlich, irgend etwas zog mit aller Kraft an dem Besen, und das war um so unheimlicher, als gerade die Ranken, die dafür in Frage ka-

men, im Schmuck ihrer Knospen und weißen Blütchen so anmutig und harmlos wirkten. Der junge Mann zog – nein, stärker als er waren die Ranken nicht –, aber bald mußte er einsehen, daß seine Kräfte wohl ausreichten, den Besen am Entkommen oder Entführtwerden zu hindern, nicht jedoch, ihn den zähen Trieben zu entreißen. Was also war zu tun? Er konnte nicht den ganzen Abend so stehenbleiben und auf ein Nachgeben des Brombeerstrauches hoffen oder darauf, daß dessen Kräfte erlahmten. Sylphinja mit ihren zarten Armen und dem geringen Gewicht war ihm keine Hilfe, eher behinderte sie ihn, aber daß sie nicht loslassen wollte, verstand er nun.

»Wenn du unten ziehst und ich oben, können wir es vielleicht schaffen, den Stiel so weit von der Hecke zu entfernen, daß ich ihn irgendwo festbinden kann, und dann ... und dann werden wir weitersehen«, flüsterte Anselm, und er dachte: Und dann muß einer von uns beiden, du am besten, da es dein Besen ist, es auf sich nehmen, die Ranken, die ihn halten, zu kappen, auch wenn das scheußlich weh tun wird. Aber solange er nicht einmal wußte, wie und wo er den Besen festbinden könnte, sah er keine Veranlassung, den Gedanken laut auszusprechen. »Doch das ist nur möglich, wenn du dich von der Ranke befreist, die dein Bein umklammert«, fuhr er fort. »Dazu müßtest du den Besen ein paar Wimpernschläge lang loslas-

sen. Du kannst ihn getrost meiner Obhut anvertrauen, ich werde gut auf ihn achtgeben.«

Sylphinja zögerte. Angesichts des panischen Ausdrucks ihrer hellen Augen befürchtete Anselm, daß sie den Sinn seiner Rede nicht wirklich erfaßt hatte. »Schau einmal«, versuchte er es mit anderen Worten, als Sylphinja nickte. Sie löste die Linke vom Stiel und beugte sich zu der Ranke, die sich wie eine Schlange um Fessel und Wade des linken Beines wand. Zwar konnte das Mädchen sie ohne Schwierigkeiten erreichen, lösen ließe sie sich jedoch nur mit beiden Händen, wie Anselm vorausgesehen hatte und auch Sylphinja nach wenigen Augenblicken hastigen und vergeblichen Bemühens erkennen mußte. Sie wimmerte, als sie verzweifelt an dem Trieb zerrte, aber mehr aus Verzweiflung als vor Schmerzen.

Ohne Vorwarnung ließ sie los, und fast wäre Anselm von den Füßen gerissen worden, so stark war plötzlich der Sog. Mit aller Kraft hielt er fest, rammte die Absätze seiner derben Stiefel in Laub und Moos und legte sein ganzes Gewicht von nicht unbeträchtlichen sechsundachtzig Stein in den Gegenzug. Die Fingerknöchel traten weiß hervor, und die Arme zitterten ihm vor Anstrengung so wie zuvor Sylphinjas, während er sich bemühte, einen sicheren Stand zu bewahren und sich von den Ranken keinen Fingerbreit Boden abtrotzen zu lassen. Aber er fühlte auch,

daß er eine solche Anstrengung keine Viertelstunde würde durchhalten können, eher weniger, er merkte schon jetzt, wie seine Kräfte erlahmten. Hoffentlich schafft sie es rechtzeitig, dachte er und wunderte sich, wie das dünne, zarte Kind den Besen so lange mit nur einer Hand hatte halten können.

Anselm schaute sich nicht nach Sylphinja um. Starr heftete er die Augen auf Reiser und Ranken, als wolle er sie mit seinem Blick bannen. Er hörte die raschen Atemzüge des Mädchens, unterbrochen von kleinen schluchzerartigen Lauten, und seinen eigenen keuchenden Atem. Plötzlich gewahrte er eine Bewegung an seiner Seite, hörte das Rascheln von Seide, sah aus den Augenwinkeln etwas Grünes davonfliegen und helle Glieder, die sich nach dem Besen streckten. Mit einem Satz hatte Sylphinja ihn erreicht, packte den Stiel, umklammerte ihn mit Armen und Beinen, und schon spürte Anselm, wie das Holz in seinen Händen zu zittern begann und die Reiser sich bebend regten.

Alles geschah so schnell, daß Anselm nicht entscheiden konnte, ob der Besen durch Sylphinjas Berührung lebendig geworden war und nun selbst versuchte, sich den Ranken zu entwinden, ob deren Kräfte endlich doch erlahmten, oder ob es an der unglaublichen, vermutlich magisch verstärkten Körperkraft des Mädchens lag, daß der Zug der Brombeertriebe schwächer wurde. Das nämlich geschah, es gab keinen Zweifel.

Vorsichtig zog Anselm den Besen von der Hecke fort, indem er sich zunächst, Hand über Hand greifend, zu den Reisern vorarbeitete und dann ein paar Schritte rückwärts ging. Das gelang ihm nun ohne Schwierigkeiten, obwohl keine der Brombeerranken sich löste. Im Gegenteil, sie schienen sich mit ihren Stacheln nur verbissener festzuklammern und spannten sich wie Bogensehnen, während Anselm langsam einen Fuß hinter den anderen setzte. Auch Sylphinja – sie war nackt, wie er verwundert bemerkte – bewegte sich rückwärts. Das schien fast unmöglich bei der seltsam kauernden Haltung, die sie eingenommen hatte, aber es gelang. Ihr Gesicht war unter dem Haar verborgen – der flüchtig geflochtene Zopf hatte sich wohl wieder gelöst –, aber aus den Geräuschen, die er von dort vernahm, schloß Anselm, daß sie den Besenstiel küßte oder abschleckte. Doch dachte er nicht weiter darüber nach und fragte sich auch nicht, warum sie sich ihres Kleides entledigt hatte und warum sie beständig Schultern und Becken kreisen ließ, während sie rückwärts krauchte. Er hatte es im Augenblick aufgegeben, sich über irgend etwas zu wundern, außerdem war er ganz von seiner Tätigkeit beansprucht, von der zunehmenden faszinierenden Leichtigkeit, mit der sie vonstatten ging, obwohl die Ranken, bedrohlich gespannt inzwischen und bebend vor Anstrengung oder Zorn, mit aller Kraft zu verhindern suchten, daß der Besen ihnen entkam.

Der Ruck erfolgte so unvermittelt, daß Anselm das Gleichgewicht verlor. Noch während er stürzte, spürte er den Schlag, den beißenden Peitschenhieb über Wange und Brust. Dann saß er auf dem Hintern, zu verdutzt, um sogleich zu begreifen, was geschehen war, öffnete den Mund, schloß ihn wieder und führte ganz langsam die Linke zur brennenden Wange. Die Ranken sind gerissen, natürlich! dachte er. Aber die Wucht des Sturzes und die Kraft, mit der er gezogen hatte, schienen ihm nicht recht zusammenzupassen. Er schaute sich um und sah Sylphinja zwei Schritt entfernt reglos im Grase liegen. Einen winzigen Augenblick lang glaubte Anselm, sie sei tot. Was ihm diesen irrwitzigen und völlig unzutreffenden Gedanken eingab, wußte er nicht, denn es war ja deutlich am schnellen Heben und Senken des Brustkorbes zu sehen, daß sie lebte und atmete. Sie schien nicht einmal besinnungslos, denn in diesem Augenblick streckte sie seufzend die Glieder und lockerte den Griff um den Besenstiel.

Sylphinja lag auf der Seite, Anselm zugewandt. Er sah ihre kleinen Brüste – ein halbes Kind noch, dachte er, nicht mein Geschmack –, vor allem aber sah er die vielen blutigen Kratzer auf ihren Armen und Beinen. Die stachligen Ranken hatten sie übel zugerichtet. Ihr schmaler Körper glänzte von Schweiß, und auch der Besenstiel wirkte feucht. Anselm kroch zu dem Mäd-

chen und strich ihr das wirre Haar aus der Stirn. Dabei malte der Finger, mit dem er zuvor seine Wange betastet hatte, eine rote Spur auf die weiße Haut, und da erst wurde ihm bewußt, daß auch er selbst blutete. »Wie geht es dir?« fragte er, so sanft wie möglich.

Sylphinja lächelte statt einer Antwort. Sie hielt den Besen sicher im Arm – ihm war nichts geschehen, und ihr war auch nichts geschehen –, und sie fühlte sich nun, da alles ausgestanden und zu einem guten Ende gekommen war, so erleichtert, daß sie die Augen noch ein wenig geschlossen hielt. Anselm betrachtete sie, das fühlte sie, aber es war ihr gleichgültig, daß er sie nackt sah – sie wollte sich noch nicht bewegen, auch die Lider nicht, doch als sie sich wenige Augenblicke später, die Anselm, den Geräuschen nach zu urteilen, mit Suchen und Hantieren verbracht hatte, an der Schulter berührt fühlte, schlug sie doch die Augen auf.

Der junge Mann beugte sich über sie und schaute sie besorgt an. Eine breite Strieme zog sich über seine Wange, aber sie war schon verschorft und das Gesicht nicht verschwollen. In dem ehemals weißen Hemd klaffte ein Riß mit braunblutigen Rändern, der den Blick auf Anselms kaum behaarte helle Brust freigab. Auch hier sah Sylphinja eine häßliche Strieme, wie von einer Peitsche, und obwohl sie länger und tiefer war als die Verletzung der Wange, hatte auch sie schon aufgehört zu bluten. Eine Hand streck-

te sich ihr entgegen, auf der eine blauglänzende Einbeere lag. »Hier, Mädchen, iß das, es wird dir guttun, du bist ja ganz zerschunden«, sagte Anselm. »Und dann erzähl mir, was geschehen ist.«

Er hat selbst schon eine geschluckt, dachte Sylphinja, denn ohne die Hilfe heilkräftiger Pflanzen könnten die Striemen in der kurzen Zeit nicht so gut verheilt sein. Also ist es eine echte Einbeere und kein heimtückisches Spukkraut. Trotzdem zögerte sie, die Beere in den Mund zu stecken, zu gut entsann sie sich der abscheulichen Kirsche. »Wie wenig Zeit vergangen ist«, sagte sie, während sie die Beere zwischen den Fingern drehte, mit nachdenklichem Blick zum Himmel. »Mir erschien es so lang, doch nun glaube ich fast, daß die siebte Stunde noch nicht vorüber ist, oder was meinst du?«

Anselm betrachtete das blasse Blau und zuckte die Schultern. »In diesem Wald weiß ich überhaupt nichts mit Gewißheit zu entscheiden, aber du magst recht haben. Doch nun iß die Beere, damit du wieder zu Kräften kommst!« Wenn die siebte Stunde noch nicht vorüber war, wie die junge Hexe meinte – für ihn hätte die Farbe des Himmels ebensogut die vierte wie die neunte Stunde anzeigen können –, dann blieben noch drei bis zum Einbruch der Dämmerung, Zeit genug, um nach einer angemessenen Erholungspause den Weg zur Straße zu suchen ... und zu finden. Sie konnte nicht fern sein, sagte er sich, er hatte

sie ja eben erst deutlich zwischen den Stämmen gesehen. Also müßten sie nur der Hecke bis zum Ende folgen – schließlich endete jede Hecke, auch eine verwunschene, irgendwann einmal. Aber vielleicht fänden sie auch schon vorher ein Schlupfloch.

Trotz dieser vernünftigen Gedanken spürte Anselm, wie die Beklommenheit, die er über Sylphinjas Befreiung ganz vergessen hatte, erneut von ihm Besitz ergriff. Es drängte ihn, sich augenblicklich auf die Suche zu machen, zumal er sich jetzt, da er die Beere gegessen hatte, körperlich völlig wiederhergestellt fühlte. Aber Sylphinja brauchte eine Rast – als gewissenhafter Medicus konnte er sie nicht zum sofortigen Aufbruch drängen. Das Mädchen mußte die Beere geschluckt haben, während er den Himmel betrachtet und nachgedacht hatte, denn als er nun den Blick auf sie richtete – sie hatte sich erhoben und bückte sich, den Besen unter die Achsel geklemmt, gerade nach ihrem Kleid –, bemerkte er den bräunlichen Schorf auf Striemen und Schrammen. Es war doch immer wieder faszinierend zu sehen, wie schnell die Einbeere ihre Wirkung tat! Warum wohl hatte die Kleine sich eben entkleidet? fragte er sich. Er hätte es gar zu gern gewußt, unterdrückte aber den Wunsch, danach zu fragen. Vermutlich hing es mit ihrer Magie zusammen; wahrscheinlich konnte sie den Kraftzauber nur in unbekleidetem Zustand wirken, mutmaßte er.

Aber da sie so erpicht darauf war, ihren Beruf oder Stand vor ihm geheimzuhalten, wollte er das Thema fürs erste nicht berühren. Er beobachtete Sylphinja, wie sie das Kleid über den Kopf streifte und glättete, wie sie ihre Locken schüttelte, und wunderte sich, daß ihre Nacktheit und fremdartige Schönheit, der die Schrammen kaum Abbruch taten, keine rahjagefälligen Gefühle in ihm weckten. Sie ist zu jung, dachte er, und außerdem ist es besser so.

Ohne Aufforderung begann Sylphinja zu erzählen. »Plötzlich glaubte ich zwischen den Bäumen eine Straße zu erkennen, und im selben Augenblick stieg mir ein Duft von Speck und Eiern in die Nase – aus der Richtung, wo die Straße lag. Da spürte ich mit einem Mal, wie hungrig ich war – ich habe in den letzten Tagen nur wenig gegessen, mußt du wissen. Also lief ich los. Und auch mein Besen ...« Sie hielt inne; fast hätte sie sich verplappert und dem fremden Mann erzählt, wie unruhig der Besen geworden war, wie er vorwärts gedrängt und gezogen hatte und daß sie nur deshalb in der Hecke gelandet war, weil sie ihn nicht hatte loslassen wollen. »Und in meiner Eile habe ich die Hecke nicht gesehen und bin direkt hineingestolpert. Als ich merkte, daß ich mich immer weiter verfing, je mehr ich versuchte, mich zu befreien, habe ich nach dir gerufen, aber du warst verschwunden und hast nicht geantwortet.«

»Seltsam«, sagte Anselm, »ich habe dein Rufen nicht gehört, und du hast mein Rufen nicht gehört, dabei waren wir nur wenige Schritt voneinander entfernt.« Er schämte sich plötzlich, daß er das Mädchen auch nur einen Wimpernschlag lang für eine Räuberbraut gehalten hatte. »Hast du auch nicht gehört, wie ich dir von dem Festmahl erzählt habe, das ich dir spendieren wollte?« Sylphinja schüttelte den Kopf.

»In dem Moment habe nämlich auch ich Speck und Eier gerochen – ganz deutlich«, fuhr er fort. »Wir werden beide gefoppt von diesem Wald. Warum nur? Ich habe drei Erlen winzige Verletzungen zugefügt, ist das schon ein Frevel?« Er erwartete keine Antwort auf die Frage, hatte sie mehr an sich selbst gerichtet, und Sylphinja erwiderte auch nichts. Sie blickte mit ihren großen Augen traurig in die Ferne. Auch Anselm verspürte plötzlich einen Anflug von Melancholie, ein Gefühl, das ihn nur selten heimsuchte, und einen winzigen Augenblick lang erschien das bekümmerte Gesicht seiner Creser Braut vor seinem inneren Auge. Ich hätte sie nicht verlassen dürfen, dachte er. Was mag nun aus ihr werden? Und aus mir, ohne die geliebte Frau an meiner Seite, die mich als einzige jemals verstanden hat? Es war das erste Mal seit Beginn der Reise, daß Anselm an Turike dachte, und obwohl er wußte, daß die Gedanken falsch und unzutreffend waren, ließen sie sich nicht vertreiben. Nachdenklich

führte er den rechten Zeigefinger zum Mund. Der Nagel hatte eine Kerbe, wie er erkannte, als er den oberen Rand mit den Schneidezähnen erkundete. Nachdem er einen Ansatz gefunden hatte, riß Anselm einen Streifen herunter. Turike, dachte er, arme Turike. Der Nagel war noch immer schartig – er mußte ihn weiter kürzen und glätten. Gleich würde er Blut schmecken, das wußte er aus Erfahrung. Er drehte den Finger in die rechte Position und trennte einen weiteren Span ab, den er ausspie, wie den ersten. Ja, da war er, der vertraute süß-salzige Geschmack ...

»Ich habe noch ein wenig Brot und Käse in meinem Beutel.« Sylphinjas Stimme holte ihn in die Wirklichkeit zurück. »Das können wir essen, bevor wir uns auf die Suche nach dem Ausgang machen.« Sie langte nach ihrer Tasche, kramte kurz darin und holte zwei Päckchen hervor. »Es ist wirklich wenig«, sagte sie fast entschuldigend, als sie die Tüchlein entknotete und samt Inhalt aufs Moos legte. »Seltsam«, fuhr sie fort, »alles ist gut ausgegangen, und eigentlich sollte ich froh sein ...« Sie streichelte den Besen, der in ihrem Schoß ruhte, und zupfte behutsam eine Brombeerranke aus seinen Reisern. Der Trieb war braun und trocken, genauso wie der andere, der noch immer den Stiel umschlang. »Tot, verdorrt und tot«, murmelte sie. »Das wird sie uns niemals verzeihen.«

Anselms Magen ließ einen unwirschen Knurrlaut

hören, kaum daß sein Herr die dürftigen Speisen gewahrte. Und es war wohl auch der Magen, der der Hand befahl, den trockenen Brotkanten und das kaum birnengroße Käsestück in jeweils gleiche Hälften zu teilen und die ihm zugedachten Portionen hastig zu ergreifen und zum Mund zu führen, denn Anselm selbst wußte sehr wohl, daß er lieber verzichten sollte, da er, anders als das zierliche Mädchen, in den letzten Tagen keineswegs gedarbt, sondern sich noch vor wenigen Stunden an frischem Brot, Speck und Honigwurst gelabt hatte. Lag es an der eigenmächtigen Handlungsweise seines Magens, den bitteren Gedanken an Turike oder an der Kargheit des Mahles, daß es Anselm nicht schmeckte? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß er selten etwas Faderes und Unerfreulicheres gegessen hatte. Auch Sylphinja kaute ohne Genuß, fast malte sich Widerwillen auf ihren Zügen.

»Wir sollten bald aufbrechen«, sagte sie, als sie den letzten Bissen geschluckt hatte. Sie wischte ein paar Krümel vom Kleid, dem die Brombeerstacheln keinen Schaden zugefügt hatten, wie Anselm überrascht feststellte. Nach einem kräftigen Schluck aus dem Wasserschlauch reichte sie diesen an Anselm weiter, aber auch das Wasser wollte ihm nicht munden: Es schmeckte fade und abgestanden, hinterließ einen bitteren Nachgeschmack.

»Du hattest wohl lange keine Gelegenheit mehr, deinen Schlauch zu füllen?« fragte er streng, und der Gedanke, daß sie dann eine ebenso lange Zeit hätte dürsten müssen, kam ihm nicht.

Sylphinja blickte sinnend oder traurig – das ließ sich schwer entscheiden – zum Himmel hinauf. »Ja, das ist lange her«, sagte sie matt. »Zwei Stunden nach Mittag ... oder drei ... entdeckte ich ein Bächlein. Sein Wasser war so klar und süß und frisch ... Ich habe darin gebadet und den Schlauch gefüllt, und auch den Besen habe ich baden lassen ...« Sie biß sich erschrocken auf die Lippe und senkte den Blick auf die Reiser in ihrem Schoß. »Ich meine, ich habe ihn gewaschen. Er war nämlich schmutzig, und da er ein besonderer Besen ist, ich wollte sagen ...«

»Er ist dein Reitbesen, du Hexe, das weiß ich schon lange«, unterbrach Anselm sie scharf, bevor sie sich weiter verhaspeln konnte. Fast erschrak er über seine Grobheit und mangelnde Feinfühligkeit, denn eben erst, als ihm die Erkenntnis gekommen war, hatte er sich vorgenommen, in der Besenfrage weltmännische Diskretion an den Tag zu legen, so zu tun, als handle es sich bei dem Kehrgerät um ein ehrwürdiges Erbstück oder ein geliebtes Spielzeug, das dem Kind die Puppe ersetzte. Doch mehr noch als über seine Worte und den schroffen Klang seiner Stimme wunderte sich Anselm über die Reaktion des Mädchens. Sie

sprang auf und wich ein paar Schritte zurück, bereit zum Fortlaufen. Die Augen hatte sie so weit aufgerissen, daß die türkisfarbene Iris rings von Weiß umgeben war.

»Bist du ein Praiospfaffe?« flüsterte sie. »Ja, du bist einer«, beantwortete sie sich selbst die Frage, »ein verkleideter Praiospfaffe!« Sie wich weiter zurück, den Besen auf Anselm gerichtet wie eine Waffe.

»Unfug!« rief Anselm und erhob sich ebenfalls.

»Komm nicht näher!« Sylphinjas Stimme bebte. »Ich werde dich verzaubern, wenn du näher kommst. Ich werde dich zu Stein erstarren lassen oder in einen Fliegenpilz verwandeln.« Nun zitterten auch die Arme und der Besen, während sie vorsichtig rückwärts ging.

»Ja, was ist das, du undankbares Ding? Du drohst mir?!« Anselm verspürte nicht wenig Lust, der Kleinen ein paar schallende Ohrfeigen zu verpassen. Er glaubte nicht, daß sie, jung, wie sie war, die Kraft besaß, so machtvolle Zauber zu wirken. Aber konnte er sicher sein? Wie sie ihn anschaute! Das war keine Furcht, wie er eben noch gedacht hatte, das war Bosheit, glitzernde, tückische Bosheit. Hätte sie gekonnt, dann hätte sie auf der Stelle die Formel gesprochen, da war er ganz sicher. Dem Hexengesindel mit dem roten Haar und der Falschheit im Herzen war alles zuzutrauen! Bösartig, wie sie waren, gehörten sie al-

lesamt ... auf den Scheiterhaufen, natürlich! Für den Bruchteil eines Wimpernschlages sah er das fremde Mädchen in Flammen stehen, und vor grimmiger Freude über diesen Anblick grinste er. Aber vielleicht sollte er es zunächst lieber mit Einlenken versuchen und Freundlichkeit heucheln, zumindest solange er sie brauchte. Sie war eine erfahrene Pfadfinderin und verstand sich besser aufs Wildnisleben als er, aber wenn sie ihn erst aus dem Zauberwald geführt hätte, dann ... Anselm zog den Mund noch mehr in die Breite, so wie er es beim Lächeln tat, und versuchte, seiner Stimme einen gutmütig schnurrenden Tonfall zu verleihen. »Ich bin kein Priester«, sagte er, »weder einer des Herrn Praios noch einer der Anderen Elf. Ich bin Medicus von Beruf, wie ich bereits sagte. Du brauchst also keine Angst vor mir zu haben. Ein Medicus heilt«, fügte er hinzu, da ihm plötzlich einfiel, daß sie das Wort vielleicht nicht kannte, »so wie ich dich eben mit der Einbeere geheilt habe.«

»Einbeeren heilen immer, ob man Medicus ist oder nicht. Sie heilen sogar Praiospfaffen«, erwiderte Sylphinja. Ihre Arme schmerzten vor Anstrengung, denn der Besen schien mit jedem Herzschlag schwerer zu werden. Schließlich konnte sie ihn nicht mehr halten und ließ ihn sinken.

Der kindliche Einwand und die schlichte Geste vertrieben Anselms Wut so plötzlich, wie sie gekommen

war. Sein Grinsen erstarb, und er schüttelte den Kopf, wie um die häßlichen fremden Gedanken zu vertreiben, die gerade noch in ihm herumgespukt hatten. Habe ich wirklich gewünscht, daß sie brennen soll? fragte er sich. Er konnte es sich nicht vorstellen und wußte doch, daß es stimmte. Nachdenklich runzelte er die Brauen und betrachtete das Mädchen, das sprungbereit wenige Schritt entfernt stand: Panik las er in seinem Blick, auch Trauer, jedoch keine Tücke. Begütigend, entschuldigend, Ratlosigkeit anzeigend und den fehlenden Wunsch, nach dem Dolch zu greifen, hob er die Arme, die Handflächen nach oben. »Nun ist es einmal geschehen«, sagte er. »Du hast dich verplappert, und ich habe mich verplappert. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, so zu tun, als wüßte ich nicht, daß du eine ... als wüßte ich nicht, wer du bist. Und wir müssen das Thema auch nicht weiter vertiefen. Aber Angst brauchst du vor mir wirklich nicht zu haben. Hätte ich dich und deinen Besen befreit, wenn ich euch Übles wollte?« Er lächelte, aufrichtig nun. »Wenn einer sich fürchten muß, dann eher ich, denn du hast eben finstere Drohungen ausgesprochen.«

»Das tut mir auch leid.« Sylphinjas Stimme bebte. »Ich hatte plötzlich Angst vor dir; du sahst so grausam aus.« Sie hielt inne, als ringe sie mit sich, ob sie aussprechen solle, was ihr auf der Seele lag, dann

fuhr sie stockend fort: »Ich kann es gar nicht, das können nur die Allermächtigsten. Ich kann gar nichts derzeit, meine Kraft ... Auch der Besen hat sich verändert, er gehorcht mir nicht mehr. Laß uns endlich den Ausgang suchen. Dieser Wald macht mich traurig.« Sie hob fragend die Brauen, und als sie Anselm zustimmend nicken sah, preßte sie den Besen vor Brust und Bauch und wandte sich zum Gehen.

Sie wanderten längs der Hecke, in sicherem Abstand, dennoch sah Anselm hin und wieder, wie die Besenreiser über Sylphinjas Schulter sich regten und vibrierten. Und dann, nach etwa dreißig Schritt, endete der Wall. Sylphinja stieß einen spitzen Schrei aus, als sie unvermittelt rotgoldenes Licht zwischen den Baumstämmen erkannte. »Wir haben es geschafft!« rief sie Anselm zu. »Gleich haben wir es geschafft.« Dann rannten beide los.

Leider hatte Sylphinja sich geirrt. Der rotgoldene Schein, den sie zwischen den Stämmen ausgemacht hatte, war nicht das Licht am Ende des Waldes und auch nicht die Straße – er wurde von einem Streifen gelb und rötlich leuchtender Blüten erzeugt. Noch bevor sie die Wiese erreicht hatten, wußten die beiden es schon, liefen aber dennoch weiter und wollten sich den Irrtum so lange nicht eingestehen, bis sie am Rand des Feldes standen. Denn es war ein Feld (oder Beet), etwa vier Schritt breit und zwanzig lang und so

exakt begrenzt, daß es nur von einer Laune Mutter Peraines, die hier wohl auszuschließen war, oder der ordnenden Hand eines Gärtners angelegt worden sein konnte. Auch das Faktum, daß alle Blumen derselben Art angehörten und sich nur in der Farbe ihrer Blüten unterschieden, rot, orange und gelb, wiesen auf gärtnerisches Wirken hin – doch wessen? fragte sich Anselm. Er hatte solche Blumen noch nie zuvor gesehen: Einer Blattrosette am Boden entsproß ein langer kahler Stengel, der eine wie ein Schmetterling geformte Blüte trug. Auch Sylphinja kannte die Blumen nicht, schüttelte bei Anselms Frage und beim Anblick der fremdartigen Pracht nur bekümmert den Kopf und rieb sich fröstelnd die Arme.

Ja, es war merklich kühler geworden – nun fiel es auch Anselm auf –, kühler und dämmeriger. Er schaute sich um, drehte sich einmal im Kreis, aber nirgends mehr blitzte ein goldener Sonnenstrahl zwischen Stämmen und Blättern hervor. Ganz plötzlich war der Abend einem bläulichen Zwielicht gewichen, das die Ahnung der Nacht schon in sich trug. Doch noch war alles deutlich zu erkennen, wenn auch die Farben verblaßten und sich Schwärze zwischen den Stämmen jenseits der Blumenwiese sammelte. Ein dunstiger Schwaden löste sich aus dem Dickicht, trieb herüber und zerrann, und für einen Augenblick schien es Anselm, als sei er ein Sinnbild zerrinnender

Hoffnung. »Werden wir jemals aus diesem Wald hinausfinden?« fragte er, erhielt aber keine Antwort. Nur die seltsamen Blumen, die unverändert oder gar kräftiger leuchteten, wandten ihm ihre Blüten zu, doch ließ sich nicht sagen, ob ein Windhauch sie in seine Richtung gedreht hatte, ob sie die Frage bejahten oder verneinten oder ob sie den Frager verspotteten.

Sylphinja stand starr an Anselms Seite, die Lippen aufeinandergepreßt, flach, kaum sichtbar atmend. Sie hatte den Blick auf die Blumen geheftet, ließ ihn bald zu dieser, bald zu jener huschen, folgte jeder ihrer Bewegungen mit den Augen, und so schienen das unstete Wandern ihres Blickes und das schnuppernde Krausen der Nase mit den bebenden zarten Flügeln die einzigen Bewegungen ihres Körpers zu sein. Nach einer Weile, in der sie ein paarmal den Mund öffnete, wie um zu sprechen, und ihn stumm wieder schloß, sagte sie schließlich: »Ich weiß nicht, wo wir sind, ich habe mich verlaufen. Ich weiß nicht, wo Norden, Süden, Westen oder Osten ist, ich weiß nicht, welche Stunde des Tages wir zählen und wie lange wir schon am Rand dieses Feldes stehen ... Und die Blumen sind so böse ... wie die Kirsche, nur schlimmer, finde ich, viel schlimmer. Erst duften sie frisch und verheißungsvoll, und dann mischt sich nach und nach Fäulnis und Moder in den Geruch, aber nur ganz we-

nig, so daß man immer weiter schnuppern muß, um zu prüfen, ob man sich auch nicht geirrt hat ...« Sie sog ein paarmal hörbar die Luft ein. »Nein, Fäulnis ist es eigentlich nicht«, fuhr sie fort. »Es riecht mehr wie das, woraus die Bauern ihren Schnaps brennen, recht süß, aber auch widerwärtig, ähnlich wie Zibet, das für sich allein unausstehlich stinkt, aber zusammen mit anderen Essenzen betörende Düfte entfaltet ... Darauf hat sich meine Mutter gut verstanden. Sie war Aranierin, das hat sie mir erzählt, aber ich weiß gar nicht, wo Aranien liegt ...«

Aranien? Anselm zwinkerte. Es dauerte zwei Herzschläge lang, bis er wieder wußte, wo er sich befand. Gerade noch, so schien ihm, hatte er bei Danilo im Stall gestanden – ein grauenhaftes Erlebnis. Denn der Anblick des braven Pferdes war erschreckend gewesen: Das kräftige Tier war bis auf die Knochen abgemagert, sein Fell räudig und die Augen ohne Glanz. Es schien ihn auch nicht zu erkennen, regte weder Ohren noch Schnauze, als er es beim Namen rief. Welch schreckliche, unbekannte Krankheit mag den Guten heimgesucht haben? hatte er gedacht, denn ein so rascher Verfall war ihm weder bei Menschen noch bei Tieren je begegnet. Auch der Stall war ihm plötzlich seltsam fremd erschienen. Das war nicht der Stall der *Silberfee,* und der magere Falbe war auch nicht Danilo. Oder doch? Er hatte es nicht entscheiden

können, und als er die Hand nach dem Pferd ausstreckte, um ihm die Nüstern zu streicheln, hatten sich plötzlich große Stücke Fell samt Haut vom Körper gelöst und den Blick auf schwärzliches Fleisch freigegeben, aus dem fahl die Knochen ragten und in dem es von Maden wimmelte ... Ich bin wohl für einen Augenblick eingenickt, dachte Anselm. Ich habe geträumt, ja, es muß ein Traum gewesen sein, und welch ein abscheulicher! Was plappert die Kleine da von Aranien? Aus Aranien kommen die Zorgan-Pocken, gegen die noch kein Kraut gewachsen ist ...

Er sah Sylphinja an, aber diese schwieg. Stumm und mit halb geschlossenen Augen durchschritt sie das seltsame Blumenbeet. Ja, was soll das werden, was hat sie nun vor? dachte Anselm, und dann bemerkte er plötzlich, daß die Pflanzen auf dem Feld gar keine Blumen waren. Er erkannte die wohlgeformten kalkweißen Pilze, ohne sie näher untersuchen zu müssen: *Bleiche Alaras* nannte man sie in Cres, und sie standen an Giftigkeit dem *Eitrigen Krötenschemel* nur wenig nach. Obwohl er schon einiges Absonderliche erlebt hatte, seit er in den verwunschenen Bezirk eingedrungen war, schauderte ihn bei der Erkenntnis, daß die Blumen sich während der Dauer seines kurzen Traumes in giftige Pilze verwandelt hatten. Vielleicht aber hat sich das Beet gar nicht verwandelt, überlegte er, sondern wir sind

schlafend weitergezogen an eine andere Stelle des Waldes, doch konnte dieser Gedanke ihn nicht wirklich beruhigen. Dennoch mußte es sich so verhalten haben, das sah er nun, denn Buchen wuchsen nicht ringsum, nur Pappeln und schlanke Espen, die mit abertausend Blättern fröhlich winkten. Auch von Beet oder Feld konnte keine Rede sein: Zwar lugten die *Bleichen Alaras* überaus zahlreich aus dem dunklen Moos hervor, aber an ihrer Anordnung war nichts Ungewöhnliches.

Wir sollten weiterziehen, und zwar auf der Stelle und mit offenen Augen, dachte Anselm, blieb aber unschlüssig stehen. Was trieb die junge Hexe nur? Fast schien es ihm, als habe sie vor, die giftigen Pilze zu pflücken. Jedenfalls streifte sie langsam umher, den Blick suchend auf den Boden geheftet wie eine Pilzsammlerin. Nein, das war nicht möglich! Als Waldkind und Tochter Satuarias konnte sie gewiß besser als er selbst giftige, heilkräftige, berauschende, eßbare und wohlschmeckende Pilze voneinander unterscheiden. Und *Bleiche Alaras* kannte schließlich jeder, sie wuchsen überall, und zwar ... im Efferd. Jetzt fiel ihm wieder ein, was ihn beim Anblick der Pilze irritiert hatte (außer der Tatsache, daß sie dort wuchsen, wo er eben noch Blumen gesehen zu haben glaubte): Der Rahja war nicht ihre Zeit, sie waren weit über zwei Monde zu früh gesprossen. Aber warum

ließ der Wald sie zur Unzeit wachsen? Gewiß hatte er seine heimtückischen Gründe, wollte einen tödlichen Schabernack mit den Eindringlingen treiben. Aber Anselm sah keinen Sinn in der boshaften Zauberei, denn wer würde sich vom hübschen Wuchs und der reinlichen Farbe der *Alaras* dazu verleiten lassen, sie zu essen?!

Eben bückte sich Sylphinja und pflückte tatsächlich einen der Pilze. Sie betrachtete ihn lächelnd. Nun, dachte Anselm, wenn sie findet, es sei der rechte Augenblick, Pilze für scheußliche Hexentinkturen zu sammeln, so will ich mich nicht einmengen. Aber lange trödeln soll sie nicht, denn dieser Ort ist noch weniger anheimelnd als die Blumenwiese oder die Dornenhecke. Wir sollten uns schleunigst nach einem Plätzchen umsehen, wo wir die Nacht verbringen können. Er hatte die Hoffnung, noch in dieser Nacht aus dem Wald hinauszufinden, inzwischen aufgegeben, oder besser: Er erlaubte sich nicht, unnütze Hoffnungen zu hegen, um von der Wirklichkeit nicht zu grausam enttäuscht zu werden und den unausweichlichen Gegebenheiten mit größerer Gelassenheit entgegensehen zu können.

Sylphinja hielt den weißen Pilz zierlich zwischen den Fingern. Doch steckte sie ihn nicht in den Beutel, wie Anselm erwartet hatte, sondern ... Ja, was tat sie?! Sie hob die Hand, öffnete den Mund ...

»Nein!« schrie Anselm. »Sylphinja, halt ein!«

Das Mädchen zuckte zusammen, öffnete die Augen, starrte eine Weile verständnislos auf den Pilz vor ihrer Nase und schleuderte ihn dann weit von sich. »Alaras!« rief sie. »Das sind Bleiche Alaras! Giftpilze!« Sie rieb die Rechte heftig am Kleid, während sie zu Anselm eilte. »Was ist geschehen?« fragte sie atemlos. »Wo sind die Erdbeeren?«

»Erdbeeren?« Anselm schüttelte den Kopf. »Hier wachsen keine Erdbeeren. Ich fürchte, wir beide sind schlafgewandelt und haben geträumt dabei. Das ist mir noch niemals widerfahren«, fügte er murmelnd hinzu. »Doch jetzt erzähl mir, was geschehen ist, seit wir am Rand des Blumenfeldes standen.« Er hatte, während er sprach, Sylphinjas Arm ergriffen, was diese ohne Widerstreben geschehen ließ, zog sie ein wenig zu sich heran und starrte ihr in die Augen. »Du hast doch nicht etwa abgebissen? Nicht das allerkleinste Stückchen?«

»Nein, nein, wer wird Bleiche Alaras essen?« Nun wand sich das Mädchen doch aus Anselms Griff, und dann ließ sie, als habe das Entwinden sie viel Kraft gekostet, was nicht der Fall gewesen sein konnte, da Anselm sie nicht zu hindern versuchte, ermattet Kopf und Arme hängen und bückte sich nicht einmal nach dem Besen, der ihr entglitten war. »Laß uns fortgehen, irgendwohin«, murmelte sie. »Ich werde immer

schläfriger – so müde, daß ich weinen möchte. Wir müssen eine Lichtung suchen, wo wir nächtigen können. Ich möchte schlafen, nur schlafen ...«

Anselm hob den Besen auf und drückte ihn Sylphinja in den Arm (er hoffte insgeheim und gegen seine wahre Überzeugung, das hexische Artefakt könne ihr neue arkane Kräfte einflößen, denn die würden sie beide dringend brauchen, wollten sie jemals aus dem verfluchten Wald herausfinden). Dann faßte er sie sacht an der Schulter und schob sie ein paar Schritt fort. Auch er fühlte sich matt und ein wenig benommen und fürchtete abermals einzunikken, wenn er länger an dieser Stelle verweilte. Viel Zeit war vermutlich nicht verstrichen, seit sie das Blumenfeld verlassen hatten – falls sie schlafgewandelt waren, denn auch in diesem Punkt hatte er seine Zweifel –, denn es war kaum dämmriger geworden. So fiel es ihm auch nicht schwer, einen Wildpfad zu entdecken, auf dem es sich recht bequem ausschreiten ließ.

Nach etwa dreißig Schritt, in denen er seine Lungen tief mit der kühlen Waldluft füllte, spürte Anselm, wie die Müdigkeit allmählich wich. Auch Sylphinja, die sich zunächst fast willenlos hatte führen lassen und gegen seine Berührung nichts mehr einzuwenden hatte, erwachte nach und nach aus ihrer Benommenheit. Unaufgefordert begann sie zu er-

zählen: »... ich versuchte, den Duft der Blumen zu ergründen, denn neben seiner Frische und Süße enthielt er etwas, das mich an Zibet gemahnte ... und an Faulendes oder Gärendes, oder Verwesendes ...«

»Ja, ich weiß«, unterbrach sie Anselm, »das hast du mir erzählt, bevor ich eingenickt bin. Und etwas von Aranien.«

»Aranien?« wiederholte Sylphinja. »Wie bin ich nur auf Aranien verfallen? Ich kenne es ja gar nicht und weiß nicht, wo es liegt. Richtig, meine Mutter stammt dorther, aber was hat sie mit den Blumen zu tun?« Ihre Stimme wurde zum Flüstern, hell zirpend, auch schleppender, aber das bemerkte Anselm nicht. Im Gegenteil, ihm erschien sie in ihrer hohen Lage fast ein wenig spitz und durchdringend für die späte Stunde. »Aber sie ist schon lange vor meiner Geburt nach Abilacht gekommen«, fuhr Sylphinja fort. »Seltsam, ich weiß gar nicht, wie alt sie ist ... wie alt sie war, wie alt sie geworden ist ... Ich glaube, ich habe sie nie danach gefragt, und jetzt ist es zu spät. Es ist auch gleichgültig. Wen interessiert das Alter meiner Mutter? Sie ist tot und vergangen und hat mich allein zurückgelassen ...« Ganz langsam sanken Sylphinjas Lider herab, bis ihre Augen halb geschlossen waren. »Meine Mutter verstand sich auf allerlei Künste, aber nur wenige davon hat sie mich gelehrt. Ich verstehe mich nicht darauf, aus Zibet, Schmalz, Kristallen und

Pflanzenessenzen duftende Salben zu bereiten. Aber die Aranier sind große Künstler darin ... Aranier haben schwarzes Haar, auch die Schwestern ... und sind sehr schön und stattlich von Wuchs ... wie meine Mutter. Auch sie war groß und schön ... wunderschön ...«

Aranien, Aranien, Aranien, schrillte es in Anselms Ohr. Welch unangenehmes Organ die Kleine hat, dachte er ... Aranien ... Hauptstadt Zorgan, wo die Pocken herkommen ... Es gibt auch Katzen, die Aranier heißen, hübsche Tiere, rot getigert ... oder braun? Sollen sehr eigensinnig und unzuverlässig sein, genauso wie die Menschen dort ... Umtriebig und unzuverlässig, so sagt man jedenfalls bei uns daheim ... Fürstin Sybia ... stattliche Person, wahrhaft majestätische Erscheinung, wenn man der Kunst des Holzstechers glauben kann ... Er versuchte, ihr Konterfei, das er einmal in dem Almanach *Gekrönte Häupter in hundertvierundvierzig Stücken* in der Puniner Bibliothek gefunden hatte, im Geiste zu erschaffen, aber es wollte nicht recht gelingen. Blondes Haar, kunstvoll aufgesteckt, mit Perlen darin oder Bändern ...

»Aranier haben schwarzes Haar«, vernahm Anselm gedämpft Sylphinjas Stimme, so als hätte er sich Wachspfropfen in die Ohren gestopft. Schwarzes Haar, wiederholte er in Gedanken, schwarzes Haar und schöner, stattlicher Wuchs. Und nun tauchte

plötzlich das Bild der Abilachter Hexe vor seinem inneren Auge auf, ein wenig verschwommen noch, aber die seltsam bleichen Augen konnte er schon gut erkennen. Wirres schwarzes Haar, stolze Haltung ... Die Einzelheiten ihrer Erscheinung wollten sich noch nicht zum Ganzen fügen, und auch die Umgebung sah er noch nicht klar. Wenn er die ganze Szenerie heraufbeschwören wollte, müßte er ... die Augen schließen. Schon fühlte er, wie die Lider ihm schwer wurden, langsam über die Augäpfel glitten, da gewahrte er eine Bewegung an seiner Seite und schrak auf: Sylphinjas Kopf war auf die Brust gesunken, ihr Schritt verlangsamte sich und wurde leicht schwankend, ohne jedoch an Anmut zu verlieren.

Sie schläft, dachte Anselm, sie ist schon wieder eingeschlafen! Oh, die verfluchten Pilze oder Blumen! Auch ich habe gedöst und war kurz davor einzunikken. Aber sie darf nicht schlafen, das ist nicht gut. Er faßte das Mädchen an der Schulter und schüttelte es. »Wach auf, Sylphinja!« flüsterte er, dröhnende Echos erzeugend. »Du darfst nicht einschlafen! Erzähl mir von den Erdbeeren!«

Die junge Hexe zuckte zusammen, riß die Augen auf, hob den Kopf und wandte das Gesicht Anselm zu. Ihre hellen Augen leuchteten als einziges noch farbkräftig im Dämmerlicht (auch das Rot ihres Haars, zwar noch deutlich als Rot zu erkennen, wan-

delte sich kaum merklich zum matten Ton der Nacht). Fragend hob sie die Brauen, ließ die Augen unstet wandern, krauste die Nase wie prüfend und schien plötzlich zu verstehen, was Anselm meinte. »Über dem Schnuppern bin ich wohl unbemerkt weitergewandert«, sagte sie, und beim Klang der schrillen Worte hob der junge Mann unwillkürlich die Hand zum Ohr. »Denn plötzlich fand ich mich am Rand des Waldstreifens wieder, auf dem die Erdbeeren wuchsen. Zunächst entdeckte ich keine, dabei war ich sicher, bei weitem nicht alle geerntet zu haben. Doch als ich mich fragte, ob ich mich wohl irrte, hörte ich das Bächlein plätschern – ich erkannte seinen Klang sofort. Und dann, nachdem ich suchend ein paar Schritte in seine Richtung gegangen war, sah ich es rot und appetitlich im Grase leuchten.« Sie hielt einen Augenblick lang sinnend inne. »Seltsam, wie schnell es dunkel geworden ist! Wenn hier Erdbeeren wüchsen, fände ich sie kaum mehr. Ich bückte mich nach der süßen Frucht, pflückte sie, ohne mir Gedanken darüber zu machen, daß die Pflanze mir etwas antun könne. Vor Freude oder Appetit vergaß ich alle Vorsicht – außerdem hatte ich ja am Nachmittag auch unbehelligt ernten dürfen. Als ich die Beere eben in den Mund stecken wollte, traf mich etwas wie ein Schlag. Es tat nicht wirklich weh, war mehr ein seltsames Zucken oder Durchzucktwerden, doch wurde

mir einen Herzschlag lang schwarz vor Augen. Und als ich wieder sehen konnte – wie gesagt, das alles geschah sehr schnell –, hatte sich unterdessen die Erdbeere in eine Bleiche Alara verwandelt ... Dann sah ich dich, genauso bleich.«

Sylphinja schwieg. Endlich! dachte Anselm erleichtert. Viel länger hätte er ihr Quieken nicht ertragen können. Nach einer kurzen Pause, in der er die nächtliche Stille genoß, hob er zu sprechen an, aber auch seine eigene Stimme wollte ihm nicht gefallen – dröhnend, scheppernd, fast keifend, so als schritte eine Harthörige an seiner Seite. Dabei gab er sich alle Mühe, sie zum Flüstern zu dämpfen. Das wollte jedoch nicht gelingen, und so erzählte er seinen Traum, den häßlich hallenden Tönen zum Trotz, die er dabei erzeugte. Seltsamerweise und fast gegen seinen Willen konnte er sich nicht verkneifen, Danilos Verfall oder besser Auflösung bis in die kleinste Einzelheit zu schildern: die schlaffe, schorfige, nur hier und dort von räudigen Haarbüscheln bedeckte Haut des Tieres, in deren Runzeln sich Hunderte von Zecken festgebissen hatten, das schwarze Fleisch und die fahlen Knochen, die unter der Haut zum Vorschein kamen, den stumpfen, stieren Blick der Augen, über deren glanzlose Iris winzige langbeinige Fliegen wanderten, und die Verwandlung des Fleisches in ekligen Schleim, der zu Boden tropfte wie der Saft des Tintenpilzes.

Anselms Bericht war zu Ende, und er war fast ebenso erleichtert, daß er nicht mehr sprechen und seiner eigenen Stimme nicht länger lauschen mußte, wie nach Sylphinjas Rede. Das Mädchen war stumm an seiner Seite gewandelt, ohne durch Blick, Laut oder Geste erkennen zu geben, ob die Geschichte ihren Abscheu erregt hatte. Fast schien es, als hätte sie nicht zugehört, als trieben ihre Gedanken in anderen Regionen. Sie darf nicht wieder einnicken, dachte Anselm, überlegte kurz, ob er sie bei der Hand fassen solle, und ließ es bleiben. Schweigend schritten sie aus, und so waren für eine Weile Anselms kräftig stapfende Schritte und die zarten, huschenden des Mädchens die einzigen Geräusche im Wald.

Ganz unerwartet öffnete sich der Pfad, die Bäume wichen zurück und gaben einen kreisrunden Fleck sternlosen grauen Himmels frei – eine Lichtung. Ein dunkler Weiher ruhte in ihrer Mitte, rund und reglos wie ein blindes Auge.

Sylphinja hielt inne, als sie den Ort erkannte. Hier bin ich im Morgengrauen gelandet, und hierher hat mich mein Weg tief in der Nacht zurückgeführt – so schließt sich der Kreis, dachte sie. Tief in ihrem Innern wußte sie, daß sie gewünscht, ja beabsichtigt hatte, zu dieser und keiner anderen Lichtung zurückzukehren, daß dies das einzige Ziel ihrer langen

Wanderung gewesen war. Zwar hatten die süßen Erdbeeren, die tückischen Kirschen, das liebliche Bächlein, der fremde Mann, die boshaften Ranken und die holden Blumen sie eine gute Weile ablenken und foppen können, zuletzt hatten ihre Füße doch den rechten Weg gefunden. Tiefe Erleichterung durchströmte sie, drängte die unnützen Gefühle von Angst, Liebe, Zorn, Freude und Sehnsucht aus ihr heraus, bis die wohlige Leere unendlicher Einsamkeit sie erfüllte. Es war wie das Wiedererkennen von etwas Vertrautem und Verwandtem, nein, mehr als das: Ihr war, als habe sie endlich, nach langer verzweifelter Suche, zugleich ihr Heim ihren Platz im Weltgefüge und den Sinn und Zweck ihres Daseins gefunden. Etwas entglitt ihren Armen, kraftlos und müde zum Tod, und sie ließ es fahren.

Sie stand am Rand des Weihers, am Rand und nicht im Mittelpunkt. Die schwarze Pupille des blicklosen Auges war ihr eigentliches Ziel, und mit ihr würde sie sich vereinigen, wenn die Zeit gekommen war. Noch war sie nicht gekommen, aber bald wäre es soweit. Eine hochgewachsene schlanke Gestalt im hellen Hemd umrundete schweren Schrittes und leicht nach vorn gebeugt den Teich, hielt inne, schaute sich um, spähte zwischen Äste und Zweige, setzte seinen Weg fort und begann, am Ausgangspunkt angelangt, die zweite, ebenso sinnlose Runde. Sylphinja

folgte dem Fremden mit den Augen. Sie wußte, was geschehen war, und was geschehen würde und daß sie dem Mann verraten könnte, wie vergebens all sein Bemühen sei. Doch warum sollte sie es tun, wozu die Lippen lösen? Er würde schon früh genug merken, daß die Pforten zwischen den Weiden und Erlen sich geschlossen hatten und daß es keinen Ausgang mehr gab. Er schien verwirrt, aufgebracht sogar, rief ihr etwas zu, das sie nicht hörte, aber sie wußte: Die Verzweiflung würde bald weichen, und dann sähe er ein, daß auch *seine* Wanderung hier ihr Ziel gefunden hatte und dieser Ort auch *seine* Heimat war. Aber noch sträubte er sich gegen die Wahrheit, brüllte Verwünschungen in die Nacht, rüttelte an den Ästen und hieb mit dem Dolch auf sie ein. Warum tut er etwas so Unsinniges und Falsches? ging es ihr durch den Kopf, doch dann hatte sie die Frage auch schon vergessen. Sie war belanglos geworden, gleichgültig wie alles, unendlich gleichgültig. Gleichgültigkeit, die Abwesenheit von Gefühlen, war das einzige wohlige Gefühl in ihrem Innern, und auch das einzige, das sie von außen empfing. Nun war der Dolch verschwunden, jedenfalls hielt der Fremde ihn nicht mehr in der Hand, aber Sylphinja fragte sich nicht, wo die Waffe geblieben sein mochte. Das Gesicht des Mannes konnte sie nicht erkennen, dazu war es schon zu dämmrig, und so wußte sie auch nicht, ob sich Wut,

Angst, Verzweiflung, Trauer oder Gleichgültigkeit auf seinen Zügen spiegelte, und wollte es auch nicht wissen. Eben ließ er sich auf einem Stein nieder, stemmte die Ellbogen auf die Knie und vergrub den Kopf in den Händen. So saß er bis gegen Mitternacht. Dann hob er den Kopf und blickte zu ihr herüber. Zwar sah sie das Weiße seiner Augen leuchten, weiß wie sein Hemd und die nächtlichen Blumen, doch ob er sie anschaute, wußte sie nicht. Sie wußte nur: Nun war es soweit; jetzt mußte sie das Werk vollenden, das sie schon einmal begonnen hatte. Auch damals hatte sie von der dunklen Süße der Leere und Gleichgültigkeit gekostet, dann aber den Becher nicht ausgetrunken, doch nun ... nun wollte sie eintauchen, verschmelzen. Sie fühlte, wie das Auge des Weihers auf sie gerichtet wurde, wie es sie ansah und ansog ... Ich muß hinein, dachte sie, in die Schwärze, in die Mitte. Ich will hinein. Langsam setzte sie einen Fuß vor den anderen, den rechten vor den linken und nur so weit, daß die Ferse des rechten einen Fingerbreit vor den Zehen des linken aufsetzte. Beim dritten Schritt hatte sie das Wasser erreicht, und so, wie sie sich ihm genähert hatte, Fuß vor Fuß, schritt sie weiter. Rasch kroch Kälte die Beine herauf – die Kälte der Substanzlosigkeit und Verneinung. Wann sie den Boden unter den Füßen verlor, wußte Sylphinja nicht, denn das Wasser war von so schwarzer Unbelebtheit

(darum konnte man seine Kälte auch nicht mit einem Gebirgsbach oder eben geschmolzenem Eis vergleichen, welche hell sind wie Luft), daß es auch das Leben aus den Teilen ihres Körpers zog, die mit ihm in Berührung kamen. Sie wurden fühllos und lösten sich auf. Oh, wie gut es tut, die Leere im Innern mit der äußeren zu vereinigen! dachte sie. Des Körpers und der Seele ledig zu sein, das war es, wonach sie sich sehnte. Sie schwand, verlor Teil um Teil, bis nur noch die Arme übrig waren, die wie wächserne Zweige auf einem großen grünen Teller mit zackigem Rand ruhten, und der Kopf, in dem die Gedanken noch immer schwebten und sich nicht verflüchtigen wollten. Aber sie trieb der Mitte zu, langsam und beständig. Welch ein Teller mag das sein? fragte ein Gedanke den anderen. Ein warmer, weicher und feuchter Teller, antwortete jener, und einer, der unablässig die Farbe wechselt: vom dunklen Eibengrün über den Laubton der Blauhasel, das Grün des Mibelrohrs, den lichten Ton eben entrollter Buchenblätter bis zum blaßbläulichen Grün von Drosseleiern ... Türkisen ... Töchterchens Augen ... Rote, wundersam glitzernde Beeren lagen darauf verstreut, rollten bald hierhin, bald dorthin, während Sylphinja der Mitte zutrieb. Wie schön mein Kleid schimmert und schillert, dachte sie, und wie gleichmäßig es sich auf dem Wasser ausgebreitet hat, wie ein gewaltiges Seerosenblatt. Und die

roten Perlen glitzern und funkeln so verlockend wie nie zuvor. Es ist das prächtigste Kleid der Welt, das schönste Gebilde, das ich je gesehen habe. Was mag nur aus ihm werden, wenn ich nicht mehr bin? Wird es auch vergehen? Ach, das wäre schade ... Sie glitt weiter, während die Gedanken davontrieben. Nun trennten nur noch gut zwei Schritte den Saum des Kleides vom Rand der Pupille. Blicklos, reglos, empfindungslos, so starrte sie in die Nacht, und doch zog sie und sog, und nun erst erkannte Sylphinja, daß sie in Wahrheit ein Abgrund war, ein unendlich schwarzer, unendlich tiefer Abgrund ... Dort hinab muß ich, dachte sie, den weiten Weg hinab, und süße Wehmut schwebte mit dem Gedanken davon und verblaßte wie dieser.

Ein seltsamer, schwer faßbarer und benennbarer Gemütszustand ergriff von Anselm Besitz, kaum daß er den Teich erblickte. Am ehesten noch konnte man ihn als eine Mattigkeit des Geistes und der Seele bezeichnen, denn obwohl die vorherige traumerzeugende Schläfrigkeit die Glieder verlassen hatte, fiel es dem Verstand von Herzschlag zu Herzschlag schwerer, die wenigen zähfließenden Gedanken zu ordnen und zu verfolgen. Und auch die Gefühle im Innern wurden dumpf und verschmolzen zu einem lauwarmen Brei der Verdrossenheit.

Ein Satz ging ihm durch den Kopf: *... und das Wasser des Weihers wurde schwarz vor Kummer.* Aber sein Geist war zu träge, die Wörter in den Zusammenhang einer Geschichte, eines Berichtes oder Liedes zu stellen und zu ergründen, was die Schwärze des Wassers wirklich ausdrückte. Denn Kummer war es *nicht!* Am liebsten hätte Anselm sich ins Gras sinken lassen und darauf gewartet, daß alle Gedanken den Kopf verließen und wohliger Leere Raum gaben, aber etwas mahnte ihn, diesem Wunsch nicht nachzugeben, und so setzte er lustlos Fuß vor Fuß, um das

seltsame Gewässer zu umrunden. Er nahm wahr, daß Sylphinja ihm nicht folgte, daß sie wie erstarrt am Ufer stehenblieb, aber es war ihm einerlei. Sylphinja, wiederholte er ihren Namen in Gedanken, Sylphinja, Malinja, Lysminja, Rowinja, Alinja – seltsam, sie heißt wie meine bornländischen Tanten und Basen, die ich nie kennengelernt habe, dachte er und hatte es gleich darauf vergessen.

Der Teich mochte von einem Ende zum anderen dreißig Schritt messen, und der hier und dort von Röhricht gesäumte sumpfige Streifen Land, der ihn umgab, etwa vier. Inzwischen war es so dunkel geworden, daß Anselm die Bäume ringsumher nicht mehr erkennen konnte, aber aus den schmalen lanzettförmigen Blättern, die sich schwarz gegen den grauen Himmel abzeichneten, und den größeren, rundlichen, oben eingekerbten schloß er, daß es sich um Weiden und Erlen handeln müsse, dem feuchten Standort angemessen.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß es außer dem Pfad, auf dem sie zu der Lichtung gelangt waren, keinen weiteren Zugang gab, hielt Anselm inne. Er wußte nicht, ob er rasten wollte, ob er einen anderen Platz für das Nachtlager suchen sollte, ob etwas befremdlich sei an seiner geistigen Verfassung, noch wo die merkwürdig mürrische Laune herrührte, die seinen Fuß Moosballen um Moosballen lostreten ließ.

Er sah, daß der Besen Sylphinjas Arm entglitt, und auch, daß sie es nicht zu bemerken schien, sondern weiterhin unverwandt aufs Wasser starrte, und diese Beobachtung war es wohl, die ihn aus seiner mißmutigen Unentschlossenheit riß. Kein guter Platz! ging es ihm durch den Kopf, gefährlich und vergiftet! Gefährlich und vergiftet, wiederholte er, merkte, daß der Gedanke ihm entgleiten wollte, und erkannte plötzlich, worin die Gefährlichkeit und das Gift bestanden: Es stumpfte ab und machte Geist und Glieder träge. Seine Rechte ruhte auf der Kräutertrommel, und sie war es, die entschied, was zu tun sei, noch bevor er selbst es begriff. Die Finger nestelten am Verschluß, schoben sich in die lederne Röhre und fischten so lange darin herum, bis sie den Beutel mit den Einbeeren gefunden hatten. Richtig, erkannte Anselm er sollte sich stärken und seine Lebenskräfte wecken.

Nach etlichen Stunden im feuchtwarmen Versteck schmeckten die zwei Beeren, die Anselm sich gönnte, schon ein wenig faulig und vergoren, aber er kaute sie doch gründlich, damit sie ihre volle Wirkung entfalteten. Während er schluckte, kam ihm der Gedanke, daß die boshafte Farindel – denn, wer oder was immer sie sein mochte, sie steckte hinter all den grausamen Scherzen, dessen war er sich gewiß – auch die Beeren verhext und vergiftet haben könnte, doch da

entfalteten sie schon ihre Wirkung: Das Blut rann lebhafter durch die Adern, das Herz schlug kräftiger, die Nebel von Trägheit und Mißmut lösten sich auf, und Entschlossenheit und Tatkraft kehrten zurück. Anselm fühlte sogar – und er schmunzelte darüber –, wie kleine Bröckchen Schorf sich von den nun gänzlich verheilten Wunden auf Brust und Wange lösten. Wir müssen diesen Ort verlassen, entschied er.

»Komm, Sylphinja! Nimm deinen Besen, und laß uns gehen!« rief er und schritt entschlossen dem Ausgang zu. Er hatte die Entfernung wohl nicht richtig eingeschätzt, denn dort, wo der Pfad hätte einmünden sollen, wuchsen die Bäume besonders dicht beisammen und hatten ihre Äste und Zweige undurchdringlich miteinander verwoben. Der junge Mann runzelte die Stirn, schüttelte unwillig den Kopf und ging langsam weiter, angestrengt ins Dunkle starrend. Kalte Nachtluft, die ihn schaudern ließ, kroch unter den Weiden und Erlen hervor, und er wich unwillkürlich ein wenig zurück, da ihm schien, die Bäume selbst erzeugten die Kälte. Doch nun, näher am Ufer, glaubte er in dem Teich den Ursprung des eisigen Hauches zu erkennen, und so schlang er die Arme um den Körper und versuchte, die Kälte zu ignorieren.

Auch zwei, fünf und sieben Schritt weiter öffnete sich keine Pforte im Dickicht, und Anselm schaute

sich verwirrt um. Er war offenbar viel weiter gegangen, als er geglaubt hatte, denn Sylphinja stand nun auf der anderen Seite des Weihers, und sie machte nicht den Eindruck, als habe sie sich in den letzten Augenblicken von der Stelle gerührt. Immer noch starrte sie mit weitgeöffneten Augen ins Wasser – Anselm erkannte trotz der Entfernung deutlich das Weiß der Augäpfel und das helle Türkis der Irissterne – und glich in ihrer Reglosigkeit eher einem Standbild als einem lebenden Wesen. »Was gibt es an dem häßlichen Teich zu glotzen?« rief Anselm ihr zu. »Komm lieber und hilf mir, den Pfad zu suchen!« Aber er wußte, noch bevor der Satz ganz ausgesprochen war, daß sie nicht kommen würde, genauso wie er plötzlich sicher war, daß er weder mit ihrer noch ohne ihre Hilfe einen Ausweg fände. Doch scheuchte er die Erkenntnis fort und bohrte seinen Blick nur um so verbissener in die Finsternis. Er griff auch, den schlechten Erfahrungen zum Trotz, nach dem einen oder anderen Ast, bog die Zweige auseinander, nur um hinter ihnen auf ein noch dichteres Gewirr von Laub und Holz zu stoßen. Nein, es gab keinen Pfad, kein Schlupfloch, nicht die allerkleinste Lücke, durch die ein Mensch sich hätte zwängen können. Gefangen, gefangen! wisperten die Blätter höhnisch, und dieselben Worte hämmerten auch in Anselms Herz. Er hatte die zweite Runde vollendet, das glaubte er

zumindest, da er wieder bei Sylphinja angelangt war. Was sollen wir nur tun? Weißt du keinen Rat? Kannst du nicht mit deinen Zauberkräften den Bann des Ortes lösen? wollte er sie fragen, brachte die Worte aber nicht heraus und ließ auch die Hand sinken, die er ausgestreckt hatte, um sie an der Schulter zu berühren. Sie war ihm im Laufe des Tages nicht gerade zur Freundin geworden, dazu kannte er sie nicht lange genug, und auch ihr Stand, ihr fremdartiges Aussehen und Verhalten standen dem im Wege, aber die gemeinsamen Erlebnisse hatten ihm doch das Gefühl vermittelt, daß sie und er, zumindest für eine begrenzte Zeitspanne, so etwas wie Gefährten wären. Von diesem Gefühl war nichts mehr geblieben, das erkannte er plötzlich – das Mädchen war ihm fremder als je zuvor. Etwas umgab sie, hüllte sie ein, ging von ihr aus, das ihm ihre Nähe fast zuwider machte und ihn ein paar Schritte zurückweichen ließ. Zaubert sie? fragte er sich einen Herzschlag lang. Sind das, was ich spüre, ihre hexischen Ausdünstungen, ihre arkanen Kräfte ...? Er verwarf den Gedanken jedoch sogleich wieder, denn bei Zauberei, das wußte er, wurden Energien freigesetzt. Es war aber keine Aura von Magie oder astraler Kraft (die er gar nicht hätte wahrnehmen können), was Sylphinja umgab, eher schon, wenn so etwas möglich ist, die Abwesenheit jeglicher Kräfte und Energien. Ja, erkannte Anselm

plötzlich, sie verströmte die Kälte der Inhaltlosigkeit, der Substanzlosigkeit, so als habe ihre Seele sie schon halb verlassen. Zwar konnte er nicht in ihr Inneres sehen, aber er war doch sicher, daß jemand, der es könnte und täte, dort nichts fände: keinen Willen, keine Wünsche, keine Träume, keine Gefühle, keine Gedanken ... Sie war leer, fast leer zumindest, und mehr tot als lebendig.

Was ist mit ihr geschehen? fragte der junge Mann sich entsetzt. Entzieht der Teich ihr die Lebenskraft? Er entsann sich der Mattigkeit und der geistigen Schlaffheit, die ihn beim Anblick des Gewässers übermannt hatte und der er nur mit Hilfe der Einbeeren entronnen war. Er erwägte, ob er Sylphinja eine Beere in den Mund stecken sollte, aber da er sicher war, daß sie sie nicht schlucken würde, und fast sicher, daß die Beere ihr nicht mehr helfen konnte, ließ er es bleiben. Außerdem scheute er sich – und das als Medicus! – von Augenblick zu Augenblick mehr, das Mädchen zu berühren, und die Vorstellung, seine kalten Wangen zu fühlen, seine eisigen Lippen und Zähne voneinander zu trennen und den Grufthauch seines Atems in Nase und Lunge eindringen zu lassen, erzeugte ihm Ekel. Ich täte es, sagte er sich, wenn ich vom Nutzen der Maßnahme überzeugt wäre, aber das Gegenteil ist der Fall. Ich täte es wirklich, dachte er noch einmal, während er sich langsam zurückzog.

Nach zwölf Schritten blieb er abrupt stehen. Dasselbe wie ihr wird auch mir widerfahren, zuckte es ihm durch den Kopf, nicht jetzt und auf der Stelle, aber dann, wenn die Wirkung der Beeren nachläßt. Jemand will uns vernichten, töten! Er rechnete kurz nach, wie viele Beeren er noch hatte, wie lange sie noch brauchbar wären, ob er sie, bevor sie gänzlich verdürben, nicht lieber auspressen sollte, wo hinein er den Saft füllen könnte, ob Sylphinjas Schlauch ein geeignetes Behältnis sei, daß der Einbeersaft das schale Wasser im Schlauch vielleicht in wohlschmeckendes, heilkräftiges Elixier zu verwandeln vermöchte, daß ebensogut das Gegenteil geschehen könne, daß es besser sei, die noch brauchbaren Beeren auszusondern und nach und nach zu verspeisen und daß sie ihn, wenn er nicht vorher von einem Werwolf oder sonstigen Untier verschlungen würde, bei geschickter Dosierung drei Tage lang ohne Nahrung und Wasser am Leben erhalten könnten ... Drei Tage! Anselm schauderte bei der Vorstellung, drei Tage lang an diesem Ort gefangen zu sein, drei Tage lang auf das unausweichliche Verderben zu warten, Sylphinjas Verfall und baldigen Tod mit ansehen zu müssen ...

Urplötzlich verwandelte sich seine Verzweiflung in unbändige Wut – Wut auf Sylphinja, die ihn, willentlich oder nicht, in diese Lage gebracht hatte und ohne die er gewiß längst aus dem Wald hinausgefunden

hätte, Wut auf sich selbst, seinen Leichtsinn und seine Dummheit, Wut auf den Wald und die tückische Farindel. Er schrie Verwünschungen in die Nacht, stampfte mit dem Fuß auf, trat nach Moos und Gräsern und zog schließlich den Dolch, um wild und wahllos auf Äste und Zweige einzuhacken. Ja, er wollte die Bäume verletzen, ihnen Schmerzen zufügen, sie verstümmeln und vernichten! Daß vermutlich er selbst derjenige wäre, der Schmerzen empfinge, kümmerte ihn nicht – er wollte hacken, hauen und schlagen.

Wie viele Herzschläge der Raserei ihm erlaubt wurden, wußte Anselm nicht. Er hörte Zweige knakken und das Splittern von Holz, er fühlte, wie ihm die abgetrennten Blätter um die Ohren flogen, nahm wahr, daß der halb erwartete Feuerblitz seinen Arm nicht durchzuckte, und hegte einen Augenblick lang die aberwitzige Hoffnung, sich doch noch einen Weg durch das Dickicht bahnen zu können. Dann wurde ihm der Dolch entrissen, nicht mit einem Ruck, sondern vielmehr so, als packe etwas oder jemand die Klinge und ziehe mit solcher Kraft daran, daß die Waffe Anselms Fingern entglitt, als seien Griff und Hand ölgetränkt. Er sah nicht, wohin sie entführt wurde, aber das spielte auch keine Rolle, da er sie ohnehin nicht wiederfände. Fast verspürte er etwas wie grimmige Erleichterung, daß die sinnlose Tob-

sucht ein Ende hatte, und bittere Befriedigung bei der Einsicht, daß er nun, ohne Waffe, ohne Werkzeug, ohne Feuer und ohne magische Fähigkeiten nichts weiter tun könne als abzuwarten. Er ließ sich auf einen Stein sinken und vergrub den Kopf in den Händen.

Doch das ergebene Warten wollte Anselm nicht gelingen. Immer wieder rief er sich die Ereignisse des Nachmittages und Abends in Erinnerung, durchlebte im Geiste jeden Augenblick vom Aufbruch von der *Silberfee* bis zur Ankunft an diesem Ort, fragte sich, wann er den ersten entscheidenden Fehler begangen hatte, ob er vielleicht auf Sylphinjas Angebot, ihn zu ihrer Erdbeerwiese zu führen, hätte eingehen sollen, ob er unbehelligt geblieben wäre, wenn er die Erlen nicht eingekerbt hätte, ob es irgendwann eine Möglichkeit zur Flucht aus dem verfluchten Bezirk gegeben hatte, die ihm entgangen war, und kam doch immer wieder zu dem Ergebnis, daß all sein Grübeln sinnlos sei. Er war hier, im bösen Zentrum des Waldes, umzingelt und gefangen, und es gab keinen Ausweg und kein Entkommen. Er wußte auch, daß er Farindel nicht milde stimmen könnte, daß sie ihn selbst dann nicht verschonen würde, wenn er ihr all seine Habe verspräche und sieben Jahre oder sieben mal sieben Jahre der Knechtschaft in ihren Diensten. Nein, ihr Ziel war die Vernichtung und nicht die Stra-

fe. Nur um die Eindringlinge langsam und grausam zu töten, hatte sie sie den weiten Weg zu diesem Ort gelockt, geschoben und gezogen. Hier war das Ziel, der Weiher war ihre abgrundtief böse Seele ...

Anselm hob den Kopf und ließ den Blick über das schwarze Wasser schweifen. Ringsumher war es inzwischen so finster geworden, daß er Ufer und Waldsaum kaum unterscheiden konnte, doch schien ihm, als habe sich der Abstand zwischen Bäumen und Wasser verringert. Er blinzelte, nein, das war nicht möglich, Bäume konnten nicht wandern – er mußte sich geirrt haben! Dennoch ließ der Gedanke, einmal gefaßt, sich nun nicht wieder vertreiben, und gegen seinen Willen fast begann Anselm sich auszumalen, was geschähe: Die Bäume würden, sehr langsam zwar, aber unaufhaltsam näher rücken, bis sie das Ufer erreicht hätten, und dann ... Schon glaubte er, im Rascheln der Blätter ächzende Laute auszumachen, wie uralte Wesenheiten sie wohl ausstoßen, wenn sie sich an eine schwere, ungewohnte Arbeit begeben, und unter ihm, im Boden, regte es sich sacht ... Haben sie wirklich vor, den Ring zu schließen und mich ins Wasser zu treiben? dachte er, und kalte Panik griff nach seinem Herzen. Er starrte so verbissen erst zu den Wipfeln, um am Schwanken der Blätter zu erkennen, ob die Bäume tatsächlich näher rückten (was ihm nicht gelang), dann zum Ufer, um zwischen Schwärze und

absoluter Finsternis einen Fixpunkt zu finden, der ihm Gewißheit gäbe über mögliche Bewegungen der Bäume, lauschte so angestrengt in die Nacht und ertastete mit so großer Konzentration das Vibrieren des Bodens, daß es eine Weile brauchte, bis er bemerkte, daß Sylphinja ihren Platz verlassen hatte.

Das Mädchen schritt, so gleichmäßig und scheinbar ohne ein Glied zu regen, auf das Wasser zu, daß Anselm der absurde Gedanke kam, es werde auf einem Rollbrett gezogen. Er konnte auch ihre Füße und Unterschenkel nicht sehen – sie waren im Röhricht verborgen –, aber fast kam es ihm vor, als schrumpfe sie mit jedem Schritt. Wohin geht sie, was hat sie vor? dachte er, als ihm bewußt wurde, daß sie das Ufer bereits verlassen hatte und sich im Wasser befand. Noch hatte sie offenbar Grund unter den Füßen, aber mit jedem Schritt sank sie tiefer ein. Schon hob sich der Saum des Kleides und breitete sich wie eine Blüte rings um sie aus – eine grüne Blüte mit roten Lichtern, matt und zauberisch schillernd im fahlen Nachtlicht. Fasziniert beobachtete Anselm, wie die Blüte sich immer weiter entfaltete, wie sich mit dem Rock, wie von diesem getragen, langsam die zarten weißen Arme hoben, und für einen winzigen Augenblick beschäftigte ihn die Frage, ob Sylphinja wohl schwimmen könne. Aber er wußte sofort, daß es keinen Unterschied machte: Sie wurde gezogen, nicht an einem

Seil und nicht auf Rädern, sondern von einer unsichtbaren, zerstörerischen Macht, der sie nicht entrinnen konnte. Auch er würde dieser Kraft nicht widerstehen können, und darum hatte es keinen Sinn, dem Mädchen nachzuspringen und es aus dem Wasser zu ziehen ...

Dort hinein sollen wir, dachte Anselm, dort wohnt es, von dort hat es sein Spinnennetz ausgeworfen, um uns zu fangen, dorthin zieht es die eine und schiebt es den anderen. Ein Zweig streifte seinen Rücken, und er fuhr zusammen. Sind die Bäume schon heran? fragte er sich in Panik, wollte aufspringen und blieb doch sitzen wie angepflockt. Ja, sie kamen näher, es gab keinen Zweifel: Der Boden bebte stärker unter dem Drängen der abertausend Wurzeln, das Rauschen der Blätter und das Ächzen des alten Holzes wurde lauter, und Sylphinja hatte sich in ein schillerndes Seerosenblatt verwandelt, das gemächlich der Mitte des Weihers zutrieb ...

Zweige knackten, Äste splitterten, ein Spalt zwischen den Bäumen tat sich auf, und zwei zottige Gestalten stürmten auf die Lichtung. Anselm konnte nicht erkennen, ob es Bären, Orks, Goblins oder Werwölfe waren, er sah nur: struppige Zweibeiner, etwa menschengroß. Er kam nicht dazu, sich vor ihnen zu fürchten, und schon gar nicht dazu, vor ihnen zu fliehen, denn alles Folgende geschah sehr schnell.

Die Wesen stießen heiser zischende Laute aus, während sie die wenigen Schritte zum Ufer rannten. Dort blieben sie stehen, heiser keifend und wild mit den Armen fuchtelnd. Anselm schien es, als drohten sie dem Wasser, und fast hätte er über diese aberwitzige Vorstellung gelacht. Doch auch dazu kam er nicht, denn eins der Wesen bückte sich plötzlich, und dann flog irgend etwas, ein Stein vermutlich, durch die Luft, von zornigem Fauchen begleitet. Er flog hinauf, hoch und höher, erreichte den Gipfel seiner Bahn, senkte sich herab und traf auf – genau im Zentrum des Teiches.

In dem Moment, als er die Oberfläche des Wassers durchschlug, drang ein Ton aus dem Weiher, unbeschreiblich, da mit keinem je gehörten Klang zu vergleichen, nicht wirklich laut, aber doch so durchdringend, daß er Anselms Eingeweide zum Vibrieren brachte, den Körper mit einer Gänsehaut überzog und das weiche Haupthaar zu Berge stehen ließ. Ringe bildeten sich auf dem Wasser, im silbernen Mondlicht deutlich zu erkennen. (Wann hat das Madamal sich über die Wipfel geschoben? hätte Anselm sich zu einem anderen Zeitpunkt wohl gefragt und weiterhin gedacht, daß ihm ein so plötzlicher Mondaufgang noch niemals untergekommen sei, ob wohl Farindels Macht so weit reichte, daß sie auch die Bahn der Gestirne zu lenken vermöchte, oder ob der schauerliche

Ton die Wolkendecke zerrissen habe. Aber, wie gesagt, für solche Überlegungen war es nicht der rechte Augenblick – er konnte nur schauen, hören und fühlen.)

Immer neue Ringe entströmten der Mitte des Gewässers, quollen hervor, solange der Nachhall des Tones die Luft erfüllte. Im silbernen Licht erschienen die Wellenkämme wie mit Gischt bedeckt, so daß sie wie auf Zwergenmaß verkleinerte kreisförmige Meereswogen wirkten. Während die Wellenringe langsam zum Ufer trieben, verloren sie nichts an Höhe und Kraft, und sie trieben auch nicht wirklich, sie rollten wie winzige Wogen, sich aufbäumend und überschlagend, spritzend eintauchend und von neuem aufsteigend. Die ersten trafen auf ein Hindernis, ein großes grünes Blatt mit Zackenrand, und brachten es zum Kreiseln. Doch kaum hatte es sich einmal um sich selbst gedreht, als ein heller Schrei ertönte, die Arme auf dem Grün fuchtelten und ruderten, schwarzes Wasser hell glitzernd spritzte und blaugrüne Augen in Panik leuchteten, bevor Sylphinjas Kopf in der Schwärze versank. Unendlich langsame Herzschläge verstrichen, bis auch die Arme und das Kleid verschwunden waren, bis sich die Finger ein letztes Mal haltsuchend zusammenkrampften und doch nur Luft zu fassen bekamen. Dann sah man nur noch das im Strudel kreisende lange Haar.

Anselm saß noch immer reglos. Kein Muskel zuckte und zwang ihn aufzuspringen, obwohl sein Verstand allmählich begriff, daß Sylphinja untergegangen (ertrunken?) war. Er wartete auf das Zeichen seiner Glieder, aber es erfolgte nicht. Er fühlte sich seltsam körperlos – oder unsichtbar, nicht wirklich anwesend, wie ein Beobachter aus einer anderen Sphäre. So sah er alles deutlich, ohne selbst gesehen zu werden, ohne den Wunsch zum Eingreifen zu verspüren und ohne die Möglichkeit, eingreifen zu können.

Zur gleichen Zeit, als Sylphinja prustend und wild mit den Armen schlagend auftauchte – oder geschah es kurz vorher? –, flog abermals ein Ding durch die Luft und traf spritzend das Zentrum des schwarzen Kreises. Diesmal erscholl kein dröhnender Ton, aber vielleicht war es Anselm in seinem derzeitigen Zustand auch nicht möglich, ihn wahrzunehmen. Was er hingegen deutlich erkannte, war das derbe Seil mit der Schlinge am Ende, die sich rings um Sylphinja aufs Wasser legte, nach der sie verzweifelt griff, die sie schließlich zu fassen bekam und die sich unter die Achseln legte und straffte, als das Tau zum Ufer gezogen wurde. Und er sah auch den wundersamen grünschillernden Fächer, der sich dabei hinter dem Mädchen ausbreitete. So glitt sie dahin, fast bis zum Rand des Teiches, denn der Zug des Seiles ließ auch

ihre Füße treiben und verhinderte, daß sie Tritt fassen konnten. Sie schluchzte dabei oder rang schluchzend nach Atem – das ließ sich nicht mit Gewißheit entscheiden –, doch waren es helle, unsagbar jammervolle Töne.

Krächzende, zischende Laute mischten sich unter das Japsen und Jammern, dann streckten sich vier zottige Hände aus, packten das Mädchen und zogen es aus dem Wasser. Schwarze Tropfen lösten sich aus dem Haar, schwarze Rinnsale schlängelten sich über Glieder und Gewand, und schwarze Fontänen sprühten aus ihrem Mund, als Sylphinja hustend, schniefend und keuchend ans Ufer gezerrt wurde, und nun erst gewahrte Anselm, daß das Wasser wirklich schwarz war. Schwarzes Wasser, durch und durch schwarz, wie Tusche, dachte er und mußte die Beobachtung gleich wieder korrigieren, da alle Schwärze mit den Rinnsalen verschwand und keine Farbe auf Haut und Kleid zurückblieb.

Sylphinja bot ein klägliches Bild: Kopf und Arme hingen schlaff herab, sie wurde von Krämpfen oder Schluchzern geschüttelt, und als eines der Wesen ihr kräftig auf den Rücken klopfte, ergoß sich abermals ein schwarzer Schwall aus ihrem Mund. Die seltsamen Kreaturen schienen mit ihr reden zu wollen; Anselm glaubte die Worte »Hrauss! Muschch alless hrauss!« zu verstehen, die ihn entfernt an Garethi er-

innerten und denen ein weiterer kräftiger Hieb folgte. Wieder erbrach Sylphinja schwarzes Wasser, würgte und keuchte eine Weile und spie dann kräftig aus, einen hellen Speichelstrahl. Offenbar hatte sie den letzten Tropfen des verwunschenen Wassers von sich gegeben, denn das Zittern und das Schluchzen verebbte allmählich, ihr Atem ging ruhiger, und langsam richtete sie sich auf. Sie hob den Kopf, strich sich das Haar aus der Stirn und öffnete die Augen. Ein heller Schrei entwich ihrer Kehle, als sie ihre Retter sah, und hätten diese sie nicht gehalten, wäre sie wohl davongelaufen.

Jetzt, im Mondlicht, konnte Anselm die fremden Kreaturen recht gut erkennen, und er sah sogleich, daß sie zu keiner ihm bekannten Art von Zweibeinern gehörten. Er war solchen Geschöpfen nie zuvor begegnet – nicht in Büchern oder Berichten und schon gar nicht im wirklichen Leben –, hatte bis heute nichts von ihrer Existenz gewußt. Eines der beiden mochte neun Spann messen, das andere acht und einen halben, und aus den unterschiedlich hohen Tonlagen ihrer Stimmen und aus den Wölbungen, die er an der Brust des kleineren auszumachen glaubte, schloß er, daß die beiden ein Pärchen waren, ein Männchen und ein Weibchen. Die Proportionen ihrer Körper glichen denen von Menschen: So waren die Beine recht lang, und die Arme reichten nur bis zum halben Schenkel,

aber das war auch alles, was sie mit Menschen gemeinsam hatten. Struppiges, seltsam mattes Fell unterschiedlicher Farbe und Beschaffenheit und, wie es Anselm schien, hier und da von Flechten, Halmen und Laub durchwoben, bedeckte sie von Kopf bis Fuß, auch Finger und Zehen. Am absonderlichsten aber wirkten die pelzigen Gesichter, die trotz des offensichtlich erregten, aufgebrachten oder zornigen Gemütszustandes keinerlei Mimik erkennen ließen. Einzig die großen hellen Augen schweiften beständig umher, und dunkle Spalten öffneten sich, wenn sie ihre kurzen krächzenden Laute ausstießen. Das Fell der Kreaturen war mit Bändern umwickelt, das zumindest schloß Anselm aus den Einkerbungen an Rumpf und Gliedern, und er entschied weiterhin, daß es sich um kulturschaffende Zweibeiner handeln müsse, wenn sie Wert legten auf Putz oder magischen Schutz oder welchen Sinn auch immer die Verschnürungen haben mochten. So zottig das Körperfell der Monster auch war, am Hinterkopf sproß beiden ein bis zu den Hüften reichender Pferdeschweif, silbrig schimmernd im Mondlicht und von feiner, fast seidiger Beschaffenheit.

Um all das zu erfassen, brauchte Anselm nur wenige Wimpernschläge, und mehr blieben ihm auch nicht, bis er einsehen mußte, daß er weder unsichtbar noch ein Beobachter aus einer anderen Sphäre war.

Denn plötzlich stürmten die Kreaturen auf ihn los, Sylphinja in ihrer Mitte, und ehe er aufspringen und zurückweichen konnte, hatte die größere ihn schon gepackt und riß ihn mit sich fort. »Hhortt, Hhortt!« zischte sie dabei.

Anselm leistete keinen Widerstand – fast willenlos ließ er sich durch das Dickicht schieben, stoßen und zerren. Es ist ohnehin alles einerlei, dachte er, und im Kochtopf der Menschenfresser zu landen, erschien ihm nicht erschreckender, als von den Bäumen in den Teich gedrängt und zu guter Letzt ertränkt zu werden. Immerhin war Sylphinja und ihm so ein Aufschub gewährt worden. Er schloß die Augen und versuchte, an gar nichts zu denken oder sich vorzustellen, er träume, während seine Füße vorwärtsstolperten, doch verhinderten der feste Griff um seinen Arm, die warme, schnaufende Nähe der Ungeheuer und die vielen schmerzhaften kleinen Hiebe, Stiche und Kratzer, die Zweige und Dornen ihm zufügten, daß sein Geist sich entleeren und die Gedanken wohlig dämmernd dahintreiben konnten.

Wann der Erlen- und Weidenwall endete, hätte Anselm nicht sagen können. Weder zählte er die Schritte, noch versuchte er, die Zeit zu messen. Er taumelte blind durch die Dunkelheit, schauderte, wenn Atem oder Pelz seines Führers (oder Entführers) ihn streiften, und einzig Sylphinjas gelegentli-

ches Schniefen verschaffte ihm so etwas wie Trost: Sie war noch da, sie lebte, es gab ein anderes menschliches Wesen, das sein Los teilte. Irgendwann bemerkte er, daß die lästigen kleinen Schmerzen schon seit einer Weile ausgeblieben waren. Also hatten sie inzwischen einen anderen Bezirk des Waldes erreicht, in dem die Bäume weniger dicht beisammenstanden, doch mochte er die Augen immer noch nicht öffnen.

Der Weg führte nun über weichen Grund, vermutlich Moos, und so fiel Anselm das Gehen leichter. Einmal, als er zu blinzeln wagte, schien es ihm nicht mehr gar so finster ringsum, und er fragte sich, ob die Dämmerung schon angebrochen sei, doch in diesem Augenblick wandte ihm das Monster sein schauerlich konturloses Antlitz zu, und so kniff er die Lider rasch wieder zusammen. Er überlegte, wie Sylphinja sich wohl fühlen mochte, ob sie Schmerzen hätte oder Angst und was sie von all dem hielte, erwägte, ob er sie fragen sollte, und ließ es doch bleiben. Wenn er spräche, wäre die trügerische, traumhafte Sicherheit dahin, sagte er sich, dann müßte er die Augen öffnen und der häßlichen Wahrheit ins Gesicht sehen. Nein, lieber wollte er immer so weiterstapfen, halb schlafend, und sich um nichts und niemanden bekümmern. Überdies wußte er auch nicht, mit welchen Worten er ein Gespräch hätte beginnen sollen. Seine Rechte, die nun, da er sie nicht mehr schützend vors

Gesicht halten mußte, lose baumelte, vermißte etwas – die Kräutertrommel. Sie war auf der Lichtung zurückgeblieben. Nun gut, das sollte die geringste seiner Sorgen sein, die Trommel ließe sich leicht ersetzen, und die Tarnelen und Einbeeren wären ohnehin kaum mehr brauchbar, aber ihm ging doch die Frage durch den Kopf, ob wohl Sylphinja ihren Besen mitgenommen habe. Alles war so schnell gegangen, daß er sich nicht mehr genau entsann. Aber nein, fiel ihm plötzlich ein, sie hatte sich nicht gebückt, und dazu wäre auch gar keine Zeit gewesen. Also lag der Besen noch am Ufer des Weihers, falls er nicht zu den Weiden gekrochen war oder die verfluchten Bäume ihn entführt hatten wie Anselms Dolch – in diesem Wald hielt er alles für möglich. Er mußte nur die Augen noch fester zusammenkneifen, dann sah er, wie der Besen sich aufrichtete, ein paar unsichere Schritte mit den Reisern tat, sich schwankend dem Wall aus Bäumen näherte, aus dem plötzlich ein Zweig hervorschoß, ihn packte und blitzschnell in das Dickicht zog ...

Ein Ruck am linken Arm, der ihm eine Richtungsänderung anzeigte, ließ die Szene verschwimmen und brachte Anselm in die Wirklichkeit zurück (sofern es noch eine Wirklichkeit gab). Ja, richtig, sie wurden zur Höhle der Pelzwesen gezerrt, und dort ... Er glaubte nicht wirklich, daß die seltsamen Kreatu-

ren Menschenfresser waren und vorhatten, Sylphinja und ihn zu verspeisen. Dann hätten sie uns gefesselt, dachte er. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sich loszureißen und zu fliehen, er hätte es schon längst tun können. Merkwürdig, nicht ein einziges Mal während des Marsches hatte er einen Fluchtversuch in Erwägung gezogen. Fast schien ihm, die Nähe der abscheulichen Wesen verströme so etwas wie Sicherheit, Geborgenheit ... Anselm kicherte lautlos – Sicherheit und Geborgenheit, das waren wohl so ziemlich die unpassendsten Wörter, die einem in dieser Lage einfallen konnten. Bilder von riesigen Kesseln, aus denen menschliche Arme und Beine ragten, schoben sich vor sein geistiges Auge. Ja, nun sah er die Szene deutlich: Eine Höhle, in der Mitte eine aus groben Felsbrocken schlampig gebaute Feuerstelle, über der an schweren Ketten ein riesiger schwarzer Eisenbottich hing. Feuerzungen beleckten ihn und brachten die Brühe zum Brodeln, doch erkannte man hinter den Dampfschwaden ein kolossales ölglänzendes Weib mit Brüsten wie gewaltige Ziegeneuter, das mit einer zwei Schritt langen Kelle im Kessel rührte und mit der warzigen Keulennase begierig schnupperte ... Fast meinte er nun auch den Duft von Fleisch zu riechen, von Menschenfleisch ... Unfug! rief er sich zur Ordnung, die beiden sind keine Oger! Oger sind nackt, stinken götterlästerlich und messen vier Schritt

an Höhe, unsere Führer hingegen sind pelzig und nicht größer als ich selbst, eher kleiner. Dennoch ließ sich der Duft nicht gänzlich vertreiben, wurde sogar ein wenig deutlicher. Nein, kein brennendes Menschenfleisch! Das kannte er, entsann sich jedoch nicht, wo er es schon einmal gerochen hatte, und ging der Frage auch nicht nach. Es duftete nach Speck, nach Speck und Eiern ...

Abrupt blieb Anselm stehen, vielleicht auch deshalb, weil sein Führer ihn nicht weiterzerrte. Offenbar war das Ziel erreicht. Nun konnte er sich nicht länger schlafend, blind und unsichtbar stellen, nun mußte er die Augen öffnen!

Der Morgen war noch fern, das sah Anselm sogleich, als er blinzelnd die Lider voneinander trennte. Silbrig beschien das Madamal ein höchst absonderliches Fleckchen Erde, viel seltsamer als alles, was dem jungen Mann in diesem Wald bisher begegnet war: Er stand auf einer Lichtung, durch die sich ein glitzerndes Rinnsal in kunstvoll geschwungenen Bögen und Schleifen wand. Brücken und Stege, wie aus Wurzeln und Pflanzengeflecht gebildet und völlig überflüssig, da das Bächlein kaum einen halben Schritt maß, überspannten es hier und dort in fremdartiger Anmut und vereinigten sich zu Pfaden, die teils den Windungen des Wassers folgten, teils gegenläufige Bogen beschrieben. Einer von ihnen führte

zum Wald, so erschien es Anselm im ersten Augenblick, doch dann sah er, daß sich dort, wo der Weg endete, eine Öffnung zwischen den Bäumen auftat, ein Tor, von Säulen flankiert, das zu einem Haus gehörte ...

Anselms Kiefer klappte herab, als er erkannte, daß vor ihm ein Gebäude aufragte – sofern man in diesem Fall von Gebäude sprechen konnte –, fast schon ein Schlößchen oder Palast, mit spitzbogigen Fensteröffnungen, Erkern, Türmchen und Zinnen, zierlichen Balkonen und gewundenen Freitreppen und ... ganz und gar aus lebendigen Bäumen errichtet oder besser: gewachsen. Es war zu dunkel, um Einzelheiten auszumachen wie die filigranartigen Fensterkreuze, den Kapitellschmuck der Säulen und die Ziergitter an Balkonen und Galerien, und Anselm, kaum bewandert in Architektur und erschüttert vom Anblick des lebendigen Hauses, war nicht in der Verfassung, stilistische Vergleiche anzustellen. Hätte er es jedoch gekonnt, dann wäre ihm die seltsame Verwandtschaft zu den Lust- und Jagdschlössern aufgefallen, die die Edlen des Nordens sich in der Zeit der Klugen Kaiser errichten ließen. Doch wie gesagt, solche Feinheiten entgingen ihm, außerdem wurde sein Blick nun auf die pelzigen Monster gezogen, die dabei waren, Sylphinja auf eine moosüberwachsene Ruhebank zu betten.

Die beiden hatten während des Marsches weder miteinander gesprochen noch das Wort an ihre Gefangenen gerichtet, und auch jetzt verständigten sie sich in einer Zeichensprache, so jedenfalls deutete Anselm ihre Gebärden. Im Augenblick nahmen sie keine Notiz von ihm, und er hatte Gelegenheit, sie genauer zu betrachten. Zottig oder struppig, so wie es ihm beim ersten Anblick erschienen war, konnte man ihr Fell nicht nennen – die seltsam unterschiedliche Länge und Beschaffenheit (wie ein Mantel aus Pelzresten, ging es ihm durch den Kopf) erweckte diesen Eindruck. Etwas Widernatürliches haftete ihrer Behaarung an, etwas Künstliches, zutiefst Irritierendes, das ihn frösteln ließ. Eben wandte das Weibchen ihm den Kopf zu und forderte ihn mit Gesten und einem heiseren »Chkomm!« auf, sich auf einer zweiten Ruhebank niederzulassen, während das Männchen im Haus verschwand.

Anselm gehorchte, was hätte er auch anderes tun sollen? Er vermied es, dem Wesen ins Gesicht zu sehen, denn er wußte, dann würde ihn wieder das Grauen packen. Während er sich setzte, begegnete sein Blick dem Sylphinjas. Die junge Hexe hatte die Augen weit geöffnet, ließ sie hier- und dorthin schweifen und schien doch weder ihn noch irgend etwas zu erkennen. Aber sie atmete ruhig und gleichmäßig, und daraus schloß der Medicus, daß

zumindest ihr Körper beim Bad im schwarzen Weiher keinen Schaden genommen hatte.

Die Ruhebank war wie ein Diwan geformt, mit erhöhtem Kopfteil und zierlichem fächerförmigen Baldachin. Als Anselm sich auf dem weichen Moos ausstreckte, spürte er mit einem Mal, wie sehr es seinen Körper nach Ruhe verlangte, auch wenn sein Geist sich in einem seltsam widersprüchlichen Zustand von träumerischer Gleichgültigkeit und erregter Wachheit befand. Er ließ die Finger über das Lager gleiten und stellte fest (nicht wirklich verblüfft, aber doch von neuem erstaunt), daß auch die Bank kein Produkt der Steinmetz-, Zimmerer- oder Tischlerkunst war, sondern wie das Haus ein gewachsenes, wachsendes, lebendiges Ding. Geschöpf, sollte man wohl besser sagen, dachte er, und als ihm klar wurde, daß die Bank lebte, daß sie aus dem Zusammenwirken vieler langsam wachsender und verholzender Pflanzen entstanden war, spürte er einen Herzschlag lang ganz deutlich, daß es seitlich knospte und sproß, wo sich irgendwann einmal, in vielen, vielen Jahren, bequeme Lehnen für die Arme ausbreiten würden. Ihn begann unvermittelt die Frage zu beschäftigen, wie die Gehölze es wohl bewerkstelligten, ihr Wachstum einzustellen, sobald ein Werk vollendet war, aber er kam nicht dazu, ihn zu verfolgen, denn eben trat das pelzige Männchen an sein Lager.

Ein irdener Napf, aus dem es verführerisch nach Speck und Eiern duftete – aber auch fremdartig, nicht nach Hühnereiern, jedenfalls –, wurde Anselm unter die Nase gehalten, und während er sich ein wenig aufrichtete und die Hände nach der Speise ausstreckte, war ihm für einen kurzen Augenblick das Gesicht des männlichen Monsters sehr nahe, und nun sah er es im hellen Mondlicht deutlich in seiner ganzen Häßlichkeit: Riesige Augäpfel, am Rand von schwärzlichen Adern durchzogen, mit relativ kleiner blauer oder hellbrauner Iris starrten aus dem Pelz hervor. Anselm schien es, als fehlten dem Wesen die Augenlider, aber das konnte er nicht mit Gewißheit entscheiden. Eine deutlich sichtbare Schnauze besaß es nicht, nur eine plumpe Wölbung oberhalb des Mundschlitzes, und da, wie bereits erwähnt, keinerlei Mimik die Züge belebte, wirkten sie maskenhaft und seltsam künstlich.

»Iß!« zischte die Kreatur, und Anselm beugte sich erleichtert über seinen Napf und löffelte ihn gehorsam aus. Dabei dachte er: Sie können Garethi, zumindest ein paar Brocken, aber ihre Kehlen scheinen anders geformt zu sein als unsere, und deshalb klingt ihre Sprache so heiser wie ... wie ein schlecht geöltes Schloß ... Das müssen Vogeleier sein. Aber wo haben sie sie gefunden in diesem vogellosen Wald? Und welche Vögel nisten um diese Zeit ...? Auch der Speck

ist nicht vom Schwein ... Sylphinja als Waldkind wüßte bestimmt, ob Igel oder Dachs ihn geliefert haben ...

»Thrinck!« riß die krächzende Stimme Anselm aus seinen Überlegungen, und dann wurde ihm ein Becher an die Lippen gehalten, den er gierig leerte. Ja, das tat gut – frisches, kühles, mit Würzkräutern versetztes Wasser. Plötzlich war Anselm so müde, daß der Löffel seiner Hand entglitt, die Lider ihm zufielen und schwarze Bewußtlosigkeit ihn umfing.

Er erwachte aus traumlosem Schlaf. Er wußte nicht, wo er sich befand, wie lange er geschlafen und was ihn geweckt hatte. Ihn fröstelte, aber er war zu schläfrig oder träge, die Decke zurechtzuziehen, die offensichtlich verrutscht war. Er verspürte keine Lust, sich zu bewegen, obwohl die Kälte schon ein wenig lästig war. In welcher Herberge bin ich? fragte er sich, brachte aber alle Namen durcheinander. Wie sollte man auch *Travias Einkehr*, *Travias Suppenkelle* und *Travias Nachtruh* auseinanderhalten? Gab es nicht noch eine weitere Schenke, in der er genächtigt hatte und die nicht Travias Namen im Schilde führte? Ja, nun fiel es ihm wieder ein – die *Silberfee.* Aber dort hatte er niemals geschlafen, oder doch? Silberfee, wiederholte er, Silberfee, eine Fee mit silbernem Haar, Farindel ... Und plötzlich erinnerte er sich an alles, was ihm in den letzten Stunden widerfahren war.

Oh, gütiger Boron, seufzte er in Gedanken, warum darf dieser Wald kein böser Traum sein, und warum darf ich nicht endlich daraus erwachen?

Aber der Wald und seine Bewohner waren kein Traum, und so hob Anselm ganz langsam die Lider. Noch hatten die Wimpern sich nicht völlig voneinander gelöst, da erkannte er schon am bläulich-dunstigen Licht, daß der Morgen eben angebrochen war (oder die Nacht sich herabsenkte – wer wollte das entscheiden?). Er wünschte sich am meisten, die scheußlichen Kreaturen nicht sehen zu müssen, hoffte, sie hätten sich zum Schlafen in ihr Schloß zurückgezogen, und erkannte sie doch schemenhaft am Fuß seines Lagers. Sie standen reglos, hatten die großen runden Augen weit aufgerissen und den Blick starr auf ihn geheftet. So schien es ihm jedenfalls, aber es war ebensogut möglich, daß seine flatternden Wimpern ihm einen Streich spielten. Anselm versuchte, als er das Flattern bemerkte, die Augen unmerklich zu schließen, aber nun zuckten die Lider nur um so stärker. Die Bewegung war so heftig, daß sie den fremden Wesen unmöglich entgangen sein konnte, und da entschied er, daß es keinen Sinn hatte, sich schlafend zu stellen, und öffnete die Augen ganz. ›Ich habe keine Angst vor euch, wer oder was immer ihr seid!‹ sollte sein entschlossener, etwas finsterer Blick ausdrücken, aber das gelang nicht, da es eine Lüge war.

Ich bin nackt! erkannte Anselm plötzlich, und Sylphinja war auch nackt, das sah er aus den Augenwinkeln. Also hatten die Kreaturen ihn und das Mädchen während des Schlafs entkleidet, und da er nichts davon bemerkt hatte, mußten sie Speise oder Trank ein starkes Schlafmittel beigemengt haben. Aber wozu das alles? Sind sie doch Menschenfresser, durchzuckte es ihn, und beratschlagen sie gerade, wen von uns beiden sie als ersten fressen wollen? Aber die plötzliche Gänsehaut, die dem Gedanken folgte, rührte nicht von diesem her, sondern von der Ahnung, daß die Beweggründe der Wesen völlig unbekannter, fremdartiger Natur waren. Was wollen sie nur von uns, warum haben sie uns gerettet oder geraubt? dachte er.

Noch nie im Leben hatte Anselm sich so scharf beobachtet gefühlt, nie hatte ihn jemand so intensiv und ausgiebig betrachtet. Unter dem Blick des Ungeheuers – des Weibchens – wurde er sich seiner Nacktheit auf prickelnde, schaudernde, aber nicht angenehme und schon gar nicht rahjagefällige Weise bewußt. Er spürte, wie die Haut sich über jedem Muskel spannte, auf den sie ihren Blick heftete, fühlte, wie jeder Makel seines Körpers entdeckt, ja geradezu entblößt wurde (was schwerlich möglich ist bei einem nackten Menschen, doch genau das war es, was Anselm empfand): Der dunkle Staub im Nabel

und zwischen den Zehen begann unangenehm zu jucken, die zu spärlichen und zu dunklen Haare auf der Brust richteten sich auf – ein seltsam kribbelndes Gefühl –, das kleine weiche Polster am Bauch, einem Mann der Wissenschaft wohl angemessen und niemals ein Grund für Verdruß oder Scham, schien zu schwellen, als es begutachtet wurde, während sein Geschlecht schrumpfte, als hätte man es mit eisigem Wasser übergossen.

Plötzlich trat das Weibchen vor und stürzte sich, einen kehligen Wehlaut ausstoßend – so zumindest empfand Anselm den Ton –, auf ... nein, nicht auf ihn, sondern auf Sylphinja. Mit ihren gräßlichen Klauen fuhr sie über die zarte helle Haut, kniff und drückte sie und hätte wohl hineingebissen, wenn ihr Gefährte sie nicht fortgezogen hätte.

Die junge Hexe erwachte unter der Attacke, und nun mischten sich ihre spitzen, angstvollen Schreie unter das Geheul des Untieres. Doch setzte das Männchen der Szene ein rasches Ende, indem es erst dem Mädchen und dann Anselm ein Pulver ins Gesicht blies, das sie augenblicklich in Borons Arme sinken ließ.

Als Anselm das nächste Mal erwachte, war es wieder Nacht; hell strahlte das schwellende Madamal. Der Duft von Butterfladen hatte ihn geweckt, und obwohl man solche Speise eher in einer Herberge

vermutet, wußte er sogleich, wo er sich befand. Hunger hatte er gewiß, nagenden, bohrenden Hunger. Er richtete sich auf und stellte gleichzeitig fest, daß keine Benommenheit sein Hirn umnebelte, wie es oft nach Genuß von Schlafpulvern oder -tränken der Fall ist, und daß er seine Kleider wieder trug. Auch Sylphinjas Blöße hatten die Kreaturen wieder verhüllt – das schillernde Grün ihres Gewandes und das rote Glimmen des Perlenschmucks waren die einzigen erkennbaren Farben. Offenbar war sie ebenso hungrig wie er selbst, denn sie saß aufrecht auf ihrer Ruhebank und reckte schnuppernd das Näschen in die Luft. Er entdeckte aber weder eine Schüssel mit Fladen noch die gastfreundlichen Ungeheuer (oder ungeheuerlichen Wirte; Anselm gefielen beide Versionen, als er im Geiste die Worte formte).

»Sing!« erklang hinter ihm eine krächzende Stimme, und ihm entfuhr ein verdutztes »Was?!«

»Sing!« wiederholte die Kreatur, und nun verstand Anselm mit einem Mal nicht nur die Worte, sondern auch ihre volle Bedeutung. Du bekommst dein Essen erst, wenn du tust, was ich dir befehle, sagten sie, du bist mein Gefangener, mein Spielzeug, mein Hündchen, das ich dressiere. Anselms Empörung war so groß, daß sie seine Furcht überwog, vielleicht verlieh aber auch die unwirkliche, halb traumhafte Situation ihm so viel Dreistigkeit, mit überraschend klarer und

scharfer Stimme »Was bildest du dir ein, Ungeheuer?! Wer bist du, daß du mir befiehlst?! Wer seid ihr, und warum haltet ihr uns gefangen?« in die Nacht zu sprechen, denn im halben Schlummer ist man immer kecker als in der wachen Wirklichkeit.

»Wirst später erfahren ... viel erfahren ... vielleicht«, antwortete die Stimme. »Nicht gefangen – geh!« Alle Wörter, die das Wesen sprach, waren von kehligen Tönen begleitet, die man durch eingefügte H- oder Ch-Laute darstellen könnte, doch wollen wir auf diese Schreibweise verzichten, um den Leser nicht zu ermüden. Auch ließen das Krächzen und Fauchen mit jedem Wort ein wenig nach, und nun gemahnte die Sprache Anselm an eine frühere Patientin seines Vaters, die nach Monden unerklärlicher Stummheit eines Tages ihre Stimme wiedererlangt hatte. Nicht gefangen – geh! wiederholte er in Gedanken. Aber wohin sollte er gehen? In den feindlichen schwarzen Wald? Mitten in der Nacht? Nein, das war gewiß gefährlicher, als für eine Weile die Gastfreundschaft der pelzigen Monster zu genießen. *Gastfreundschaft* und *genießen* sind die passenden Wörter, dachte er grimmig, aber wenn er seinen knurrenden Magen beruhigen wollte, mußte er wohl oder übel ... »Sing!« erscholl es da zum dritten Mal.

Warum Anselm nicht die beliebte Weise seiner Heimat *Ich schoß den Büttel, aber ich schoß nicht den*

Korporal für seinen Vortrag wählte, oder die ergreifende bornische Ballade von Matti Hain, die sein Vater ihn einst gelehrt hatte, wußte er später nicht zu sagen. Die Lieder fielen ihm nicht ein, und er stimmte, ohne nachzudenken, das erste an, das ihm in den Sinn kam:

Hört, Leute, was ich euch bericht
Wohl aus dem schönen Abilacht:
Dort ward ein Hexlein hingericht
Ich hab ein Lied davon gemacht.

Im Jahre vierundzwanzig Hal,
Im wonnig-holden ...

Weiter kam er nicht, denn plötzlich stürzte sich mit einem hellen Schrei Sylphinja auf ihn, zerrte ihn am Haar, hieb mit den kleinen Fäusten auf ihn ein und versuchte, ihm das Gesicht zu zerkratzen. »Pfaffenknecht, abscheulicher!« rief sie dabei, mit vor Empörung sich überschlagender Stimme, »Abscheulicher! Abscheulicher! Abscheulicher!«

Während Anselm sich seiner Bedrängerin erwehrte, wurde ihm bewußt, wie wenig feinfühlig, ja geradezu geschmacklos die Wahl des Liedes gewesen war – einer Hexe von einer Hexenverbrennung zu singen, unsäglich! Er wunderte sich auch, daß ausgerechnet

diese Ballade, die er erst einmal gehört hatte, die er kaum kannte und die noch gar nicht fertig war, sich so in sein Hirn gebohrt hatte, daß sie ihm zum unpassendsten Augenblick aus dem Mund geschlüpft war. Als er schließlich die schmalen Handgelenke sicher gepackt hatte und auch die tretenden Beine zwischen seinen Schenkeln wie in einem Schraubstock hielt, als Sylphinja ihn mit zornlodernden Augen durchbohren zu wollen schien und ihm »Warum verspottest du meine Mutter, abscheulicher Praiosknecht!?« entgegenschrie, nein besser: entgegenspie, da ein Sprühregen von Speichel ihren Worten folgte, da erkannte er erst das ganze Ausmaß der Geschmacklosigkeit: Die Kleine war die Tochter der Abilachter Hexe! Nie wäre er darauf gekommen, obwohl es doch so nahelag! Aber es bestand ja auch nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen der stattlich gewachsenen Schwarzhaarigen und dem dünnen roten Ding! Die Kleine hatte jedes Recht, aufgebracht und außer sich zu sein, das sah er wohl ein. »Verzeih, Sylphinja«, sagte er, so leise, daß die Kreaturen seine Worte nicht hören konnten, wie er hoffte, denn inzwischen war er sicher, daß sie sich aufs Garethi recht gut verstanden. »Vergib mir meinen Fehltritt, den ich aufrichtig bedaure. Und hör mir zu: Ich bin kein Praiospriester und habe nichts mit ihnen zu schaffen. Ich weiß nicht, welcher Dämon mich geritten hat, daß ich das scheußliche

Lied anstimmte, aber ich denke, der giftige Odem des Waldes hat es mir eingegeben. Und ich halte es für besser, daß wir zusammenhalten statt uns zu entzweien, solange wir hier weilen als Gäste oder Gefangene ... Kennst du den Namen der Monster, bist du solchen schon einmal begegnet?« Er lockerte den Griff von Armen und Beinen, halb erwartend, daß Sylphinja sich von neuem auf ihn stürzen werde, aber sie wich nur ein wenig zurück, funkelte ihn an und spie auf den Boden.

»Es sind Menschen!« zischte sie, und klar und hell fuhr sie fort: »*Ich* werde singen!« Dann setzte sie sich auf ihr Lager zurück und ließ ein paar trillernde Laute hören.

Menschen? dachte Anselm, wie kommt sie nur darauf? Er fand Sylphinjas Behauptung nachgerade absurd, aber bevor er darüber nachsinnen konnte, was sie an den Wesen entdeckt haben mochte, das ihr einen solchen Gedanken eingab, nahm ihr Gesang ihn gefangen – wie Vogelgezwitscher, dachte er.

Bei der Rauferei mit Anselm hatte Sylphinja ihre ganzen Kräfte aufgewandt, und so mußte sie ihren Gesang, der in der Tat mehr dem Flöten und Schluchzen der Nachtigall glich als einem Lied, immer wieder und an unpassender Stelle unterbrechen, um heftig und deutlich hörbar Atem zu holen. Auch überschlug sich ihre Stimme bisweilen und geriet in eine noch höhere

Lage, oder der Ton brach sich, wurde rauh und heiser, bevor er erstarb, doch tat das der seltsamen Anmut des Vortrags keinen Abbruch, vielleicht erhöhte es sie sogar. Nach einer Weile ging ihr Atem ruhiger, und nun wurde das Zwitschern allmählich rhythmischer und das Flöten zum Singen, einem fremdartigen Lied ohne Worte, in dem Anselm die wiederkehrende Lautfolge a – u – a – i – a zu erkennen glaubte. Das Mädchen erhob sich, ohne den Gesang zu unterbrechen oder im mindesten aus dem Takt zu kommen. Sie hatte die Augen geschlossen, ließ die Arme locker um den Körper schwingen, stampfte – zunächst kaum sichtbar, doch im Verlauf des Liedes immer wilder – mit den Füßen aufs Moos. Und nun bildeten die Töne sich endlich zu Worten. Sylphinja sang:

Schwarze, schwüle Efferdnacht, voll von zartem Klingen,
Alle machen sich bereit, wenn die Geister singen ...
Widderhörn'ger, wo bist du?

Bleich hebt sich das Madamal aus dem Meer von Bäumen,
Wispern, Raunen ringsumher, ein Gespinst aus Träumen ...
Widderhörn'ger, fühlst du es?

Und nun hebt ein Rauschen an, wenn die Besen steigen,
Kleider flattern, langes Haar tanzt im Windesreigen ...
Widderhörn'ger, siehst du es?

Über Wälder geht der Flug, Äcker, Flüsse, Hecken,
Helles lachen füllt die Luft, Kichern, Jauchzen, Necken ...
Widderhörn'ger, hörst du es?

Samthauch, Ambra, Sandelholz, Moschus, Myrrhe, Nelken,
Düfte schweben durch die Nacht, Blumen, die nicht welken ...
Widderhörn'ger, riechst du es?

Auf der Bergeskuppe rund lodern gelbe Flammen,
Prächt'ge Kleider, rotes Haar, nun sind wir beisammen ...
Widderhörn'ger, fühlst du uns?

Fiedel, Trommel, Laute, Horn spielen uns're Lieder,
Wechselnd stets und stets von vorn, wieder, immer wieder ...
Widderhörn'ger, hörst du uns?

Füße trippeln, hüpfen, stampfen zu den wilden Weisen,
Arme, Haare, Kleider schwingen, und die Hüften kreisen ...
Widderhörn'ger, siehst du uns?

Immer heißer wird der Tanz, brodeln uns're Säfte,
Viele sind wir und doch eins, machtvoll uns're Kräfte ...
Widderhörn'ger, kommt
Widderhörn'ger, komm!
Widderhörn'ger, komm!

Kein Widderhörniger erschien, und das hatten Sylphinja und Anselm wohl auch nicht wirklich erwartet, wobei der letztere vielleicht beim plötzlichen Auftauchen eines widderhörnigen Ungeheuers weniger Verblüffung gezeigt hätte als die junge Hexe. Wer mochte das Wesen sein, hatte Anselm sich während Sylphinjas Vortrag gefragt, das die Worte des Liedes herbeisehnten, riefen, und in der letzten Strophe geradezu herbeizwangen? Denn nur den Worten haftete etwas Forderndes, Beschwörendes an, Sylphinjas Darbietung hatte es gefehlt. Sehnsuchtsvoll, süß und schluchzend hatte sie gesungen, die Töne von heiserem Raunen zu glitzernden, zwitschernden Höhen führend, und auch die Sprache ihres Körpers hatte nur Sehnen, Verströmen und Hingeben ausgedrückt. Sanft waren zu Beginn die Arme um den Körper gependelt und schließlich auf ihm gelandet, doch nicht zur Ruhe gekommen, denn bald hatten sie zu wandern begonnen, waren über Schenkel, Bauch und Brüste geglitten, hatten das Haar im Nacken gehoben und durch die Finger rieseln lassen. Dann hatten die

Arme sich langsam zum Himmel gereckt, schwankend und schwingend, mit kreisenden, wedelnden Händen und Fingern. Und die Füße, trippelnd stampfend zuerst, hatten sich zierlich gekreuzt, als das Trippeln nach und nach in Hüpfen übergegangen war, und hin und wieder einen überraschenden Hopser getan.

Als Lied und Tanz vorüber waren, ließ Sylphinja sich wieder auf dem Lager nieder. Die Brust hob und senkte sich unter den raschen Atemzügen, und um die Lippen spielte ein Lächeln, aber das sah Anselm nicht. Ihre Bewegungen während des Singens – tanzen mochte er es nicht nennen, dazu war es ihm denn doch nicht raumgreifend genug gewesen – hatten ihm gut gefallen und unter anderen Umständen womöglich rahjagefällige Gefühle in ihm erweckt. Nein, nicht wirklich, dachte er – sie ist zu seltsam und zu jung.

»Eßt nun!« erklang in diesem Augenblick die Stimme des männlichen Wesens. Richtig, fiel Anselm ein, sein Magen verlangte knurrend nach Nahrung. Er hörte ein Rascheln hinter dem Baldachin, und als er sich erhob, um nachzuschauen, ob dort die Speisen bereitstanden, sah er, wie die unheimlichen Gastgeber eben in ihrem Schloß verschwanden. Warum verbergen sie sich nun, nachdem wir sie doch schon gesehen haben? fragte er sich. Sein Blick blieb kurz auf

dem lebenden Bauwerk haften, und ihm ging durch den Kopf, daß er es sich gern einmal ausführlich bei Tageslicht betrachten würde, aber als er das Brett mit den Fladen entdeckte und die Näpfe voll Kompott oder Beeren, waren nur noch die Speisen von Interesse.

Gierig langte Anselm zu. Die Fladen waren aus Mehl und Milch bereitet und in Butter gebacken, und die Näpfe enthielten wundersam süße und saftige Beeren, die er nicht kannte. Während er kaute und schluckte, dachte er, daß er Sylphinja für ihren Vortrag loben sollte, daß er sie fragen müsse, wieso sie die Monster für Menschen halte, wer der Widderhörnige sei; doch in Anbetracht ihres abweisenden Blikkes und seines vollen Mundes erachtete er es für sinnvoller, die Unterredung nach dem Essen zu führen. Er trank von dem würzigen Wasser, das in zwei Krügen bereitstand, schluckte den letzten Bissen und war unvermittelt so müde, daß es ihm kaum gelang, rechtzeitig vor dem Einschlafen die Ruhebank zu erreichen. Während er sich ausstreckte und schon halb vom Schlaf umfangen war, dachte er wieder: Was wollen sie von uns? Warum füttern und tränken sie uns? Warum schläfern sie uns ein? Dann wurde es schwarz ringsumher, und er tauchte ein in traumlose Leere.

Wieder (oder noch immer?) schien der Mond, als

Anselm das nächste Mal erwachte. Und diesmal spürte er den Blick auf seinem Körper – auf sein Herz, um genau zu sein –, noch bevor er blinzelnd die Lider hob. Es war das Männchen, das an seinem Lager stand, und es hielt einen schimmernden Dolch umklammert. Die zitternde Spitze wies auf Anselms Brust, dorthin, wo sich im Käfig der Rippen das Herz befand, das bei der Erkenntnis, daß es von scharfem Stahl bedroht wurde, wie wild zu hämmern begann. Anselms Hemd war geöffnet – er spürte es mehr, als daß er es sah –, und der junge Mann glaubte, man müsse die heftigen Schläge durch Muskeln, Fett und Haut hindurch erkennen. Töte mich nicht! wollte er rufen. Ich tue alles, was du verlangst. Aber er brachte die Lippen nicht auseinander.

Viele rasende Herzschläge lang, während er sich nicht rühren konnte, während er nicht sprechen konnte, während sein Sonnenpunkt so heiß wurde, daß er zu glühen schien, in denen sich, unwillentlich und willkürlich ausgewählt, Szenen aus seinem Leben vor das geistige Auge schoben, während er dachte, daß er nun beten müsse, und ihm weder ein Gebet einfallen wollte noch, wem der Zwölf er seine Seele anempfehlen könne, fixierte Anselm die blinkende Dolchspitze. In dieser Zeitspanne, von der er später nicht zu sagen vermochte, ob sie Stunden oder Augenblicke währte, erkannte er, daß der Dolch sein ei-

gener war, obwohl er es gar nicht wissen wollte. Er fragte sich, ob er irgendeine Sünde begangen haben mochte, die ihn der ewigen Verdammnis anheimgeben werde, entsann sich keiner und fand es zugleich unfaßbar, unvorstellbar und nachgerade widernatürlich, daß er hier und jetzt und ohne den Grund zu kennen, von einem unbekannten Monster erdolcht werden sollte, noch bevor er seinen dreiundzwanzigsten Tsatag, den er am achten Praios feierte, erreicht hatte. Unfaßbar und unpassend fand er den Tod, auf den er nicht vorbereitet war, und er konnte nur das eine denken: Ich will nicht sterben! Er ist unmöglich, daß ich sterbe!

Da begann die Rechte der Kreatur zu zittern – habe ich laut gesprochen, statt leise zu denken? fragte sich Anselm, als er es bemerkte –, so als koste es das Wesen ungeheure Anstrengung, den Dolch am Zustoßen zu hindern. Ein gräßlicher Schrei hallte durch die Nacht, und der Dolch entglitt den Fingern. Im Fallen ritzte er Anselms Bauch, was dieser wohl sah, aber nicht spürte, und dann kitzelte der bekannte würzige Duft des Schlafpulvers wieder seine Nase, und er schlief schon, bevor er sich fragen konnte, aus welcher Pflanze oder welchem Kristall es wohl gewonnen wurde.

Die Zeitdauer von Anselms Schlaf wollen wir dazu nutzen, von Sylphinjas innerem und äußerem Befin-

den zu berichten. Dem tödlichen Sog des Weihers hatte sie nicht widerstehen können, und gewiß wäre sie in die Tiefe getaucht, wenn nicht das Wurfgeschoß der pelzigen Kreaturen die schwarze Oberfläche aufgewühlt hätte. Noch bevor die Wellen sie erreichten, weckte sie ein Blitz von Haß oder Wut, der die wohlige Gleichgültigkeit vertrieb. Und dann war sie wach, erkannte, daß sie in bodenlosem feindseligen Wasser trieb, wollte sich strampelnd oder paddelnd ans Ufer retten (aufs Schwimmen verstand sie sich nicht) und wurde plötzlich von etwas, von einer grausamen, bösen Macht, in die Tiefe gerissen. Die wenigen Herzschläge, die sie in dem schwarzen Wasser verbrachte, waren die grauenhaftesten ihres Lebens, und so gewiß es keine Steigerung gibt für Todesnot, weil sie die höchste aller Nöte ist, so gewiß man keine Vergleiche darüber anstellen kann, ob es furchtbarer, beziehungsweise weniger furchtbar sei, von einem Krakenmolch verschlungen, von einem Ork zu Tode gefoltert oder von einem Dämon in ein Aschehäufchen verwandelt zu werden, so gewiß ist, daß Sylphinja, um einen so unsinnigen Vergleich gebeten, geantwortet hätte: Es war furchtbarer als all das.

Wer oder was sie rettete, spürte sie erst, als sie halberstickt am Ufer stand und hustend, keuchend und mit fest zusammengekniffenen Augen das widerwärtige Wasser wieder von sich gab: Es waren

menschliche Wesen. Deshalb schrie sie auch, als sie die so wenig menschenähnlichen Kreaturen erblickte.

Den Weg zum Heim der Waldbewohner erlebte sie anders als Anselm, denn die Entbehrungen und Erlebnisse der letzten Tage und die gerade durchlebte Todesnähe hatten sie so geschwächt, daß sie nichts weiter denken konnte als: Ich lebe ... ich bin entkommen ... entronnen ... gerettet ... oh, ich lebe. Und es hätte auch kaum eines Schlaftrunkes bedurft, ihr stärkenden, traumlosen Schlummer zu schenken (um Sylphinja einzuschläfern, war das Mittel gewiß nicht vonnöten, denn sie war müde wie nie zuvor, vielleicht aber wurde es gebraucht, um ihren Schlaf stärkend und traumlos zu machen). In der Tat fühlte sie sich, als sie das nächste Mal erwachte, kräftiger als zuvor, trotz des Schreckens, den der Überfall der pelzigen Frau ihr bereitete, vor allem aber spürte sie, daß ein weniges ihrer Kraft zu ihr zurückgekehrt war.

In der kurzen Spanne des folgenden Wachseins – sie erwachte häufiger als der junge Medicus und nicht immer zur gleichen Zeit wie dieser – erkannte sie die seltsame Unnatur und Künstlichkeit in der wuchernden Lebendigkeit des Ortes, nahm wahr, daß die Pelzmenschen auch Anselm gerettet(?) hatten und daß es ihm gut erging, daß den Lebenssäften und -kräften der Kreaturen etwas ähnlich Widernatürliches und Künstliches anhaftete wie denen der Pflan-

zen, und daß die Retter(?) Anselm und ihr selbst zwar Teilnahme, nicht aber Wohlwollen oder gar Freundschaft entgegenbrachten. Doch hütete sie sich, *es* auszuschicken, um das Geheimnis der seltsamen Menschenwesen zu ergründen. Nein, sie wollte abwarten, essen, schlafen und ihre Kräfte wachsen lassen. Und sie wuchsen. Jedesmal, wenn Sylphinja erwachte, war sie ein wenig stärker geworden, doch warum man ihren Körper und ihren Geist pflegte, darüber nachzudenken, verbot ihr das allgegenwärtige zarte Gefühl von Bedrohung und Gefahr, das sie seltsamerweise nicht an Flucht denken ließ oder daran, irgendwann einmal ihre Macht gegen die Wesen zu richten (zwar umschwebte sie keine magische Aura, aber doch der Dunst unbekannter, uralter Kräfte). Als jedoch der Mann Anselm zu singen befahl und dieser nach kurzer Widerrede das abscheuliche Lied anstimmte, waren ihr Zorn und ihre Empörung so groß, daß sie sich bezwingen mußte, nicht all ihre Kräfte in einen Fluch zu legen.

Vielleicht beflügelte der Zorn sie bei ihrem Vortrag oder wandelte sich vielmehr beim Singen in Leidenschaft und Sehnsucht, denn mit solcher Hingabe hatte Sylphinja das alte Lied der Schwestern nie zuvor gesungen. Sie rief nicht nach Levthan, sehnte ihn auch nicht herbei, ihr war vielmehr, als erlebe sie das Lied, als sei sie eine von jenen, die sich mit dem Besen in

die Lüfte erhoben, durch die traumvolle, schwüle und duftende Nacht über Wälder, Berge und Seen zum Festplatz flogen, um dann im wilden, schier endlosen Tanz die Kräfte mit denen der Schwestern zu vereinigen. Sie spürte auch ein Tasten, sah ein Paar dunkel schillernde Augen funkeln und war, als das Lied geendet hatte, seltsam verwirrt, sich allein und verlassen – so empfand sie es, trotz Anselms und der fremden Menschenwesen Gegenwart – auf einer mondbeschienenen Lichtung wiederzufinden.

Kurz darauf schwebte Sylphinjas Seele wieder durch traumlose Dunkelheit.

Doch wollen wir uns nun wieder Anselm zuwenden, der die Phasen von Wachen und Schlafen nicht zählte noch in Erinnerung behielt, wie oft er gefüttert wurde. Er hätte nicht sagen können, wie viele Tage er nun schon in der Obhut oder Gefangenschaft der Kreaturen verbrachte, ob es ein einziger unendlich langer war oder sieben, oder siebenmal sieben, und die Frage beschäftigte ihn auch nicht wirklich. Vermutlich machen die Pülverchen, die sie uns verabreichen, mich so sorglos, dachte er einmal, kurz bevor die Bewußtlosigkeit des Schlafes ihn wieder umfing.

Ein anderes Mal, wieder mit der duftenden Verheißung von Speise als Lohn, forderte das Weibchen – er erkannte es an der inzwischen weit weniger rauhen

Stimme, denn sehen ließ es sich nicht – ihn und die junge Hexe auf, von ihren Lebenswegen, ihren Absichten und den Umständen zu berichten, die sie in den Wald geführt hatten, und so erfuhr er endlich ein paar Einzelheiten von Sylphinjas Geschichte.

Beim nächsten Erwachen, weder in der Nacht diesmal noch im Zwielicht von Morgen- oder Abenddämmerung, wurde Anselm eines so seltsamen Schauspiels teilhaftig, daß er es bis an sein Lebensende nicht vergessen sollte. Zugleich fragte er sich später, wieviel er wirklich gesehen hatte, und welchen Anteil das grüngolden flirrende Licht und die Nebel des Schlafpulvers an der Erscheinung gehabt hatten.

Noch bevor er die Augen öffnete, wußte er schon, daß etwas anders war als zuvor: Der Magen meldete keinen Hunger, kein Duft von Speisen drang ihm in die Nase, aber die Haut erzählte von sonniger Wärme, und die Ohren vernahmen ein leises Plätschern.

Den blauen Himmel sah Anselm zuerst, und der Anblick war wie Balsam für seine Seele. Auch die grünen Blätter, die sich in sein Blickfeld schoben, als er die Augen nun langsam wandern ließ, machten ihn für einen kurzen Augenblick so froh, als hätte er nie zuvor etwas Schöneres gesehen. Punkte von goldenem Licht blitzten hier und dort zwischen dem Laub hervor, kitzelten Augen und Nase, so daß er fast geniest hätte – eine beglückende körperliche Empfin-

dung, die durch das Ausbleiben des erlösenden Ausbruchs nicht gemindert wurde. Nun erkannte er auch die Bäume, nannte im Geiste ihre Namen, versuchte, die Zweige zu entwirren, sie Ästen zuzuordnen und von diesen zu den Stämmen zu gelangen, als er plötzlich seinem Blick innezuhalten befahl. Was war das? Ein Dach, eine belaubte Kuppel? Anselm glaubte einen Pavillon zu erkennen, nein, es war ein runder Tempel – dessen war er plötzlich gewiß, ohne sagen zu können weshalb –, doch von so seltsamer Bauart, daß er keinem der Zwölfe gefallen hätte. Fast haftete dem Stil etwas Blasphemisches an, das Anselms vorausgegangene Freude augenblicklich abtötete und durch beklommenes Schaudern ersetzte.

Wie das Schloß der pelzigen Monster war auch der Tempel ein lebendes Wesen oder vielmehr eine selbstgewählte oder durch das Einwirken widernatürlicher Kräfte erzwungene Gemeinschaft lebender Wesen, von Bäumen, die Anselm ihrem Laub nach hätte benennen können, die darüber hinaus jedoch nichts mit den ihm vertrauten gemeinsam hatten. Es waren Eiben, Pappeln, Ahorn, Ilmen, Felsenbirnen und Zedern, Bäume, die man selten zusammen an einem Orte antrifft. Anselm zählte dreizehn Stämme, dreizehn Säulen, die das Tempeldach trugen. Er zählte dreimal, aber es gab keinen Zweifel an der lästerlichen Zahl. Die Anordnung der Gehölze hatte etwas

Irritierendes, Unangenehmes, obwohl sie, wie es schien, einen vollkommenen Kreis bildeten. Vermutlich lag es an den Abständen zwischen den lebenden Säulen, die so beschaffen waren, daß man sich wünschte, hier einen Stamm zwei Spann nach links, dort einen drei Spann nach rechts zu rücken. Aber so wenig möglich ein Verrücken von Säulen ist, ganz und gar unmöglich ist es bei Bäumen.

Anselm hielt die Pflanzen für sehr alt, obwohl keiner der Stämme einen kolossalen Umfang aufwies. Im Gegenteil, einige wirkten geradezu kümmerlich, verkrüppelt und verwachsen. Einschnürungen und Verjüngungen wurden von wulstigen Auswüchsen abgelöst, und hier und dort formte sich die knotige Borke zu scheußlichen Mustern. Was macht die Verzierungen nur so abscheulich? fragte sich der junge Mann. Zum Teil rührte sein Widerwillen wohl daher, daß die Warzen und Einkerbungen wirkten, als habe der Baum vorgehabt, hier und dort Äste oder Zweige auszubilden, doch diesen Wunsch aus irgendeinem Grunde unterdrückt hatte, als habe er sich selbst am Wachsen gehindert oder sei von einem fremden Willen daran gehindert worden. Anselm kamen die Wörter Zwang, Gewalt und Verletzung in den Sinn, doch bevor er über ihren Sinn nachdenken konnte, wurde ihm plötzlich die wahre, weit kränkere Natur der Abscheulichkeit bewußt. In die Muster, die die Säulenstämme zierten,

waren Figuren eingewoben, verzerrte, entstellte Abbilder von Tieren, und mit Schrecken erkannte er: einen aufgeblähten Delphin mit scheußlich schuppiger Haut, einen bis auf wenige Federn kahlen Raben mit breitem Entenschnabel, einen Storch mit krummen, knorpeligen und viel zu langen Beinen, einen Greifen mit grauenhaften Fledermausflügeln, eine ausgemergelte, räudige, zahnlose Löwin ...

Mit wachsendem Entsetzen betrachtete Anselm den götterlästerlichen Tempel und die noch lästerlicheren Bildwerke. Er war kein sonderlich frommer Mensch, ging selten zum Tempel und sprach die Gebete oft mehr mit den Lippen als mit dem Herzen, nun aber spürte er, daß es eine Sünde wäre, die Augen weiterhin auf dem in seiner widernatürlichen Schändlichkeit faszinierenden Bauwerk weilen zu lassen, und konnte doch den Blick nicht losreißen. Wer mochte die Bäume gepflanzt und in diese Form gezwungen haben? fragte er sich. Der Namenlose? Als ihm dieser Gedanke kam, gelang es ihm endlich, den Kopf mit einem Ruck zur Seite zu wenden. Doch viel war damit nicht gewonnen. Denn nun sah er, wer das Bächlein zum Plätschern gebracht hatte.

Ein Untoter entstieg dem Wasser. Anselm war nie zuvor einer dieser grauenhaften Kreaturen begegnet, die weder lebendig sind noch friedlich ruhen in Borons Schlafgemach, die seelenlos zwischen des Sphä-

ren wandeln und nur eines wollen: töten, da der Tod ihnen selbst verwehrt ist. Anselm war froh, daß das Wesen ihm den Rücken zuwandte. Nein, froh war er nicht, alles andere als froh, und er wünschte nur eines: daß der Untote sich nicht umwenden möchte und rasch im Wald verschwände. Der Medicus wollte ihn weder von vorn noch aus der Nähe sehen, und erst recht wollte er nicht von ihm entdeckt werden.

Feucht klebte das Haar der Kreatur an Schultern und Rücken, helles Haar und in trockenem Zustand gewiß von schönem silberblonden Ton. Es zeichnete die Formen des nichtvorhandenen Körpers nach, wie Anselm überrascht bemerkte – tatsächlich mischte sich bei dieser Beobachtung Verblüffung in seine Furcht, genauso wie es ihn überraschte, daß ein Geschöpf der Nacht am hellen Tag in einem Bächlein badete –, nicht die von Schulterblättern, Rückgrat und Brustkorb, wie er erwartet hatte. Denn als erstes waren die bleichen Knochenarme in sein Blickfeld geraten, und der Gedanke hatte sein Hirn durchzuckt: ein lebendes Gerippe, ein Untoter! Der Widerspruch, der in der Vereinigung von goldgesprenkeltem Waldeslicht, einem harmlosen Bad und einer untoten, unnatürlichen Kreatur lag, verlieh der Szene etwas überaus Gespenstisches und ließ Anselm starren, blinzeln, zwinkern. Nun war sein Blick noch weit mehr gefesselt als zuvor von dem lebenden Tempel-

bau; er konnte ihn nicht abwenden, mußte sehen, was er nicht sehen wollte, und alles in sich einsaugen.

Ob es am Blinzeln lag, daß Anselm die Knochen weniger deutlich wahrnahm, je länger er starrte, oder am unruhigen Spiel des Lichtes, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls erschien es ihm nach und nach, als winde sich ein rötliches Gespinst um die Gebeine. Ja, nun erkannte er es deutlich: ein Netz, aus unterschiedlich dicken Fasern von hellem und dunklerem Rot geknüpft. Und er sah auch, zwischen den unstet flatternden Wimpern hindurch, daß die Fasern vibrierten und pulsierten, als seien sie lebendig.

Die Kreatur legte den Kopf in den Nacken und die Knochenhände unter das Haar, um es vom Rücken zu lösen, tat ein paar Schritte seitwärts, wo ein schräger Balken von Sonnenlicht einen hellen Kreis auf den Waldboden malte. In diesem Lichtkreis begann sie nun sich wohlig zu räkeln und langsam im Kreise zu drehen. Silberne Tropfen sprühten im Licht, und silbern waren auch die Lichter, die hier und dort über dem roten Gespinst und Geästel aufblitzten. Wie ein zerrissener, verwehender Schleier von Feenstaub erschienen sie Anselm, wie eine Aura stoffloser Stofflichkeit, und ein paarmal glaubte er die Konturen eines schönen, jungen, weiblichen Körpers auszumachen.

Langsam drehte sich die Kreatur, und wie es kommen mußte, kam es: Nach einem halben Kreis

wandte sie Anselm die Vorderseite zu. Er sah sie, und sie sah ihn, und einen kurzen Augenblick lang starrten die Knochenfrau und der Medicus einander an in stummem Entsetzen. Dieses war es, was Anselm in den wenigen Herzschlägen erkannte, die der Anblick währte: ein Totenschädel von milchigen Knochen, aus dem weiße geäderte Augäpfel quollen, grinsende Kiefer mit langen Zähnen und über ihnen, wie über allem ein zartes verästeltes Netz aus Rot, rote, schluckende, pulsende Stränge, die vom Schädel abwärtsführten und den Blick auf die Wirbel des Halses verdeckten, darunter, eingeschlossen von milchigen Rippen, rote, flatternde, zuckende Lappen – bräunliche Gebilde, unter den Rippen hervorquellend und von gelblichem Gekröse umsponnen – üppige, dichte Windungen von abstoßender Farbe, die sich hier blähten, dort zusammenzogen ...

Anselm schrie, Sylphinja schrie, die Kreatur schrie. Dann verschwand sie schrill kreischend im Wald. Wenige Wimpernschläge später erschien das pelzige Männchen auf der Lichtung und blies den Gefangenen glitzernden Staub in die Gesichter, der sie zum ungezählten Mal in traumlosem Schlaf versinken ließ.

»Wacht auf, ihr Kurzlebigen!« vernahm Anselm eine rauhe, hohle Stimme durch die wattigen Nebel des Schlafes. »Wacht auf!« erklang es abermals, und nun wußte er wieder, wer er war, wo er sich befand und zu wem die Stimme gehörte. Am kühlen Tau auf Gesicht und Händen und der Schwärze, die er hinter den geschlossenen Lidern spürte, erkannte er die nächtliche Stunde. Dann war es plötzlich da, unwillkommen und ungerufen, das gräßliche Bild der gehäuteten, fleischlosen, untoten Frau. Wollte er vertreiben, was er sah? Er wußte es selbst nicht, war hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, die Augen aufzureißen und das Bild zu verscheuchen, und dem Verlangen, es schärfer und näher zu sehen.

»Vor vielen, vielen Jahren, achthundert mögen es nun sein oder gar mehr«, begann die Stimme zu erzählen. Anselm öffnete die Augen, erkannte mit einem Mal an der fast vollkommenen Finsternis, die ihn umgab, und der anderen Beschaffenheit des Polsters unter seinem Rücken, daß die Kreaturen ihn, während er schlief, an einen anderen Ort geschleppt hatten. Er kam nicht dazu, sich nach dem Grund zu

fragen, denn die Stimme des Mannes fuhr fort, und er mußte ihr lauschen (das Krächzende war inzwischen von ihr abgefallen, aber dennoch klang sie seltsam fremd und wenig menschlich, und Anselm konnte auch nicht entscheiden, aus welcher Richtung sie drang, ob von oben, von hinten oder von vorn): »... da lebte in Harmlyn am Tommel ein Gutsherr. Er war kein reicher Mann, denn woher sollte wohl in Harmlyn der Reichtum kommen? Sein kostbarster Schatz waren seine beiden Kinder, ein Zwillingspärchen, bei deren Geburt die Mutter starb. Er nannte die Kleinen Boronian und Boroniane, da sie ihm wie Boten des strengen Herrn Boron erschienen, doch als die beiden älter wurden und die Geschichte ihrer Geburt erfuhren, nannten sie sich selbst und einander Tsalieb und Tsahold, denn sie sahen es so, daß Frau Tsa aus dem Tod neues Leben hatte sprießen lassen.« Der Mann hielt inne, so als denke er über das eben Gesagte oder den Fortgang der Geschichte nach.

»Ich glaube, es war die Kinderfrau, die den beiden diesen Gedanken eingab«, ließ sich die helle, an einen messingnen Gong gemahnende Stimme der Frau vernehmen. Genauso wie ihr Gefährte sprach sie langsam und seltsam gleichtönig, ohne die Stimme zu heben oder zu senken und ohne durch Pausen Satzteile und Satzende kenntlich zu machen, so daß es einige Mühe kostete, ihrer Rede zu folgen. »Sie ver-

übelte ihrem Herrn die düsteren Namen, wie sie den Kindern später anvertraute, hielt sie für schlechte Omen, und so rief sie den Knaben Boronian-Tsahold, und das Mädchen Boroniane-Tsalieb. Da solch lange Namen den Zwillingen aber lästig waren, wenn sie miteinander spielten und tuschelten, da sie kaum selber wußten, wie sie wirklich hießen, und da *lieb* und *hold* Wörter waren, die ihnen gefielen, verzichteten sie mit der Zeit auf die ersten Teile ihrer Namen. Und später geschah es bisweilen, daß sie einander nur *mein Lieb* und *mein Hold* nannten. Sie waren auch lieb und hold, nicht wahr?«

Obwohl es nicht wie eine Frage geklungen hatte, war es doch eine, und der Gefährte antwortete nach kurzem Nachdenken: »Ich weiß es nicht, aber ich möchte es gern glauben. All die Jahre habe ich versucht zu glauben, daß sie wahrlich lieb und hold waren, doch vielleicht ist dies gerettete Kleinod ein falscher Stein ... Lieb und hold war in jedem Fall ihr Erscheinungsbild. Wie Alveraniare der himmlischen Tsa oder gar Ihrer lieblichen Schwester Rahja sähen sie aus mit ihrer rosigen hellen Haut, den strahlendblauen Augen und dem weichen silberblonden Haar, so sagten die Leute. Vielleicht machte das frühe und häufige Lob die Kinder überheblich und vermessen, vielleicht legte es den Keim für ihr Verderben, weil es ihre Seelen verdarb ...«

»Ihre Seelen waren rein und unverdorben!« widersprach die Frau, ohne eine Gemütsregung zu zeigen. »So lautet die Geschichte. Sie liebten und ehrten Frau Tsa, waren neugierig und begierig auf alles Neue. Und als sie erfuhren, daß Sie Leben gibt und kein Leben nimmt und nicht wünscht, daß Leben genommen werde, da beschlossen auch die Kinder, kein Leben mehr zu nehmen, gingen nicht mehr auf die Jagd, aßen nicht mehr von Schwein, Hammel und Wildbret und ließen sich lieber von den Wanzen beißen, als sie zu zerquetschen. Ja, so lautet die Geschichte!«

»So lautet die Geschichte, ich weiß es wohl, aber ich weiß auch, daß sie niemals von Wanzen gebissen wurden, und darum ist vielleicht auch dieses Kleinod eine falsche Perle auf der Schnur ...«

Anselm lauschte der Erzählung mit wachsender Faszination. Sie erinnerte ihn an eine Geschichte, die er schon einmal gehört hatte, aber er wußte nicht wo, und es war auch eine ganz andere Geschichte gewesen, wenn er es recht bedachte. Zugleich hatte der seltsam gleichförmige, metallische, fast seelenlose Klang der Stimmen etwas Einschläferndes, und immer wieder mußte er die aufkommende Müdigkeit niederkämpfen.

»Sie wurden weder von Wanzen gebissen«, fuhr der Mann fort, »noch von Moskitos gestochen noch von anderen Plagegeistern heimgesucht und dachten

in ihrer Überhebung, das sei der Lohn für ihren tsagefälligen Lebenswandel.«

»Sie dachten es in ihrem Unverstand – junge Kinder von dreizehn Jahren. Nie kam ihnen ein anderer Gedanke. Wie hätten sie auch wissen sollen, daß ihrem Blut, ihren Säften, ihrem Atem, ihrer Haut etwas Abstoßendes entströmte, der Duft von Vergänglichkeit und Tod, für kaum eine menschliche Nase wahrnehmbar, wohl aber für die des Stech- und Beißgetiers.« Die Frau schwieg eine Weile, dann sagte sie: »Nein, sie konnten nicht darauf verfallen, daß Herr Boron ihnen dies Zeichen eines frühen Todes verliehen hatte, jung, schön und blühend, wie sie waren.«

»Haben sie je zu Boron gebetet?« erwiderte der Mann. »Haben sie je Seinen Tempel aufgesucht? Haben sie je einen Seiner Priester befragt? Nein, das taten sie nicht, obwohl sie Boroniane und Boronian hießen. Doch genug hiervon, es bringt die Geschichte nicht voran. Übermütig und begierig, die Welt zu entdecken, streiften die Kinder durch die Wälder. Bald kannten sie alle Pflanzen und Tiere beim Namen, kannten so manches Geheimnis des Waldes und wußten um die belebende oder berauschende Wirkung von Pilzen und Beeren. Als es auf dem Gut, in Harmlyn und in den Wäldern um Harmlyn nichts mehr zu entdecken gab, zogen sie weiter und immer weiter, bis sie in einen schier endlosen Wald gerieten ...«

»War es nicht vielmehr so, daß sie von daheim flohen, weil Boroniane mit einem fernen Verwandten im noch ferneren Trontsand vermählt werden sollte?« warf die Frau ein. »Die Geschichte handelt auch von der Unzertrennlichkeit der Zwillinge, der Liebe, die sie füreinander empfanden und die mit der Zeit immer inniger wurde.«

»Innig war ihre Liebe zu allen Zeiten, so innig, daß sie nicht inniger werden konnte«, widersprach der Mann. »Aber etwas anderes geschah mit der Liebe, sie wandelte sich in wenig traviagefälliges Begehren ...«

»In rahjagefälliges Begehren.«

Plötzlich fiel Anselm ein, daß auch Tsaiane ihm von einem Zwillingspärchen erzählt hatte, das in rahjagefällige Liebe füreinander entbrannt war. Sollte es sich um dieselben Zwillinge handeln? fragte er sich. Aber die Geschichte der Bardin, auf die er sich kaum noch besinnen konnte, hatte von Grausamkeit erzählt, von namenlosen Freveltaten ... Bevor er dazu kam, sich die Einzelheiten von Tsaianes Erzählung ins Gedächtnis zu rufen oder sich Gedanken darüber zu machen, warum, bei allen Zwölfen, die pelzigen Menschen ihm überhaupt eine Geschichte, diese Geschichte, erzählten, stieß der Mann einen seltsamen Laut aus – ein Keuchen? Lachen? Husten? Dann sprach er weiter:

»Mutmaßungen über die Wünsche der Götter anzustellen oder darüber, was Ihnen gefällt und was Ihnen nicht gefällt, bringen die Geschichte nicht voran. Wer Hunderte von Jahren damit zugebracht hat, Ihren Willen zu ergründen, sollte wissen, daß es ein müßiges Unterfangen ist. Ob die Liebe der Geschwister Frau Rahja gefiel, läßt sich heute ebensowenig entscheiden wie vor achthundert Jahren. Genauso ungewiß war und ist, ob Frau Tsa den Leib des Mädchens verfluchte oder segnete. Aber es ist wahr: Nicht die Abenteuerlust vertrieb Boronian und Boroniane von daheim.«

»Tsahold und Tsalieb! Denn sie waren hold und lieb und einander hold und lieb. Und auch ohne das Kind des Bruders, das Tsalieb unter dem Herzen trug, hätte sie nicht in die Ehe mit dem Trontsander eingewilligt. Sie wäre mit Tsahold in die Welt gezogen, sie hätte ihn niemals verlassen.«

»Hätte, wäre, würde ...« Der Mann schwieg eine Weile, dann lachte er hart und metallisch (nicht keuchend oder schnaubend diesmal). »Die Geschwister verließen Harmlyn, überquerten den Tommel bei Fairnhain und schlugen sich in die Wälder«, fuhr er fort. »Ihr Ziel war der Süden, die große Stadt Havena. Dort, so dachten sie, könnten sie unerkannt und unentdeckt als Mann und Frau leben. Vielleicht, so überlegten sie weiterhin, sollten sie auch in einen Tempel

der Tsa eintreten oder, so es in Havena keinen gäbe, der Immerjungen Göttin ein Haus errichten. Sie dachten sich auch Namen für das Kind aus: Tsafried oder Tsafriede, Tsaian oder Tsaiane, Tsatraut oder Tsatraute, an die verwickelten verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen und dem Kind hingegen – daß es zugleich Sohn oder Tochter, Neffe oder Nichte sein würde – verschwendeten sie keinen Gedanken.«

»Das Grübeln war nicht ihre Sache, das ist wohl wahr, aber wer will das den Kindern verdenken? Sie wußten ja nicht einmal, daß es nur den Göttern erlaubt ist, Bruder oder Schwester zu frein.«

»Weder hätten sie sich selbst als Kinder bezeichnet«, widersprach der Mann, »noch wären sie von anderen so genannt worden in ihrer sechzehnjährigen Jugend ... die sie ewig während wähnten. Und daß ihre Tat, wenn vielleicht nicht himmlischem Recht, so doch irdischem oder nostrischem entgegenstand, das ahnten sie zumindest ... Nein, sie wußten es! Denn ohne die Gewißheit von Schuld hätte Boronian getrost zum Vater gehen können und sagen: ›Ich habe meine Schwester geschwängert und will sie freien.‹ Oder Boroniane hätte ihm anvertrauen können: ›Ich trage das Kind meines Bruders im Bauch und will lieber ihn zum Manne nehmen als den Trontsander.‹«

Als der Mann so lange schwieg, daß es schien, als habe er im Augenblick nichts weiter zu erzählen oder

als wolle er es seiner Gefährtin überlassen, vom weiteren Fortgang zu berichten, ergriff diese das Wort: »Daß sie mit ihrer Tat auch die Götter beleidigt und sich gegen sie versündigt hatten, erfuhren Tsahold und Tsalieb erst von der alten Hexe, die ihnen Speise und Trank und ein Nachtlager gewährte. Tsaliebs Zustand erkannte sie vermutlich schon im ersten Augenblick, obwohl man ihn nicht sah, spätestens jedoch an der Übelkeit, die das Mädchen am nächsten Morgen plagte. Und daß die beiden Geschwister waren, Zwillinge, mußte sie nicht erfragen. Sie sahen sich ja ähnlich wie ... nein, nicht wie ein Ei dem anderen, sondern so ähnlich, wie Frau und Mann einander nur ähnlich sein können. Sie sahen aus wie dieselbe Idee menschlicher Schönheit in männlicher Gestalt verkörpert und in weiblicher ... Die Hexe jedenfalls erzählte Tsahold und Tsalieb zunächst in aller Ausführlichkeit von den Strafen, die sie in Havena oder an jedem anderen Ort des neuen Reiches erwarteten, falls ihr widernatürliches Treiben von der Praios- oder Traviapriesterschaft entdeckt werden sollte, malte kichernd aus, wie die zarten weißen Körper gevierteilt oder von gierigen Flammenzungen in stinkenden schwarzen Ruß verwandelt würden, und behauptete, daß es in Nostria und Andergast nicht anders zugehe. Diese Rede erschreckte die Kinder sehr und führte dazu, daß Tsalieb auch das Mittagsmahl

wieder von sich gab. ›Ich habe ein Kräutlein‹, sagte da die Alte. ›Wenn du es nimmst, gibt es kein Kind mehr und keine Übelkeit mehr, vor allem aber keinen Beweis mehr, und ihr seid wieder rein und weiß vor Praios' Angesicht.‹«

»Woher wußte das Weib nur soviel über Gesetze und Strafen und über die Praios- und Traviakirche?« fragte der Mann. Er erwartete wohl keine Antwort und erhielt sie auch nicht.

»So sehr Tsalieb auch vor den gräßlichen Strafen graute, sie wollte doch das Kraut nicht nehmen, und auch Tsahold, der sich nicht weniger fürchtete, mochte sie nicht dazu überreden. Auch spürten wohl beide, daß die Hexe nicht in allem die volle Wahrheit sprach. Sie überlegten, in welches Land sie ziehen könnten, ob ins Piratenland, nach Riesland, ins heiße Regenland, nach Güldenland, ins Land der Schneetrolle oder nach Alabastrien, da erzählte ihnen die Alte von den Strafen der Götter für die lästerliche Blutschande – lästerlich, weil die geschwisterlich-eheliche Liebe den Göttern vorbehalten sei und kein Sterblicher sich anmaßen dürfe, es den Unsterblichen gleichzutun.«

In Anselms Überlegungen, wo wohl Alabastrien und das Land der Schneetrolle lägen, Länder, von denen er noch nie gehört hatte, hallte, metallisch hart, die Frage des Mannes: »Woher wußte die Hexe als

Tochter Satuarias nur soviel über Willen und Wesen der Zwölf? Kannst du es uns sagen, todgeweihter Wurm? Weißt auch du, was den Göttern wohlgefällig ist und wie Sie den Frevler strafen, Hexenkind? Haben die Schwestern es dich gelehrt?«

»Ich ... ich weiß es nicht ... Nein, davon habe ich nichts gelernt«, stammelte Sylphinja mit bebender heller Stimme, und da erst wurde Anselm bewußt, daß auch die junge Hexe an diesen Ort verschleppt worden war, daß sie in seiner Nähe lag (oder saß) und daß die seltsame Geschichte genauso für ihre Ohren bestimmt war wie für die seinen. »Vielleicht war sie keine Schwester, hat sich nur als solche ausgegeben«, fuhr das Mädchen fort. »Vielleicht hat sie gelogen. Vielleicht war sie eine Böse oder eine Ausgestoßene.« Sie sprach so schnell, als gelte es, sich zu rechtfertigen, als laste man ihr die möglichen Schandtaten einer Hexe an, die vor achthundert Jahren gelebt hatte.

Die Anrede *todgeweihter Wurm* hatte sich, zumal er zunächst sich selbst angesprochen glaubte, wie eine eisige Nadel in Anselms Hirn gebohrt. Nun fiel ihm ein, daß das monströse Menschenwesen ihn – ihn und Sylphinja, natürlich, es hatte ja die Mehrzahlform gewählt – mit den Worten *Wacht auf, ihr Kurzlebigen* geweckt hatte, und er fragte sich, ob die Kreaturen vorhatten, das Mädchen und ihn am Ende der Ge-

schichte zu töten als Sühne für ein in grauer Vorzeit getanes Unrecht. Ihn fröstelte, und er ballte fest die Hände, um kein Schlottern daraus werden zu lassen. Offenbar hatte Sylphinja eine passende Antwort gegeben, oder die Frage an sie war nur rhetorischer Natur gewesen, denn die Frau sprach nun weiter, als wäre die Geschichte niemals unterbrochen worden.

»Die Strafe für götterlästerliche Blutschande träfe zuerst und vor allem die Leibesfrucht, erzählte die Hexe den entsetzten Kindern, und nur mittelbar die geschwisterlichen Eltern. Und wieder kicherte sie, als sie beschrieb, was geschehen werde. Entweder, so sagte sie, werde das Kind als seelenlose Hülle geboren werden, niemals lachend, niemals weinend, die eigenen Eltern nicht kennend, aber jederzeit bereit, den Geist einer niederhöllischen Kreatur aufzunehmen, oder aber es werde seine schändliche Herkunft dadurch kundtun, daß es, wie ein Zyklop, nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn tragen, dafür aber bis zu den Schultern reichende Ohren, Klauen statt Händen und ein Horn am Hinterschopf haben werde, und namenlose Bosheit werde allzeit sein Handeln bestimmen. Da weinten Tsahold und Tsalieb und wußten nicht, welche Sünde größer wäre: die Hülle für einen Dämon oder einen grausamen Wechselbalg zur Welt zu bringen oder sich Tsas Strafe, ein solches Wesen pflegen und mit elterlicher Liebe aufziehen zu

müssen, zu verweigern. Und Angst und Kummer machten sie empfänglich für die Einflüsterungen der Alten. ›Trink nur rasch das Tränklein, das ich dir aus dem Kräutlein bereitet habe, Töchterchen‹, sagte sie. ›Dann wirst du so sein, wie du vorher warst. Und Tsas Zorn ...‹«

»Hat sie wirklich Töchterchen gesagt?« unterbrach Sylphinjas helle Stimme den eintönig-metallenen Redefluß, aber das Mädchen erhielt keine Antwort.

»›... wird sich in Wohlwollen wandeln‹«, fuhr die Frau fort. »Da trank Tsalieb den Trank, und sie blutete und war danach nicht wie zuvor. Denn plötzlich wußte sie, daß sie sich gegen Frau Tsa versündigt hatte, obwohl weder Kind noch Wechselbalg noch Dämon in dem Blute geschwommen hatte. Auch Tsahold fühlte die Schuld, und die Kinder weinten ...«

Schuld, dachte Anselm, wieso? Die unnatürliche Liebe der Geschwister war gewiß eine Schuld oder ein Vergehen, zumindest eine sehr, sehr heikle Angelegenheit. Aber was war dabei, einen Trank zu trinken, um eine ungelegene Schwangerschaft zu beenden? Er selbst hatte schon oft genug und ohne das leiseste Schuldgefühl solche Tinkturen verkauft, und er hatte auch seine Kundinnen niemals für Sünderinnen gehalten. *Tsa hat ihren Leib gesegnet* war für ihn eine Redensart, die nur dann einen Sinn ergab, wenn die Frau sich ein Kind ersehnte. Im anderen Fall ... In Tsa-

liebs Blut hatte kein Kind geschwommen, wie er eben gehört hatte, und das bestätigte seine eigenen Erfahrungen: Es schwammen keine Kinder in dem Blut, das den Frauen zwölf Stunden später abging. Was man darin fand, falls man etwas fand, hatte nicht einmal die geringste Ähnlichkeit mit einem Säugling. Nein, dachte er, ein Leben zu nehmen, das noch gar nicht begonnen hatte, war ein Widerspruch in sich selbst, aber keine Sünde ... Er hatte für einen Augenblick nicht aufgemerkt, und als er wider lauschte, war es der Mann, der sprach.

»Sie waren keine Kinder!« sagte er. »Die Geschichte berichtet, daß sie erwachsene, sündige Menschen waren, und um so erwachsener, je mehr sie ihre Sünde erkannten. Wie sollten sie jemals die Vergebung der Jungen Göttin erlangen, fragten sie sich und fragten es wohl auch die Alte. Und wieder wußte sie Rat. In einem großen finsteren Wald, fünfzig Meilen im Süden, so erzählte sie, liege in einer hohlen Steineiche verborgen ein goldenes Ei, das das größte Geheimnis der Welt berge. Sie riet den Zwillingen, das Ei zu suchen, es nach Fairnhain zurückzubringen und es dort in einem Tempel oder Schrein – den es noch zu errichten gelte, aber darüber nachzusinnen, sei nicht der rechte Augenblick – ihrer Göttin zu weihen. Und falls je eine Sünde ihre Seelen getrübt habe, so sei sie durch diese tsagefällige Tat getilgt. Das behauptete

die Hexe, und Boroniane und Boronian glaubten ihr ... wollten ihr glauben.«

»Ja, Tsahold und Tsalieb glaubten ihr.« Das war die Stimme der Frau, und offenbar war es nun wieder an ihr, die Geschichte weiterzuerzählen. »Als die Kinder aufbrachen, bat die Hexe sie um einen Gefallen, einen winzigen, als Lohn für Rat und Hilfe: Ihr größter Wunsch sei es, so sagte sie, das geheimnisvolle Ei, das Weltenwunder, einmal mit eigenen Augen zu sehen. Darum sollten die Zwillinge es ihr zeigen, bevor sie es in den Tempel brächten, den sie als Tochter Satuarias nicht betreten dürfe. Sie sagte es so, als wäre der Tempel schon errichtet. Tsahold und Tsalieb machten sich auf den Weg. Sie wanderten siebenmal sieben Tage. Es war eine beschwerliche, entbehrungsreiche Wanderung, und gewiß ließ nur der Wunsch, Frau Tsa zu versöhnen, sie immer weiter wandern und suchen. Sie wurden von Schlangen gebissen und von Wölfen gejagt, sie schliefen kaum und verbrachten die kurzen Zeitspannen des Schlummers in unbequemen Astgabeln, und ihre Vorräte an Nahrung waren bald verbraucht, so daß sie sich von Pilzen, Beeren und Wurzeln ernähren mußten. Als sie schließlich am Abend des neunundvierzigsten Tages die hohle Steineiche fanden, waren sie so ausgehungert, daß ihnen schien, sie könnten keinen weiteren Tag überleben. Denn sie hatten beschlossen, lieber zu sterben, als Leben zu nehmen.«

Wieder entstand eine Pause, und trotz der möglichen drohenden Gefahr dachte Anselm nicht an diese, sondern daran, wie fremd und seltsam ihm im Grunde die Tsa-Verehrung sei. Er hatte sie in dieser strengen Form in seiner almadanischen Heimat niemals kennengelernt. Dort pries man Tsa, wenn ein neuer Derebürger zur Welt gekommen war, und damit hatte es sich. Niemand, den er kannte (außer seiner kurzfristigen Reisegefährtin), war jemals auf den Gedanken verfallen, auf fleischliche Kost zu verzichten, nur weil Frau Tsa das Töten verbot. Immerhin hatte Frau Travia nichts gegen solche Speisen einzuwenden. Es ist schon merkwürdig mit den Göttern, Ihren Geboten und Verboten, dachte er und fragte sich, ob es wohl *einen* Menschen in Aventurien oder dem gesamten Dererund gebe, der es allen Zwölfen recht machte. Aber da wurde sein Gedankengang von der Stimme des Mannes unterbrochen.

»Das Ei war das herrlichste Gebilde, das Boroniane und Boronian jemals gesehen hatten«, sagte er. »Es war von vollendetem Ebenmaß, golden und doch prächtiger als Gold, warm und kühl, fest und nachgiebig, glatt und samten, leicht und schwer. Es duftete auf unbeschreibliche, nie gerochene Art, zarte alveranische Klänge drangen aus seinem Innern – für solche hielten zumindest die geschwächten Zwillinge die süßen Laute und kaum hörbaren silbrigen Stimm-

chen –, und neue Lebenskraft durchströmte sie, als sie die Schale berührten ...«

»Oh, wie wunderbar war doch das Ei, wie glücklich waren die Geschwister, daß sie es endlich gefunden hatten!« sagte die Frau in das Schweigen, das wiederum entstanden war. »Sie konnten gar nicht von dem Ding lassen, schmiegten ihre Wangen und Ohren daran und küßten es, und je länger sie es betrachteten, betasteten, berochen und belauschten, um so mehr erschien es ihnen, als wispere es unter der Schale: ›Öffne mich! Laß mich heraus! Trink mich! Iß mich!‹ und dergleichen mehr. Ob sie solcherlei hören wollten, ob der Hunger ihren Geist verwirrt hatte, daß sie es hörten, oder ob tatsächlich diese Worte aus dem Ei drangen, läßt sich nach so vielen Jahren nicht mehr entscheiden. Es ist auch nicht wichtig. Wichtig ist, was sie taten ...«

»Es ist darum wichtig, weil auch das Unterlassen und das Vergessen ein Tun sind«, ergänzte der Mann. »Denn das war es, was sie zuerst taten. Nicht nur vergaßen sie, als sie das Ei liebkosten, daß es nicht ihnen gehörte, sondern dem zukünftigen Tempel in Fairnhain, wo Tsa, so es Ihr beliebte, die Weltenwunder offenbaren mochte, die es barg, nein, sie vergaßen auch, daß sie hatten sterben wollen. Denn waren sie nicht wenige Augenblicke zuvor dem Tod so nahe gewesen, daß sie Borons Nähe spürten und daß es

ihnen wie die größte Wohltat erschien, in Seinen Armen aus Not und Verstrickung erlöst zu werden? Ja, sie hätten sterben sollen, so wie sie es sich vorgenommen hatten, denn dann wäre zumindest Sein Wille geschehen, und das ihnen zugedachte Schicksal hätte sich erfüllt. Nun aber wollten sie nicht länger sterben, und genauso wie sie ihre tsagefällige Queste vergaßen, vergaßen sie ihre angenommenen Namen Tsalieb und Tsahold und ihre wahren Namen Boroniane und Boronian. Es drängte sie, das Ei zu öffnen und zu sehen, was darinnen war. Und die Wörter, die sie zu hören glaubten, das Pulsen und Pochen, das sie unter der Schale zu sehen und zu spüren glaubten, bestärkten sie darin, dem Drange nachzugeben. So zerbrachen sie die Schale und öffneten das Ei.«

»Doch darf nicht vergessen werden zu erzählen«, fügte die Frau hinzu, »daß Tsahold und Tsalieb hierfür kein Werkzeug zu Hilfe nahmen. Ihre Messer und Dolche blieben in den Scheiden – so lautet die Geschichte. Nur mit den Fingern und mit den Nägeln der Finger schabten und kratzten sie am Ei ...«

Bei Erwähnung der Nägel wurde Anselm bewußt, daß seine Rechte, die er zuvor geballt hatte, sich inzwischen beim Mund befand und daß er, während er lauschte, bereits Daumen, Mittel- und Ringfinger bis aufs Blut von störenden Spänen befreit hatte.

»... und fast platzte die Schale von selbst auf. Licht

strömte aus dem Ei, alveranischer Duft und unendliche Freude. Kann man es Tsahold und Tsalieb verdenken, daß sie flugs das Loch vergrößerten, um, was jetzt nur eine Ahnung, mit allen Sinnen zu erfassen?« Ohne ihrem Gefährten Gelegenheit zu geben, die Frage zu beantworten, fuhr die Frau fort: »Bald war die Öffnung groß genug, um die ganze Pracht zu schauen. Goldenes Wasser schwamm im Ei, von dessen Oberfläche sich glitzernde Nebel lösten, die emporschwebten und unter Zwitschern und Lachen davontrieben. Tsalieb war die erste, die den Wunsch äußerte, von dem Saft zu kosten ...«

»Aber Boronian verspürte ihn zuerst, heftig drängend, und darum widersprach er der Schwester nicht und hinderte sie nicht, als sie das Ei an die Lippen führte.«

»Wie dem auch sei – Tsalieb trank als erste. Sie leerte das Ei zur Hälfte, und während der Trank die Kehle hinabrann, spürte sie schon, wie Hunger und Durst schwanden, so vollständig vergingen, daß sie wußte, sie würde nie wieder Hunger und Durst leiden. Sie fühlte auch die Lebenskraft, die Geist und Körper durchströmte, mehr Kraft fast, als ihr zustand, doch wagte sie weder zu denken noch auszusprechen, was ihr schon in diesem Augenblick dämmerte. Es lag ja auch keine Furcht in der Ahnung, kein Widerwille gegen das Widernatürliche. Und als sie sah,

wie der Bruder strahlte, als er seinen Anteil genossen hatte, wie die Kraft seine Augen in höchstem Glück leuchten ließ und Antlitz und Körper schier übermenschliche Schönheit verlieh, da schlang sie die Arme um ihn, so wie er die seinen um sie schlang, und gemeinsam sprachen sie die schicksalhaften Worte: ›Nun sind wir unsterblich, Geliebter‹ beziehungsweise ›Nun sind wir unsterblich, Geliebte.‹«

Unsterblich! Endlich begriff Anselm, was seit Beginn der Erzählung als vage Vermutung in seinem Geist geschlummert hatte: Die pelzigen Wesen, die Sylphinja und ihn gerettet oder geraubt hatten, die grausamen Zwillinge Sirirí und Luminú aus Tsaianes Geschichte und Boronian-Tsahold und Boroniane-Tsalieb, von denen er eben erfuhr, waren ein und dieselben. Und sie saßen in seiner Nähe – unsterbliche Menschen! Er schauderte.

»Gab es damals noch eine Rettung für sie?« fragte die Frau (Tsalieb, wie Anselm sie nun in Gedanken nannte, obwohl es ihm unmöglich war, einen Zusammenhang zwischen dem abstoßend häßlichen Pelzwesen und dem über alle Maßen liebreizenden Mädchen aus der Erzählung herzustellen; doch, dachte er plötzlich, es gab eine Gemeinsamkeit: langes silberblondes Haar).

»Die Geschichte sagt nichts darüber«, antwortete Boronian, der Bruder und Gefährte. »Sie weiß nichts

von *ob* und *wenn.* Und ist es nicht müßig zu fragen, wann sie das erste Mal sündigten, es reicht zu wissen, daß sie es taten. Und ebenso unnütz ist die Frage, ob Rettung möglich gewesen wäre, wenn sie dies getan und jenes unterlassen hätten. Diese Frage stellte sich ihnen nicht. Sie freuten sich ihrer Unsterblichkeit, die Narren. Sie machten sich keinerlei Gedanken über den furchtbaren Sinn der Wörter *Ewigkeit* und *Unendlichkeit!* Sie tanzten und jubelten in ihrer Verblendung, und die widernatürliche, Götter und Menschen verspottende ewig währende Jugend, die ihnen zuteil geworden war, schien ihnen ein Quell des höchsten Glücks. Denn daß ihre Körper hinfort nicht mehr altern würden, war ihnen ebenso Gewißheit wie die Unsterblichkeit.«

»Ja, wir waren glücklich«, sagte die Frau. Ihre Stimme hatte während des Berichtes ein wenig von der metallenen Härte eingebüßt, und Anselm glaubte ein Seufzen zu hören, bevor sie weitersprach. »Ja, Tsahold und Tsalieb waren glücklich, und sie beschlossen, diesen Wald nie mehr zu verlassen und darin zu leben als Mann und Frau. Hätten sie damals gewußt, daß sie den Wald wirklich *nie mehr* verlassen sollten, daß sie tatsächlich auf *ewig* aneinandergekettet sein würden, hätten sie einander gewiß schon damals gehaßt, im ersten Augenblick der Erkenntnis. Aber Abscheu und Haß wuchsen erst später, und erst

nachdem das zweite Unglück sie getroffen hatte, begannen sie einander die Schuld an ihrem grausamen Los zu geben.«

»Wie unnütz mir diese Vorwürfe heute erscheinen!« murmelte Boronian. Mit einem Mal war es ihm gelungen, die Stimme zu dämpfen. Er lachte bitter, bevor er weitersprach. »Als hätten wir nicht um die Gemeinsamkeit unserer Schuld gewußt und darum, daß sie schon viel früher begonnen hatte. Auch hätte wohl keines das andere in seinem Unglück verlassen und ein lustiges Leben in der Welt führen können.«

»Kann denn ein ewiges menschliches Leben, ob nun in Schönheit oder in Entstellung, ein lustiges Leben sein?«

»Nein, wohl kaum! Aber das wußten die Geschwister nicht oder fragten nicht danach, als das zweite Unglück sie traf.«

Welches zweite Unglück? dachte Anselm. Die Geschichte fesselte ihn auf schaurig-schöne Weise, obwohl eine leise Stimme in seinem Kopf ihn mahnte, daß das unfaßbar hohe Alter der Zwillinge sie vermutlich nicht milde und menschenfreundlich gemacht hatte und ihre Unsterblichkeit, um die er nun wußte, ihre Gefährlichkeit eher erhöhte. Während er den Zeigefingernagel der Linken halbbewußt einer energischen Kürzung unterzog, überlegte er, daß mit dem Unglück wohl der unnatürliche Pelz gemeint

sein müsse, der ihnen irgendwann gewachsen war. Doch plötzlich schob sich ein Bild vor sein inneres Auge – eine hautlose, fleischlose Gestalt, die einem Bächlein entstieg –, und nun wußte er, worin das Unglück bestand: Die Haut der Zwillinge war durchsichtig geworden, so wie Tsaiane es ihm erzählt hatte.

»Der Weiher glitzerte einladend«, fuhr Tsahold fort, »als habe er nur auf die schönen Menschen gewartet, die lachend und einander kosend an seinem Ufer standen. Und es machte keinen Unterschied, ob Boroniane oder Boronian zuerst rief: ›Laß uns baden!‹ Gemeinsam sprangen sie hinein. Das Wasser war seltsam kalt, nicht prickelnd und erfrischend, wie sie einander bestätigten, sondern todeskalt, und es zerrte an ihnen, das spürten sie sofort, aber in ihrer frevlerischen Verblendung hielten sie den eisigen Sog für Liebe. Denn so sehr, wie sie einander liebten oder zu lieben glaubten, genauso überzeugt waren sie, die ganze Welt müsse sie lieben in ihrer immerwährenden Schönheit – alle Pflanzen, Steine, Tiere, Gewässer, Geister und Menschen, ja, sogar die Liebe der Götter schien ihnen gewiß.«

»Was das Wasser ihnen getan hatte, merkten die Kinder erst mit der Zeit«, erzählte Tsalieb weiter. »Es dauerte wohl ein Jahr, bis sie begriffen, daß ihre Haut nicht zarter wurde, sondern durchscheinend, und ein weiteres oder zwei, bis sie vollkommen durchsichtig

geworden war, so daß man die Adern darunter erkannte und weiter in der Tiefe die bleichen Knochen. Denn auch das Fleisch büßte mit der Zeit die Farbe ein. Und nun waren die Geschwister nicht länger schön, sondern häßlicher als die abscheulichsten Monster ...«

»War es derselbe Weiher, aus dem ihr mich gerettet habt?« fragte Sylphinja, und Anselm wunderte sich über ihre Kühnheit. Diesmal erhielt sie eine Antwort.

»Es war derselbe Weiher«, sagte Boronian.

»Aber warum ...«

»Schweig und lausche, dann wirst du erfahren, kurzlebiger Erdenwurm! ... Je mehr die Farbe aus Boronianes und Boronians Haut und Muskeln schwand, um so mehr schwand auch ihre Liebe dahin, und je abscheulicher ihre Erscheinung wurde, um so abscheulicher wurde auch ihr Inneres. Das Liebesnest, das sie sich in den ersten Tagen ihres immerwährenden Glücks aus Zweigen, Moos und Blumen errichtet hatten, wurde bald zu einem Hort des Grauens. Denn ihnen graute voreinander – vor sich selbst und voreinander. Daß das Wasser ihr Unglück verursacht hatte, merkten sie bald, denn in dem Maße, wie sie heller wurden, wurde der Weiher schwärzer, und als ihre Verwandlung vollendet war, war er so finster geworden, daß er selbst das Licht, das auf seine Oberfläche fiel, in Schwärze verwandelte. Diesen Zusam-

menhang zu sehen, bedurfte es nicht viel, aber zu erkennen, wer oder was der Weiher war, dazu brauchte es hundert Jahre oder mehr.«

»Farindel?« Anselm konnte ein amüsiertes Kopfschütteln nicht unterdrücken, als hell und vorwitzig Sylphinjas Frage erklang.

»Farindel ist es nicht, aber gewiß ein Teil von ihr – ein Teil ihres unergründlichen Wesens. Doch nun, da das Ei zerbrochen ist, hat der Teil sich losgelöst und gehorcht nicht mehr ihrem Willen. Denn Ei und Weiher waren zugleich aus ihr entstanden? – erwachsen? – von ihr erschaffen worden? Wir wissen es nicht, wir wissen nur, daß sie zusammen gehörten wie Tag und Nacht oder Gut und Böse. Sie waren zwei gegensätzliche Prinzipien, Möglichkeiten oder wie immer man es nennen mag, die sich auf den Schalen der Waage im Gleichgewicht hielten. Der Weiher barg die Möglichkeit der Verneinung, das Ei die der Bejahung, und beide Prinzipien waren unendlich.«

Verneinung? Bejahung? Prinzipien und Möglichkeiten? Die Geschichte war an einen Punkt gelangt, wo es Anselm zusehends schwerer fiel zu folgen.

So als hätte Boroniane seinen Gedanken gelesen, ergriff sie das Wort und erläuterte: »Verneinung meint die Verneinung allen Lebens, die ...«

»Unendliche Leere«, mischte Sylphinja sich aufgeregt ein. »Immerwährende Gleichgültigkeit.«

»Ja, so könnte man sagen. Die Bejahung des Lebendigen aber ist das, was wir Lebenskraft nennen, und sie setzt sich zusammen aus Liebe, Freude, Willen und Mut. Niemals hätte das Gleichmaß der Waagschalen zerstört werden dürfen, doch das wurde es durch der Geschwister Tat. Seit dieser Zeit bevölkern Werwesen den Wald, und seltsame Dinge geschehen darin. Aus dem glitzernden Nebel, der dem Ei beim Öffnen entwich, aber entstand ein Volk von Blütenfeen, das sich im Quellgebiet des Gemhar angesiedelt hat. Die Zerstörung des Gleichgewichts bewirkte weiterhin, daß sich dem Wesen des Weihers die Bosheit zugesellte. Hinfort verneinte er das Leben nicht mehr dadurch, daß er nur Leere barg, nein, nun wollte er vernichten, wollte alles Lebendige einsaugen und zerstören, so wie er es mit dir versuchte, Hexenkind.«

»Ich heiße Sylphinja!«

»Dein Name ist nicht von Interesse, du bist nicht von Interesse, ihr seid nicht von Interesse«, sagte der Mann, und nun war es offenbar wieder an ihm, den Bericht fortzusetzen. »Ja, der Weiher ist böse«, sagte er, »abgrundtief böse, denn er selbst hat keinen Grund und seine Bosheit kein Ende. Er ist auch ein Auge, das späht, und eine Falle, die lockt. Am liebsten erkiest er sich solche zum Opfer, denen es an Liebe, Freude, Willen oder Mut gebricht. Wie eine

Spinne wirft er ein Netz aus Düsternis über seine Beute, so daß sie nach und nach Hoffnung und Lebenswillen verliert und schließlich freiwillig, fast sehnend zu ihm zurückfindet, um mit ihm zu verschmelzen ... Was ist mit den Bäumen, Sträuchern, Blumen und Hecken? mögt ihr nun fragen. Stehen sie in des Weihers Dienst, daß sie ihm die Opfer zutreiben? Sind sie mit ihm im Bunde? Sind sie seine Sklaven? Hat er sie angesteckt mit seiner Bosheit? So wie der Weiher ein Teil Farindels ist, so sind es auch Bäume, Sträucher, Blumen, Pilze, Tiere, Geister, Feen und Werwesen. Sie ist der Wald. Mehr wissen wir nicht. Übermut, Neugier und Freude bestimmen ebenso ihr Handeln wie Bosheit und Grausamkeit. Doch zurück zu Boroniane und Boronian, die kein Teil Farindels sind und doch unauflöslich mit ihr verbunden. Wenn ihr denkt, Farindel hätte sie hindern sollen und müssen, das Ei zu öffnen, so laßt euch sagen: Sie konnte es nicht. All ihre Kraft war in der Aufgabe gebunden, Ei und Weiher in ewigwährender Schwebe zu halten. Sie konnte weder hindern noch fördern, und ihr Eingreifen hätte dasselbe bewirkt wie die Tat der Geschwister: Das Ei wäre zerbrochen oder der Weiher brodelnd über die Ufer getreten ... Kaum hatten die beiden den Saft des Ewiglebendigen getrunken, der sie unsterblich machte, da wählte der Weiher sie zu seinen ersten Opfern. Das

Leben konnte er ihnen nicht nehmen, er konnte nicht einmal die leiseste Todessehnsucht in ihnen wecken, so sehr strotzten sie vor Lebenskraft. Also raubte er ihnen ihre Schönheit, ihre Körper, ihre Menschenähnlichkeit ...«

»... und erreichte schließlich doch sein Ziel«, ergänzte die Frau. »Die Liebe der Kinder hielt dieser Prüfung nicht stand. Aber auch in ihnen war ja das Gleichmaß des Endlichen und Unendlichen, von Leben und Tod gestört. Sie waren die fleischgewordene Widernatur.« Sie hielt einen Wimpernschlag lang inne, lachte plötzlich schrill auf (oder schluchzte sie? fragte sich Anselm), doch hatte sie sich wenige Augenblicke später wieder gefangen und fuhr fort zu berichten, wie zuvor: hohl hallend, gleichtönend und scheinbar ohne Anteilnahme.

»Fleischgewordene Widernatur«, wiederholte Tsalieb ihre letzten Worte. »Fleischlosgewordene Widernatur träfe es besser. Doch zunächst wurde den Zwillingen die Haut genommen, ohne daß sie ihnen wirklich abhanden kam. Könnt ihr euch vorstellen, wie es aussieht, wenn die Haut jegliche Farbe verliert, wenn sie erst durchscheinend wird wie Glas und schließlich durchsichtig wie klares Wasser oder Luft?«

(Ich wünschte, ich könnte es, dachte Anselm, denn nun, da er es verbissen versuchte, wollte es ihm partout nicht gelingen, Tsaliebs Bild, wie sie dem Bäch-

lein entstiegen war und ihren stofflosen Körper der Sonne dargeboten hatte, in der gewünschten Schärfe heraufzubeschwören.)

»Man glaubt einen Gehäuteten zu sehen.«

(Richtig, dachte Anselm, solange nur ihre Haut gläsern geworden war, hatten die beiden wie gehäutet erscheinen müssen. Einen vollständig gehäuteten Menschen hatte er bisher noch nie gesehen. Diese Hinrichtungsart war zwischen seinem zehnten und zweiundzwanzigsten Jahr nur dreimal in Almada praktiziert worden, aber er hatte keine Gelegenheit gehabt, zum jeweiligen Ort des Geschehens zu reisen und die Leiche des Übeltäters zu betrachten. Auch Juchos Kenntnisse über Lage und Verlauf von Muskeln und Sehnen waren unvollständig, da es auch nach bornischem Recht verboten war, Leichen zu öffnen oder ihnen die Haut abzuziehen. Und dem Vater war nie ein Gehäuteter zu Studienzwecken überlassen worden. Sollte er Tsalieb bitten, ihr eigenes Aussehen und das des Bruders in diesem Zustand zu beschreiben? fragte er sich. Schließlich hatte Sylphinja den Bericht der Zwillinge ein paarmal sehr vorwitzig unterbrochen, ohne Schaden zu nehmen, also konnte wohl auch er es riskieren, die Bitte auszusprechen, andererseits ... Es drängte ihn sehr, zugleich aber sah er deutlich, wie taktlos sein Wunsch war. Sollte er fragen? Aber da war ja ein häßlicher Grat am Nagel

des linken Daumens, der nach Glättung geradezu schrie ... zu spät ...)

»Wo vormals blasse Rosigkeit sanfte Formen gezeichnet hatte«, fuhr Boroniane fort – sie hatte ihre Rede nicht wirklich unterbrochen, denn Anselms Erwägungen hatten nicht mehr Zeit beansprucht als ein tiefer Atemzug, »zeigten sich nun gefaserte rote Stränge und Sehnen von talgigem Gelb, die bizarre, abscheuliche Muster bildeten – Verschnürungen, Umwickelungen, Überlagerungen ... Und wie grauenhaft die Haare aus dem Nichts sprossen! Doch genug hiervon!«

(Schade, dachte Anselm.)

»Als dieser äußere Zustand erreicht war, war jener innere erreicht: Selbstekel. So beginnt es immer. Wenn man Abscheu und Grauen vor sich selbst empfindet, ist man nicht mehr fähig zu lieben. Und so wandelte sich die Liebe der Geschwister in namenlosen Ekel, während auch ihr Fleisch nach und nach die Stofflichkeit verlor und wie das Fleisch des Gallertfisches wurde, den man, wenn er im Wasser schwimmt, kaum erahnt und der, an Land gespült, einer halben Kugel aus Glas gleicht – so erzählte es uns einstmals ein Lehrer ... Als sie sich selbst und einander haßten, da wollten sie nicht länger leben, da wollten sie sterben in ihrer grenzenlosen Götterverlassenheit – seltsam daß sie zwar sterben, aber nicht

töten wollten. Denn das wollten sie erst, als es weder Tsahold noch Tsalieb gelang, sich selbst den Tod zu geben. Nicht nach dem ersten Versuch wollten sie einander töten, auch nicht nach dem dritten oder zehnten, nein, nach dem hundertsten, dem aberhundertsten ... Immer wieder, ohne Unterlaß stachen sie sich selbst ihre Dolche in Hals, Augen, Herz und Gedärm, durchbohrten sich mit Speeren und Pfeilen, bedeckten sich mit Feuer – doch was auch immer an Sichtbarem und Unsichtbarem sie durchtrennten, zerstachen oder verbrannten, es heilte auf der Stelle und fügte sich augenblicklich wieder zusammen.«

Tsalieb seufzte; diesmal hatte Anselm keinen Zweifel. Sie seufzte, weil die Geschichte sie offenkundig bewegte – das bisher Erzählte oder das noch Folgende. Als sie nicht weitersprach, ergriff ihr Bruder das Wort.

»Glaubt nicht, daß sie keine Schmerzen fühlten. Sie litten unvorstellbare Qualen, und trotz der Todessehnsucht, von der sie durchdrungen waren, spürten sie höchste Todesangst.«

»Gibt es keinen Zauber, der den Fluch rückgängig machen kann?« sprudelte es hell und atemlos, wie aufgestaut, aus Sylphinjas Mund hervor. »Jeder Fluch kann durch einen stärkeren aufgehoben werden, jeder Zauber kann durch einen machtvolleren gebrochen werden! Es gibt gewiß ein Wesen auf der Welt,

das mächtiger ist als Farindel. Ihr müßtet es suchen und ...«

»Schweig, überheblicher Wurm! Was maßt du dir an?!« donnerte Boronian. Der Wald hallte und dröhnte, so sehr hatte er die Stimme erhoben. »Daß dein Leben bisher geschont wurde, heißt nicht, daß es sicher ist!« Leiser und zur inzwischen vertrauten eintönig-gefühllosen Sprechweise zurückkehrend, fuhr er fort: »Doch mit der Zeit verloren sich die Schmerzen. Hundert Jahre, in denen sie täglich versuchten, einander den Todesstoß zu versetzen, ließen ihre Körper abstumpfen, und nach dieser Frist war es nur mehr ein Kribbeln, das sie empfanden, wenn Speer oder Dolch ins Herz drangen. Heute ist auch das Kribbeln verschwunden, doch zucken Herz, Lunge, Milz und Leber noch immer wie im Schmerz, wenn der Stahl sie durchstößt.«

Es entstand eine Pause, von kleinen raschelnden und schabenden Geräuschen gefüllt, in der es Anselm so beklommen zumute wurde, als sollten *seine* inneren Teile nun gleich die Bekanntschaft von Eisen machen. Plötzlich erstrahlte ein Licht – erst jetzt, da er blinzelte, wurde ihm bewußt, daß er die ganze Zeit über mit offenen Augen in die Dunkelheit gestarrt hatte. Doch was sah er da?! Was saß dort, kaum drei Schritt entfernt?! Mumien! durchzuckte es ihn, obwohl sein Verstand ihm sagte, daß die beiden Gestal-

ten Boronian-Tsahold und Boroniane-Tsalieb sein mußten. Aber wie sehr hatten sie sich verändert! Nein, das ist nicht möglich, dachte er, wollte fliehen und konnte sich nicht rühren.

Die Wesen waren in helles Linnen gehüllt, nicht mit Leinenstreifen umwickelt, wie die Mumie, deren Abbild Anselm einmal im *Almanach der widernatürlichen Kreaturen* in der Puniner Hesinde-Bibliothek entdeckt hatte. Nein, nun da der erste Schreck vorüber war und seine Augen nicht mehr vom Licht geblendet wurden, erkannte er, woran die beiden ihn gemahnten: an Puppen, an menschengroße, grob geschneiderte, schlecht gestopfte Puppen mit faltigen Armbeugen, seltsam kantigen, prismenförmigen Nasen, klobigen Füßen ohne Zehen, lippenlosen Mundschlitzen, gewaltigen Augenlöchern, Knochenfingern, die aus den hellen Handstümpfen ragten, und silberblonden Haaren, bei der Frau zu zwei Zöpfen geflochten – ein kranker, abscheulicher Anblick! Am scheußlichsten aber fand er, und es erschien ihm wie ein makabrer Scherz, daß die falschen Puppen Kleider trugen, alberne blaßfarbene Gewänder, die keiner ihm bekannten Mode entsprachen.

»Unser Praiostagsstaat«, erklärte Boronian, als ob er Anselms Gedanken erraten hätte, und ein häßliches Lachen folgte seinen Worten. Doch offenbar hatten die unsterblichen Geschwister die Fackel nicht

entzündet, um Sylphinja und Anselm ihre Festtagskleider vorzuführen, denn nun nestelten Boronians Knochenfinger – es war Boroniane, die die Fackel hielt, deren flackernder Schein nicht eben dazu beitrug, die Szene anheimelnder zu gestalten – am fliederfarbenen, mit Kreisen, Quadraten, Ellipsen, Trapezen, Hepta- und Pentagrammen bestickten Wams und legte nach und nach die linnene Brust frei. Diese hatte in der Mitte einen mit Bändchen geschlossenen Schlitz, den Boronian ebenfalls öffnete. Keine Holzwolle quoll hervor, auch kein Pelz, und obwohl Anselm auf den Anblick hätte vorbereitet sein müssen, zuckte er zusammen. Sylphinjas spitzen Schrei hörte er kaum.

Unter bleichen, von zartem Adergeflecht umsponnenen Rippen blähten sich rote Lungenflügel, und rechts neben dem Brustbein zuckte in gleichmäßigen langsamen Schlägen ein anderes rotes Gebilde, das Anselm für die Spitze des Herzens hielt. Ein hauchzarter milchiger Nebel umhüllte Gebeine und Innereien – Fleisch wie das Fleisch des Gallertfisches! –, doch machte er den Anblick nicht lieblicher. Und dann hielten die Knochenfinger einen Dolchgriff umklammert, führten die Waffe unendlich langsam zur Brust, fuhren, wie suchend, über das Nichts von Haut, und bevor Anselm recht begriff, was geschah, glitt die Klinge in das gläserne Fleisch, durchtrennte

Äderchen und Adern, suchte sich bohrend ihren Weg zwischen den Puppen hindurch, streifte die Lunge, aus der ein rotes Wölkchen entwich, das zur Traube erstarrte und sich schon wieder in den blasigen Lappen zurückgezogen hatte, als der Stahl in das angstvoll zuckende, heftig widerstrebende Herz drang. Ein Aufbäumen, ein Zusammenkrampfen, Strahlen von Blut, die hervorschossen, zu bizarren Formen gerannen und wieder zurückströmten, die silbrige Klinge, die lustvoll bohrte und stocherte ...

Während Sylphinjas panische Schreie »Nein! Nein! Nein!« durch die Nacht gellten, wurde die Fackel gelöscht.

»Ich hoffe, unsere kleine Demonstration hat euch gefallen«, sagte der Mann nach einer Weile, in der aus dem Schreien keuchendes Schluchzen geworden war, das nun verebbte. Der bittere Hohn seiner Worte war am Klang der Stimme nicht zu erkennen. »Doch zurück zur Geschichte von Boroniane und Boronian: Was bleibt zu erzählen von achthundert Jahren, die aus der zeitlichen Ferne kaum mehr voneinander zu unterscheiden sind? Daß die Geschwister, als der Haß auf sich selbst und aufeinander das höchste Maß erreicht hatte, auch die Götter haßten? Daß der eigene Anblick und der des anderen ihnen so unerträglich war, daß sie alles, aber auch alles versuchten, um ihren Körpern die Farbe zurückzugeben? Sie suhlten

sich wie die Schweine im Schlamm, doch der Schlamm wollte nicht haften. Sie mischten Tinkturen, bereiteten Pasten, aber welche künstliche Farbe auch immer sie auf die Haut strichen, sie verblaßte in wenigen Augenblicken, und die Pasten begannen zu bröckeln, noch bevor der halbe Körper bedeckt war. Später töteten sie Tiere, um sich aus deren Fell Hüllen für ihre Körperlosigkeit zu bereiten. So mißachteten sie Tsas Gebot, und hätten sie Gelegenheit gehabt, die Gebote der anderen Elf zu mißachten, sie hätten es mit Freuden getan, denn die Götter zu verhöhnen, war die einzige Freude, die ihnen geblieben war. Sie töteten alle Eidechsen, Schlangen und Raben, die sie im Walde trafen, die Steine ihrer Schleudern holten manchen ziehenden Storch und manche Graugans vom Himmel, und hätten sich je Eisbär, Stute, Greif oder Löwin in den Wald verirrt, sie hätten ihn nicht lebend verlassen ... Mit der Zeit ließen sie ab vom sinnlosen Töten, nicht aus Einsicht oder Reue, sondern weil die Götter keine Teilnahme zeigten. Die Himmlischen zürnten nicht, Sie weinten nicht, es war Ihnen gleichgültig, was Boroniane und Boronian taten, und so verloren diese die Lust daran.«

»Lust? Eine Lust war es ihnen niemals«, widersprach Tsalieb. »Zur Lust gehört die Freude, die sie ebensowenig empfinden konnten wie Liebe. Und ihre unsterblichen, bedürfnislosen Körper stumpften ge-

gen den Schmerz ebenso ab wie gegen den Genuß. Denn es bedarf des Hungers, sei er auch noch so gering, um dem Essen Freude abzugewinnen, es bedarf des Durstes, um Freude daran zu haben, ihn zu löschen, und es bedarf des Begehrens, um Freude und Befriedigung aus geschlechtlichem Tun zu ziehen ... Doch genug hiervon. Der Wald war und ist Tsaholds und Tsaliebs Gefängnis. Sie haben ihn seit jenem schicksalhaften Tag nicht mehr verlassen, und sie werden ihn nicht verlassen, solange es ihn gibt. Für monströse Wesen wie sie – nicht Mensch, nicht Gott, nicht Dämon – gibt es keinen Platz auf der Welt. Hin und wieder zeigt sich einer der Zwillinge – niemals beide –, mit zottigem Pelz bedeckt, den Köhlern, die am Waldsaum hausen und die den Brauch angenommen haben, die gräßliche silberhaarige Kreatur (von der man raunt, daß sie Farindel selbst sei, die Silberfee, daß sie ein Herz aus Glas habe und daß sie jeden, der in ihr Reich eindringe, in Glas oder Eis verwandle) mit Gaben an Kleidern, Tuch, Waffen, Hausrat und Speisen zu besänftigen. Ja, auch Speisen. Obwohl sie nicht essen müssen, tun sie es gelegentlich aus Langeweile, aber Speise und Trank sind fad, unendlich fad ...«

(Anselms Gaumen füllte sich unvermittelt mit dem Geschmack unendlicher Fadheit, den er schon einmal – wann war es nur? – gekostet hatte. Während er wei-

ter lauschte, bewegte er die Zunge im Mund, um den Speichelfluß zu fördern und die Fadheit fortzuspülen.)

»Da Tsahold und Tsalieb einander nach hundert oder zweihundert Jahren nichts mehr zu sagen hatten, verzichteten sie mit der Zeit aufs Sprechen und verlernten so, ihre Stimmen wie Menschen zu gebrauchen. Die Gabe besaßen und besitzen sie nicht, denn da sie ihnen nicht in die Wiege gelegt wurde, kann sie ihnen auch nicht wachsen. *Eine* Gabe aber besaßen sie sehr wohl, ein Talent oder eine Fertigkeit, die sie einstmals beim Erkunden der Wälder erworben oder durch Tsas und Peraines Gunst verliehen bekommen hatten: Da sie von allen Pflanzen die holzbildenden, langsam wachsenden und langlebigen am meisten liebten – vielleicht weil Boron ihnen selbst ein kurzes, frühvollendetes Leben zugedacht hatte –, lernten sie mit der Zeit, das Wesen von Bäumen und Sträuchern zu ergründen. Sie erkannten, warum der Haselstrauch keine Frucht trug, warum das Blatt der Ilme verdorrte oder die Esche im Wuchs verkümmerte, und bisweilen war ihnen, als könnten sie mit der Kraft ihrer Gedanken die Leiden der Gehölze lindern ...«

»Doch dazu braucht es Geduld, die sie nicht hatten in ihrer Flatterhaftigkeit.«

»Nach ihrer Verwandlung jedoch hatten Tsahold

und Tsalieb Zeit im Überfluß, und so schulten sie ihr Talent, aber nicht zum Guten. Sie lernten, das Wachstum von Bäumen und Sträuchern mit der Kraft ihrer Gedanken zu beeinflussen, und was dem Heilen und Helfen hätte dienen können, wurde ihnen ein Werkzeug der Macht und des Zwanges. Das Schloß aus Bäumen, das ihr gesehen habt, der Schandtempel, den Göttern zum Hohn errichtet, das Bett des Baches, aus Wurzeln geformt, die Brücken und Ruhelager, die ihr kennt, und manches, das ihr nicht kennt, sind die Ausgeburt ihrer kranken Phantasie, ein Zeitvertreib für Jahrhunderte. Und wie die Bäume und Sträucher ächzten, welche Qualen sie litten, wenn sie – tagaus, tagein, jahraus, jahrein zu widernatürlichem Wachstum gezwungen – zu Krüppeln gemacht wurden ...«

»Bäume sind sterblich, auch wenn sie ein hohes Alter erreichen können, also sind ihre Leiden endlich. Unsere aber sind immerwährend ...«

(Wieder entstand eine Pause, die Anselm Gelegenheit gab, sich das Bild des Schandtempels ins Gedächtnis zu rufen, und nun bedauerte er, daß, genauso wie bei Tsaliebs Anblick, Panik und Abscheu ihn daran gehindert hatten, das ›Bauwerk‹ gründlicher zu betrachten.)

»Die Geschichte ist noch nicht zu Ende«, fuhr Boronian fort. »Mit der Zeit verbreiteten sich Gerüchte über

uns, unsere gläsernen Körper, unsere Unsterblichkeit im Land, und immer wieder zogen Zauberkundige – mächtige Hexen, Druiden und graue oder schwarze Magier – in den Wald, um uns zu studieren oder zu erlösen, wie sie sagten. Eine Formel, einen Trank oder was auch immer, das uns das menschliche Aussehen zurückgegeben hätte, fand keiner von ihnen. Vielleicht waren sie nicht mächtig oder klug genug, vielleicht lag es aber auch daran, daß sie unsere Unsterblichkeit im Tausch erlangen wollten, denn das war stets ihr Ziel. Manchen gelang es, den Wald zu verlassen, die meisten jedoch fanden, geschwächt vom fruchtlosen Zaubern, nicht mehr hinaus und erlagen schließlich den Bissen der Werwölfe oder dem Sog des Weihers. Die alte Hexe, die uns verleitet hatte, das Ei zu suchen, war die erste, die er verschlang. Wir sahen es ohne Genugtuung, denn auch in der Genugtuung ist ein Gran Freude enthalten, und diese hatten wir verloren ... Warum wir euch vor dem schwarzen Wasser gerettet haben, wollt ihr wissen, nicht wahr?«

»Ja«, piepste Sylphinja kaum hörbar.

»Nun, dafür gibt es zwei Gründe. Merkt gut auf und vergeßt nicht, was ihr nun erfahren werdet. Der erste Grund ist der folgende: Es bereitet dem Weiher Schmerzen, wenn ihm eine Beute entrissen wird, er leidet, und das um so mehr, je näher er seinem Ziele ist. Und auch wenn es uns heute keine Genugtuung

mehr verschafft, ihn leiden zu sehen, so fügen wir ihm doch aus jahrhundertealter Gewohnheit Schmerzen zu als Strafe dafür, was er uns einst tat. Der zweite und eigentliche Grund ist folgender: Ihr paßt nicht, ihr seid ungeeignet. Du, Mann, bist zu groß, und du, Frau, bist zu klein. Seit fast achthundert Jahren suchen wir unter denen, die sich in den Wald verirren, nach einem Menschenpaar, das uns an Wuchs gleicht. Ihr kamt unseren Wünschen recht nahe, und es bedurfte langen Prüfens und Abwägens, bis wir entschieden, daß es sinnlos sei, euch zu töten und zu häuten und aus eurer Haut Hüllen für unsere widernatürlichen Körper zu bereiten. Verbreitet nur das eben Gehörte in der Welt – vielleicht strömen dann bald die jungen Männer und Frauen zu uns ...«

Boronian lachte häßlich, und als er geendet hatte, ergriff Boroniane das Wort: »Noch haben wir keinen Menschen getötet, in all den Jahrhunderten nicht, aber wir werden es tun! Eines Tages finden wir zwei, die haargenau passen, in deren Haut wir schlüpfen können, und dann werden wir es tun!« Sie holte tief Luft, bevor sie weitersprach. »Zwei Wünsche haben wir, die sich in ihrer Unerreichbarkeit und Unvereinbarkeit die Waage halten und so unendlich sind wie unser Leben: menschliche Gestalt zurückzuerhalten und zu sterben ...«

Als der Medicus und die junge Hexe erwachten – sie erwachten tatsächlich genau zur selben Zeit und vermutlich, weil ein Sonnenstrahl ihre Augen kitzelte –, war es hoher Vormittag. Erstaunt blickten sie sich um: So licht und sonnendurchflutet war der Wald, so lieblich sangen die Vögel, so anmutig regten sich die Blätter im Lufthauch, und so süß dufteten Gräser und Blumen, daß ihnen im ersten Augenblick schien, sie seien in paradiesische Sphären geraten. Doch dies Gefühl währte nur einen Wimpernschlag lang. Dann drängten sich, verdüsternd wie schwarze Wolken, die Bilder und Worte der letzten Nacht in ihren Geist, und nun wollte es ihnen nicht länger gelingen, die milde Luft und die Anmut des Ortes zu genießen. Auch scheuten beide sich, einander anzuschauen oder das Wort zu ergreifen, denn soviel gab es zu sagen, und so schwer war es, den Anfang zu machen.

Schließlich erhob sich Anselm, dehnte die vom Schlaf steifen Glieder und fuhr sich mit der Hand durchs Haar, am Hinterkopf verweilend, um dort ein wenig zu kratzen. Er wandte den Kopf, ließ die Augen schweifen, blinzelte, stutzte ... »Die Straße!« schrie er, und schon lief er los. »Komm, Sylphinja, dort ist *wirklich* die Straße.«

Dann standen beide auf der Wiese, blickten über das Land und konnten es kaum fassen, den düsteren Verstrickungen des Waldes endgültig entronnen zu sein.

Anselm räusperte sich. »Dort drüben ist die *Silberfee*«, sagte er und wies auf ein winziges fernes Gebäude. »Genau an dieser Stelle bin ich vor ... nun, ich weiß nicht vor wieviel Tagen ... in den Wald eingedrungen. Seltsam, mir scheint es gestern gewesen zu sein oder vor unendlich langer Zeit.« Er hielt mit gerunzelten Brauen inne. Einerseits drängte es ihn nach menschlicher Gesellschaft, wollte er schnurstracks zum Gasthaus laufen, sich unter die Gäste mengen, die hübschen oder häßlichen, ganz und gar gewöhnlichen Gestalten betrachten und ihren rauhen oder wohltönenden, ganz und gar gewöhnlichen Stimmen lauschen, andererseits hielt ihn etwas zurück, ein schwer faßbares Gefühl von Beklommenheit oder Fremdheit, so als hätten die Erlebnisse im Wald ihn zu einem anderen gemacht. Das wird sich geben, wenn ich erst die Gaststube betreten habe, sagte er sich, spätestens aber dann, wenn ich Tsaiane entdecke. Er mußte ihr unbedingt erzählen, was sich wirklich mit den Zwillingen zugetragen hatte. Er wandte den Kopf zu Sylphinja, und im selben Augenblick wandte sie den ihren ihm zu. Anselm musterte sie aufmerksam fast ungebührlich lang, aber die kleine Ungezogenheit entging ihm, da auch ihre Augen starr und forschend auf ihn gerichtet waren. Das Mädchen hat sich verändert, dachte er, obwohl seine Züge, sein Wuchs, sein Haar, sein Kleid dieselben geblieben waren. Sylphinja wirkte älter, das

Kindliche war von ihr abgefallen, und nun blickte er in die unergründlichen hellen Augen einer jungen Frau von sechzehn Jahren – einer schönen jungen Hexe.

»Ich wollte dich einmal zum Essen einladen, erinnerst du dich? Nun wiederhole ich die Einladung. Wie ist es, sollen wir zur *Silberfee* marschieren? Bis wir dort sind, ist es Mittag, und ich bin fast sicher, daß der Wirt uns zu Ehren heute einen besonders guten Braten bereitet hat«, sagte Anselm, und obwohl er Sylphinjas Antwort im voraus kannte, fügte er hinzu: »Dort kannst du auch meine Reisegefährtin Tsaiane Drosselanger kennenlernen, eine Bardin. Sie wird dir gewiß gefallen.«

»Weder habe ich Hunger, noch sehne ich mich nach fremden Menschen – ich passe auch nicht zu ihnen«, erwiderte das Mädchen. »Doch danke ich für die Einladung. Da sich unsere Wege nun trennen und wir uns vermutlich nicht wieder begegnen werden, wünsche ich dir den Segen deiner Götter für deine Reise und dein Leben. Nur Praios' Segen wünsche ich dir nicht. Leb wohl, Anselmo.«

Natürlich, dachte Anselm mit einem Anflug von Enttäuschung, unsere Wege trennen sich. Für einen winzigen Augenblick hatte er ein Bild vor Augen gehabt: er selbst auf Danilo und rechts und links neben ihm reitend die beiden hübschen Damen, deren Bekanntschaft er gemacht hatte. Aber erstens besaß

Sylphinja kein Pferd, verstand sich vermutlich nicht einmal aufs Reiten, und zweitens war ihr Platz nicht auf der Straße, nicht in Schenken und nicht in Städten. Sie gehörte in den Wald, zu ihren Hexenschwestern. Da hieß es also Abschied nehmen und auseinandergehen, noch bevor man sich recht kennengelernt hatte. Wieder fühlte der junge Mann, wie ein Hauch von Melancholie ihn streifte. Er mochte sich nicht zum Aufbruch entschließen, und Sylphinja schien es ähnlich zu ergehen; immerhin teilten sie seltsame und aufwühlende Erfahrungen, hatten gemeinsam etwas unsagbar Merkwürdiges und Erschreckendes erlebt ...

Anselm ließ sich im Gras nieder und starrte auf den Punkt, wo sich die Straße im Dunst verlor. Einladend wies er auf den Platz neben sich. »Wenn du es nicht eilig hast, so laß uns noch ein wenig verweilen«, sagte er. »Auch ich habe keinen Hunger, wenn ich es recht bedenke, und nach lärmenden Fuhrleuten steht mir ebensowenig der Sinn wie dir ... Was wirst du nun tun? Wohin führt dich dein Weg?«

Sylphinja setzte sich neben ihn, breitete sorgfältig das Kleid über die Knie und umschlang diese mit den Armen. Dann starrte auch sie in die Ferne. »Wenn man ihnen nur helfen könnte«, sagte sie statt einer Antwort. »Gewiß sind sie grausam, aber sie haben uns das Leben gerettet, aus welchen Gründen auch immer. Sie machen mir angst, aber sie dauern mich

auch – auf alle Zeiten in diese widernatürliche Gestalt gebannt und ohne die Möglichkeit, jemals im Tod Erlösung zu finden ... Ich kann mir ein ewiges Leben nicht vorstellen, weiß nicht einmal, ob ich es will, aber ich weiß, daß ich Tsalieb und Tsahold bis an mein Lebensende nicht vergessen werde. Wie grausam sind doch eure Götter, daß sie den Fluch nicht von ihnen nehmen! Denn wenn es vielleicht auch dem mächtigsten Magier der Welt nicht möglich sein mag, Götter könnten es gewiß ...«

»Uns Menschen ist es nicht gegeben, die Götter zu verstehen. Am besten ist es wohl, Ihre Gebote zu befolgen und so zu leben, daß man Ihre Aufmerksamkeit nicht erregt. Vielleicht wissen Sie im fernen Alveran auch nicht um alles, was auf der Erde geschieht.« Anselm machte eine nachdenkliche Pause und runzelte die Brauen noch stärker als zuvor. »Womöglich wären Frau Tsa und Herr Boron bereit gewesen, den Zwillingen ihre geringen Sünden zu vergeben«, fuhr er dann fort, »denn daß Tsalieb und Tsahold einander mehr liebten, als Geschwister es sollten, und daß sie, jung und neugierig, wie sie waren, das wundersame Ei öffneten und den Inhalt tranken, kann ich nicht für schwere Sünden halten; den lästerlichen Tempel jedoch können Sie gewiß nicht verzeihen, und die anderen Zehn auch nicht.«

»Bäume zu widernatürlichem Wachstum zu zwin-

gen, ist eine schändliche Tat, aber wohl eher eine, die Sumu und Satuaria beleidigt«, unterbrach Sylphinja, hielt aber inne, als sie merkte, daß Anselm mit seiner Rede noch nicht zu Ende war.

»Wie dem auch sei, ich glaube, daß es der Götter nicht bedarf, um den Zwillingen zumindest einen der beiden Wünsche zu erfüllen. Ein wirklich großer Magier oder Alchimist müßte doch einen Trank oder eine Salbe bereiten können, der ihren Körpern die Farbe zurückgibt, aber ich als schlichter Medicus und Apotheker, der die Gabe nicht besitzt, kann das nicht, und auch deine Kräfte werden wohl niemals für einen so machtvollen Zauber reichen ...«

»Vermutlich nicht«, stimmte Sylphinja nach einem Weilchen zu. »Immerhin aber bin ich nicht völlig ohne Kraft, so wie ich es war, als du mich trafest. Denn während Tsalieb und Tsahold uns gefangenhielten, ist nach und nach die Kraft in mich zurückgekehrt. Ich spürte bei jedem Erwachen, daß *es* ein wenig gewachsen war. Warum nur haben sie uns so lange bei sich behalten, da sie doch schon bald merkten, daß wir ungeeignet sind? Gewiß taten sie es nicht, damit ich wieder zu Kräften komme. Ob sie sich an unserem Anblick weiden wollten?«

Anselm hob die Schultern. »Wer versteht schon die Beweggründe so grausamer alter und bedauernswerter Kreaturen? Tsaiane, Frau Drosselanger, hat mir

übrigens unterwegs ein Märchen von ebenjenen Zwillingen erzählt, ein Märchen deshalb, weil es die Geschichte völlig falsch wiedergibt. Auch nannten sich bei ihr die Geschwister nicht Tsalieb und Tsahold – in ihrem Märchen waren das die angeblich richtigen Namen –, sondern Sirirí und Luminú. Seltsam, nicht wahr? Willst du nicht doch mitkommen nach Salza oder zumindest bis zur *Silberfee?*« rief er plötzlich und lächelte das Mädchen an. »Wir müssen Tsaiane unbedingt berichten, wie es sich wirklich zugetragen hat.« Aber Sylphinja schüttelte den Kopf.

»Das kannst du ebensogut allein«, sagte sie.

Anselm erwiderte nichts, erhob sich auch nicht, um aufzubrechen. Lange schwiegen beide, in Gedanken versunken. »Ich werde heute abend zurückgehen, um den Besen zu holen«, sagte Sylphinja schließlich.

Wahnsinn! Nein! Laß ab davon! durchzuckte es Anselm, zugleich aber wußte er, daß es keinen Zweck hatte, Sylphinja das selbstzerstörerische Vorhaben auszureden. Den Bruchteil eines Herzschlags lang fürchtete er, sie möchte ihn bitten, sie zu begleiten, aber schon wußte er, daß sie es nicht tun würde, daß sie allein gehen wollte. Gegen besseres Wissen, aus Pflichtgefühl und um kein Schweigen entstehen zu lassen, fing er an, seine fruchtlosen Argumente vorzutragen. »Ich weiß inzwischen, daß sich dein Besen nicht ohne weiteres durch irgendeinen Besen ersetzen

läßt. Ich verstehe, daß du an ihm hängst, daß du dich, wie soll ich sagen, unvollständig oder nackt fühlst ohne ihn. Und du brauchst ihn zum Fliegen, das ist mir bewußt. Aber sieh einmal: Was nützt dir der beste Besen, wenn du tot bist? Und hat Satuaria dir nicht zwei hübsche gesunde Füße verliehen, mit denen du wandern kannst? Du wirst eine Schwester finden, auch ohne Besen! Vielleicht wohnt sie gar im nächsten Wald. Geh nicht zum Weiher! Er wartet ja nur darauf, dich zu verschlingen. Willst du das gräßliche Erlebnis wiederholen? Es war doch gräßlich, nicht wahr? Das kann nicht dein Ernst sein. Tsalieb und Tsahold werden dich kein zweites Mal retten, damit rechne nicht. Komm lieber mit Tsaiane und mir, und wenn's nur bis zum nächsten Wäldchen ist. Ich könnte dich als meine Base ausgeben ...«

»Du weißt, daß ich gehen *muß*«, erwiderte Sylphinja. »Und nicht nur wegen des Besens. Ich muß es für mich selber tun. Wenn ich nicht stark genug bin, dem Sog des Weihers zu widerstehen, dann werde ich sterben, das ist wahr. Aber ich bin stark genug. Er verschlingt nur solche, denen es an Liebe, Freude, Willen und Mut gebricht, und davon habe ich genug. Ich werde dem Weiher trotzen, ich werde leben!«

Sie schwieg, und da Anselm nicht wußte, was er weiter hätte einwenden können, um sie umzustimmen, schwieg auch er. Die beiden saßen so bis zum

Nachmittag, hingen ihren Gedanken nach, richteten nur selten das Wort aneinander und fühlten sich doch auf eigentümliche Weise verbunden. Schließlich – die Praiosscheibe schwebte rötlich-golden einen Daumenbreit über dem Dach der *Silberfee* – erhob sich die junge Hexe. »Ich muß nun gehen«, sagte sie.

Auch Anselm stand auf – jetzt war es also soweit. Er strich sich das Haar aus der Stirn und versuchte zu lächeln. Einer plötzlichen, seinem Naturell im Grunde fremden Anwandlung folgend, schlang er die Arme um Sylphinja und drückte das Mädchen fest an sich. Dann hielt er sie auf Armeslänge von sich entfernt und betrachtete sie lange. »Du bist sehr hübsch«, sagte er, »und du wirst mit den Jahren gewiß immer schöner werden. Es wäre ein Jammer, wenn die Welt dein Erblühen nicht erleben sollte. Also paß gut auf dich auf! Versprich mir, daß du keinen Fuß in das schwarze Wasser setzen wirst.« Die Hexe nickte. »Du hast wunderbare Augen, wie Türkise, wie der eiförmige Stein an deinem Hals ...«

»Mein Glücksbringer.«

»Möge er dir Glück bringen. Und so wie du mir den Segen der Zwölf gewünscht hast, der Elf, um genau zu sein, so wünsche ich dir Satuarias Segen. Leb wohl, Sylphinja.« Abrupt drehte Anselm sich um und stapfte davon. Ein helles »Auch du lebe wohl« folgte ihm.

Eine gute halbe Stunde später hatte der Medicus die Schenke erreicht. Als erstes schaute er nach Danilo, der wohlversorgt im Stall stand und den Gruß »Na, wie steht's, alter Knabe?« mit einem freundlichen Schnauben beantwortete. Wohlgemut betrat er die Schankstube, doch wie überrascht war er, als der Wirt bei seinem Anblick fast den Bierkrug fallen ließ und ihn anstarrte wie eine Erscheinung. »Travia zum Gruße, Wirt«, sagte Anselm und versuchte, seiner Stimme einen munteren Tonfall zu verleihen. »Was schaut Ihr? Ist mir eine zweite Nase gewachsen?« Doch dem Mann war offenbar nicht nach Scherzen zumute.

»Ihr ... Ihr seid zurückgekehrt?!« stammelte er. »Nach sieben Tagen seid Ihr doch noch zurückgekehrt?!« Und so erfuhr Anselm nicht nur die genaue Dauer seines Aufenthaltes bei Tsalieb und Tsahold, sondern auch, daß es in der Gegend als gewiß galt, daß einer, der nach drei Tagen nicht aus dem Farindelwald herausgefunden hatte, für immer dort verschollen bleibe. Weiterhin erzählte ihm der Wirt, daß die Bardin vor vier Tagen abgereist sei, entmutigt zwar, aber nicht hoffnungslos. Sie habe nämlich die Kammer und das Pferdefutter für zwei Wochen im voraus bezahlt. Er nahm einen Schlüssel vom Haken und reichte ihn dem Medicus. »Ihr müßtet alles so vorfinden, wie Ihr es verlassen habt«, sagte er. »Schaut nur nach. Und wenn Ihr Euch ein wenig er-

frischt habt, so macht mir die Freude, mir von Euren Erlebnissen zu berichten. Ihr sollt mein Gast sein, und ich will gewiß nicht an Bier und Braten sparen.«

Nachdenklich stieg Anselm die Treppe hinauf: Tsaiane fort, Sylphinja im tödlichen Wald, die Kammer für zwei Wochen bezahlt ... Er war verwirrt und seltsam niedergeschlagen. Doch hellte sich seine Stimmung auf, als er das Pergament auf seinem Lager entdeckte und in der Anschrift *An Herrn Anselmo Pecarion* Tsaianes schwungvolle Handschrift erkannte. Der Brief war versiegelt, das Siegel nicht erbrochen. Er lautete folgendermaßen:

Lieber Anselmo!
Mögen Hesinde, Peraine und Tsa Euch beistehen, daß Ihr zurückfindet aus dem Farindelwald! Ich kann und will nicht glauben, daß Ihr verschollen oder tot seid, und wenn Ihr diese Zeilen lest, sind meine Gebete erhört worden. Leider kann ich nicht auf Euch warten, aber ich bin voll Zuversicht, daß wir uns in Nostria, spätestens aber in Salza wiedertreffen werden. Bringt mir dorthin eine anrührende und spannende Geschichte oder ein schönes Lied mit. Es grüßt Euch
Tsaiane Drosselanger

Post scriptum
Ich habe mir erlaubt, zwei Dukaten und neun Silberstücke aus Eurer Habe zu entwenden und sie dem Wirt als Vor-

auszahlung für die Kammer, Heu, Stroh und Hafer zu überlassen. Ich hoffe, das war in Eurem Sinne.

Der Bursche ist ein Schlitzohr. Laßt Euch nicht von ihm übers Ohr hauen!

Anselm schmunzelte. Die Welt war (fast) wieder in Ordnung: Tsaiane war nicht so spendabel, wie er einen Augenblick lang geglaubt hatte, der Wirt war ein Schlitzohr (in der Tat!), aber dumm oder vorsichtig genug, nicht vor der Zeit zu schnüffeln ... Er sollte für sein Bier und seinen Braten eine schöne Geschichte zu hören bekommen.

Und so erzählte Anselm eine halbe Stunde später, dramatisch gestikulierend und immer wieder von Zwischenfragen unterbrochen, dem erstaunten Mann, seiner Frau, dem Schankburschen und den Gästen, die sich bald um seinen Tisch scharten, von den Wurzelgnomen, die ihn in ihr unterirdisches Reich gelockt hatten, von dem grünlichen Licht, das dort herrschte, von den scheußlichen Maden und Würmern, die beständig ihre feisten Leiber durch die erdigen Wände bohrten, von den gutmütigen knollennasigen Gnominnen, die ihn vor lauter Liebe gar nicht mehr hatten ziehen lassen wollen, und von der silberhaarigen Frau, die ihn zu guter Letzt, als er schon alle Hoffnung verloren glaubte, gerettet und in Praios' Licht zurückgetragen hatte ...

Noch in derselben Nacht begann Anselm, die Erlebnisse im Farindelwald niederzuschreiben. Er wollte alles festhalten, solange seine Erinnerung noch frisch war. Er schrieb von den Tarnelen und Einbeeren, wie sie ihn immer tiefer in den Wald gelockt hatten, so daß er sich schließlich verirrte. Als er die Begegnung mit Sylphinja schilderte, fiel ihm unvermittelt ein, daß er sie hätte fragen sollen, ob sie nicht etwas über eine Hexenschwester wisse, die vor vielen Jahren in einer wie auch immer gearteten Beziehung zu einem almadanischen Medicus gestanden hatte. Nun war es zu spät. Einen Anflug von Ärger scheuchte er fort, indem er sich sagte, daß die Kleine zu jung war, um etwas darüber zu wissen, und daß Juchos Verhältnis zu der Frau vermutlich von zu geringer Bedeutung gewesen war, um in Hexenkreisen je die Runde zu machen.

Bei Anselms Rückkehr zur *Silberfee* schrieb man den dreiundzwanzigsten Rahja. An eine rasche Weiterreise war nicht zu denken, denn keiner der Gäste wollte an den *Namenlosen Tagen* durch die berüchtigten Sümpfe ziehen. Dem Medicus war es recht – so hatte er ausreichend Muße für seine Niederschrift. Er vollendete den Bericht von den verfluchten Geschwistern aus dem Farindelwald am dreißigsten Rahja.

Am ersten Praios des Jahres fünfundzwanzig Hal sehen wir ihn frohgemut gen Nostria reiten.

Als Anselm davonschritt, spürte auch Sylphinja einen Hauch von Wehmut ihre Seele streifen. Sie sah dem fremden Mann so lange nach, bis Staub und Nachmittagsdunst seine Konturen verwischten. Leb wohl, wiederholte sie in Gedanken.

Nun war sie wieder allein, allein mit den Geschöpfen Satuarias. Sie lauschte auf das Zirpen des Grases, das Rascheln der Blätter, das Krabbeln, Schaben und Knabbern der winzigen Tierchen, die zwischen den Halmen, im Boden und unter der Borke hausten, und als Anselm ihrem Blick entschwunden war, war auch die Wehmut verflogen. Erregt, fast wie in Vorfreude machte die Hexe sich auf den Weg, den Weiher zu finden.

Nach wenigen Schritten umfing sie grünliche Dämmerung, mit goldenen Punkten gesprenkelt. Sylphinja suchte nicht, sie ließ sich treiben. Sie wußte, daß ihre Füße von selbst den rechten Weg einschlügen, hätte der Weiher sie erst entdeckt und sein Netz über sie geworfen. Und sie wußte auch, daß kein Baum sie foppen, keine Hecke sie hindern und keine Blume sie einschläfern würde, denn diesmal wollte sie nicht entkommen. Die Frage ›Ist meine Entscheidung richtig?‹, die sich in ihren Geist stehlen wollte, vertrieb sie mit Lachen, und die Furcht, die in ihr Herz zu kriechen versuchte, verscheuchte sie mit Singen. Nie hatte es so hell und silbrig im Farindelwald geklungen.

Als ein kalter Hauch sie streifte, wußte sie, daß sie entdeckt worden war, und als eine dunkle Wolke sich vor ihren Geist schob, wußte sie, daß es kein Zurück mehr gab. Aber sie wollte ja auch nicht zurück, sie wollte zu ihm, wollte ihm trotzen! Höhnisch ließen die Bäume die Blätter rascheln, boshaft zwinkerten sie mit ihren Astlöchern, aber Sylphinja antwortete mit einem Lächeln. Sie ließ all ihren Mut und all ihre Liebe in *es* strömen, und da fühlte sie, daß die Wolke sich auflöste, daß sie schwand wie Nebel im Sonnenschein. Hell jauchzte sie da, lachte und ahmte in ihrer Freude den Ruf der Drossel nach, und von fern erwiderte eine Drossel ihren Gruß.

Die Hexe bemerkte kaum, wie der Nachmittag dem Abend wich und diesem die Nacht folgte, sie spürte nur den finsteren Sog stärker und stärker werden. Aber sie hatte einen Panzer aus Trotz und Freude um ihr Herz gelegt, der verhinderte, daß Trauer, Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit in es eindringen konnten. »Nein«, sagte sie laut, mit heller, kaum bebender Stimme, »du wirst mich nicht verschlingen! Ich bin stark, ich werde dir widerstehen. Ich werde meinen Besen holen und zu den Schwestern fliegen!«

Um Mitternacht erreichte Sylphinja den Teich. Schwarz und reglos lag er da, starrte sie voll Bosheit an und zugleich durch sie hindurch ins Leere, war ein Auge, ein Loch und ein bodenloser Abgrund. Ein

Schauder erfaßte sie, ließ den Panzer ächzen, und schon spürte sie, wie er spröde und rissig wurde. Sie sah den Besen; er lag am Ufer, dort, wo er ihr entglitten war. Fünf Schritte trennten sie von ihm, und so setzte sie langsam Fuß vor Fuß, darauf bedacht, nicht aufs Wasser zu blicken und das Bröckeln und Knakken des Panzers nicht zu hören. Und doch, er barst, Stück für Stück, sie konnte es nicht verhindern.

Nun hatte Sylphinja den Besen erreicht. Sie kniff die Augen fest zusammen, dachte an die Mutter, an Gwynnel, an den fremden Medicus und die fernen Schwestern, beschwor mit ungeheurer Kraft alles Glück herauf, das sie je empfunden, und so gelang es ihr, die Stimme zum schrillen Schrei »Du kriegst mich nicht, Abscheulicher! Nie und nimmer!« zu erheben. Dann spie sie hart ins Wasser, stampfte heftig mit dem Fuß auf, bückte sich rasch und packte den Besen.

»Gut gemacht, Töchterchen«, erklang es weich und singend, und nun erst gewahrte Sylphinja die Frau, die reglos am Waldrand stand. Sie mochte einen halben Spann größer sein als das Mädchen, war in ein schimmerndes Gewand von Purpur, Scharlach und Violett gehüllt, hielt lässig einen Besen in der Hand und trug das flammendrote Haar über den Ohren zu Schnecken gerollt und am Hinterkopf zum Pferdeschweif gebunden. Dunkel schillerten die Augen, und die Lippen teilten sich zum Lächeln. »Du hast mich

gerufen, und ich habe dich gehört«, sagte sie. »Lange habe ich dich gesucht, und nun habe ich dich gefunden. Laß uns fortfliegen, hier ist nicht gut verweilen!« Sie stieg auf ihren Besen, und Sylphinja tat es ihr gleich.

Wenige Augenblicke später hörte man es rauschen, brausen und flattern, und rotes Haar tanzte im Wind, als die Hexen sich in die Lüfte erhoben und nach Nordwesten davonflogen.

Erklärung aventurischer Begriffe

Die Götter und Monate

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar

9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März
10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April
11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks – entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe – entspricht Juni

Die Zwölf = Die Gesamtheit der Götter
Der Namenlose = Der Widersacher der Zwölf

Maße, Münzen und Gewichte

Meile = 1 km
Schritt = 1 m
Spann = 20 cm
Finger = 2 cm

Dukat (Goldstück) = 50 DM*
Silbertaler (Taler, Silberstück) = 5 DM*
Heller = 0,5 DM*
Kreuzer = 0,05 DM*

---

* Neue DSA-Regeln sehen einen realistischeren Umrechnungsfaktor vor. Hiernach ist der Dukat ca. DM 250,– wert. Auch die anderen Münzwerte sind entsprechend anzuheben.

Unze = 25 g
Stein = 1 kg
Quader = 1 t

Himmelsrichtungen

Osten (Rahja), Süden (Praios), Westen (Efferd), Norden (Firun)

Begriffe, Namen, Orte

Albernia = westliche Provinz des Mittelreiches
Almada = südliche Provinz des Mittelreiches
Alveran = Wohnort der Götter
Alveraniar = Götterbote
Answinismus = Herrschaft des Thronräubers Answin Rabenmund
Aranien = südöstliche Provinz des Mittelreiches
Bannstrahl = Orden der Praioskirche
Beleman = kräftiger Westwind
Boronanger = Friedhof
Dere = die Welt
Difar = niederer Dämon (flinker Difar = Durchfall)
Donf = aventurische Heilpflanze
Feldscher = Wundarzt im Kriege

Garethi = aventurische Hochsprache des Alten und Neuen Reiches
Goldleim = ätzender Saft der Naphtanstaude
Golgari = der Totenvogel, Borons Bote
Götterlauf = Jahr
Imman = Mannschaftsballspiel (hockeyverwandt)
Levthan = von Hexen verehrter Halbgott
Lykanthropie = Lehre von den Werwesen
Madamal = Mond
Namenlose Tage = 26.-30. Rahja; die Namenlosen Tage werden dem Namenlosen zugeordnet, gelten als verflucht
Nostria = 1. Königreich nördlich von Albernia; 2. Hauptstadt des Königreichs Nostria
Oger = Menschenfresser
Ork = zweibeiniges pelziges Monster
Pathulin = Leim von extremer Klebkraft
Prem = Hafenstadt in Thorwal
Praioslauf = Tag
Praiosscheibe = Sonne
Salza = Stadt in Nostria
Satuaria = Tochter Sumus
Sumu = Erdriesin
Sumus Leib = die Erde
Tarnele = aventurische Heilpflanze
Thorwal = 1. Land im Nordwesten, Heimat der Thorwaler; 2. Hauptstadt des Landes Thorwal

Traschbart = heilkräftige Baumflechte
Traviabund = Ehe
Tsafest, Tsatag = Geburtstag
Vierblättrige Einbeere (Vierblatt, Einbeere) = aventurische Heilpflanze
Zorgan = Hauptstadt von Aranien
Zorgan-Pocken = zumeist tödlich verlaufende Seuchenkrankheit